Lebensbilder

aus Tirol.

Von

einem Nordländer.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1858.

Seiner

theuren Schwester

Meta

gewidmet

von dem

Verfasser.

Einleitung.

Die Blume der Welt.

No vieramos el nostro al padre eterno,
Vivieramos en llanto sempiterno,
Serenissima virgen, si no hallara
Tal madre Dios, endonde el encarnara.
Luis Ponce de Leon.

Inhalt.

I.

Das Wiedersehen auf der Piazza.

Es ist ein Nachmittag im Monat April. Die Militärmusik spielt auf dem Markusplatze, und wie immer bei dieser Gelegenheit, durchwogen unzählige Spaziergänger ihn und seine nächsten Umgebungen. Neben den alten Procurazien, welche, von der Sanct Markuskirche aus den nach ihr benannten Platz betrachtet, den linken, mit dem Observatorium Galilei's, dem Campanile schließenden Seitenflügel bilden, ergeht sich die vornehme venetianische Gesellschaft. Mit würdevoll abgemessenen Schritten wandelt sie paarweise in langen, dichten Reihen auf und ab. Schweigen herrscht; nur hier und da plaudert ein bleicher, schwarzbärtiger Nobile mit seiner Dame, deren Gluthaugen wie zwei Sterne eines italienischen Himmels durch den Schleier hindurchblitzen, oder der Freund ruft dem Freunde die gewöhnlichen Begrüßungsformeln, ein buon passeggio, buon divertimento zu.

Mitten auf dem Platze waltet ein geräuschvolleres, bunteres Treiben; um die im Kreise aufgestellten Musiker drängt sich das Volk, das den ihm gebotenen Ohrenschmaus so recht vollständig genießen und sich doch auch

nicht in den Ausbrüchen seiner Lebhaftigkeit Schranken setzen will. Soldaten in weißen Waffenröcken und blinkenden Helmen lauschen dem Spiel ihrer Kameraden. Der Gondelier, die griechische Mütze auf dem wirren, schwarzen Lockenhaare, um den Leib das wollene Tuch mehrfach geschlungen, dessen lebhaftes Roth schön absticht gegen die blauen Beinkleider und das weiße Hemd, gibt sich behaglich dem Genusse der Musik und seines Mittagbrodes hin, das, aus einem gewaltigen Stücke gelben Polentas bestehend, von Zeit zu Zeit dem Munde zugeführt wird. «Bella patina! bella patina!» Ein Schuhputzer rühmt mit gellender Stimme seine Wichse, und ehe der Fremde, der stehen blieb, um das Mienenspiel zweier erzürnter Gondeliere zu beobachten, sich dessen versieht, ist der Schuhputzer bereits beschäftigt, an seiner Fußbekleidung die Wahrheit dessen, was er so entschieden behauptet, unwiderleglich darzuthuen. «Aqua fresca, aqua fresca!» ruft's unaufhörlich, und mit diesen Ausrufen und den Tönen der Musik mischt sich das Rollen eines Karrens, vor den sich sein Besitzer selbst gespannt hat. Nur ungern blickt der Bewohner der Lagunenstadt auf ein Gefährde, welcherlei Art es auch sein möge; wie ihm der Sinn für Bäume und Blumen fehlt, so daß er die ihm geöffneten Gärten fast niemals besucht, so ist er auch gleichgiltig gegen Wagen und was denen ähnelt, oder hält es wenigstens für seiner unwürdig, auf ein Beförderungsmittel Werth zu legen, dessen er sich zu bedienen durch die Lage seiner Vaterstadt verhindert wird. Der Karrenbesitzer scheint ein ächter Venetianer zu sein.

Sein Karren ist nicht viel anders als eine auf Rädern ruhende Gondel von Blech; die ist so blank polirt und alles Uebrige so sauber bemalt mit grüner und blauer Farbe, daß der Durstige sich schon im Voraus von der Vortrefflichkeit des flüssigen Inhaltes überzeugt hält, und es der Anpreisung des Ganymed in blendendweißen Beinkleidern und Jäckchen von Leinwand nicht bedurft hätte. Venedigs Wasser ist im Allgemeinen höchst mittelmäßig, da wundert's mich um so weniger, daß ein stämmiger Sohn der Berge, den vielleicht ein Gelübde von den Höhen des Apennin herab nach San Marco pilgern hieß, eilfertig auf den verlockenden Gondelkarren zuschreitet, während die hohen Absätze und langen Nägel seiner Gebirgsschuhe gar eigenthümlich klappern und rasseln. Ein gefülltes Glas wird ihm gereicht; den Kopf zurückgebeugt, daß die strähmigen schwarzen Haare lang herunterhängen, die dunkelbraune Brust hervorgekehrt, schlürft er mit Behagen den kühlen Trank.

Es tritt eine Pause in der Musik ein; eine andere läßt sich hören; «Palermo, Signori, Palermitani!» und der deutsche Fremdling, der an die rauhen Laute seiner Muttersprache gewöhnt ist, zieht jene wohlklingenden, mit kräftiger Stimme gesprochenen Worte den herrlichsten Ouvertüren und Märschen vor. Neugierig blickt er nach der Seite hin, woher sie dringen. Wenige Schritte von den neuen Procurazien, nicht weit von da, wo man in die Hauptverkehrsader Venedigs, die Mercerie einbiegt, schimmern große Haufen röthlich-gelber Orangen, und siehe, schon bewegen sich Menschen dorthin, um ihren

Durst zu löschen, den das Wasser der Karrengondel nicht ganz zu stillen im Stande gewesen war. Ab und zu fluthet das Menschengewoge; auf's Neue beginnt die Musik, ein lustiger Marsch ertönt, rascher schlagen die Pulse bei Jüngling und Mädchen, mit dem Fuße schlägt Mancher den Tact und bezwingt kaum die Lust, die durch alle Adern rinnende, mit seiner schönen Nachbarin den Tanzreigen zu eröffnen, die Piazza entlang. Solch einen hohen herrlichen Tanzsaal bietet kein Kaiserpalast. Marmorn sind drei seiner Wände, die Procurazien, und aus den kostbarsten Steinen aufgeführt steigt die vierte, die Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln und ihren schimmernden Mosaiken zu der himmelblauen Decke empor, welche sich über den schönsten Saal der Welt wölbt.

Erst vor wenigen Wochen, mit Empfehlungsschreiben versehen, in Venedig angelangt, wo ich sprachlichen und historischen Studien obliegen wollte, konnte ich mich noch immer nicht satt sehen an den Eigenthümlichkeiten seiner Piazza. Eben stand ich vor der Sanct Markuskirche und betrachtete wiederum die vier Pferde des Lisipp von vergoldeter Bronze, welche einst Nero's und Trajans Triumphbogen schmückten, von Constantin nach Constantinopel und von dort durch den Podestà Marino Zeno nach Venedig gebracht wurden. „Ihnen gefällt Venedig, mein Herr, nicht wahr?" fragte mich ein blasser, junger Mann, in abgetragenen, aber sauber gehaltenen Kleidern. Wohnhaft in einer der engen Gassen, woran Venedig so reich ist, in welche nur ein kleines Stück blauen

Himmels zwischen den hohen Häusern zu beiden Seiten hineinlugt, seines Standes ein Handwerker, dessen Dienste ich einige Mal in Anspruch genommen hatte, gehörte er zu denjenigen Bekannten, die mir nicht meine Empfehlungsbriefe, sondern mein Eingehen in die Lebensverhältnisse und Anschauungen des mich umgebenden Volkes erworben hatte. Er repräsentirte in jeder Hinsicht den venetianischen Mittelstand, welcher den höheren Classen der Gesellschaft viel näher steht, als dies in anderen, besonders deutschen Städten der Fall ist. Wenn ein Sprosse aus dem edlen Geschlechte der Foscari als armseliger Gondelier den Canal Grande entlang fährt, an dem Palaste seiner Ahnen vorüber, der jetzt zur Kaserne eingerichtet von wüsten Soldatenliedern widerhallt, so brauchte ich nicht Anstand zu nehmen, den Versicherungen des jungen Kleidermachers Glauben zu schenken, daß er einem Patriziergeschlechte angehöre, aus dem vor Zeiten tapfere Dogen, gelehrte Cardinäle hervorgingen. Seinem edlen, bleichen Antlitz hatten Ernst und Wehmuth ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Wird ja der Fremde von solchen Gefühlen ergriffen, wenn er nicht nur den farbenstrahlenden, belebten Markusplatz und die Riva degli Schiavoni in Augenschein nimmt, sondern auch die übrigen Stadttheile mit ihren leer stehenden, verwitterten Palästen, ihren einsamen, grasbewachsenen Campi. Was Wunder, daß der edle Venetianer, wenn er auch die Nadel oder den Pfriemen führt, innerlich und äußerlich von der Physiognomie seiner Vaterstadt annimmt, an welche sich tausend schöne Familien-Erinne-

rungen knüpfen, die einer längst vergangenen, besseren Zeit angehören. „Die wenigen Sonnenstrahlen, die den Weg in mein Stübchen fanden,“ sagte der junge Mann, „haben mich auf die Straße gelockt, und wohin anders sollte ich meine Schritte wenden, als nach der geliebten Piazza? Schön ist noch immer Venezia!“ und eine stolze Freude verklärte seine Züge, wie er sich rings umschaute, „noch immer ist sie die Blume der Welt!“ „Und die Piazza ihr Kelch,“ fügte ich hinzu. Wir trennten uns wieder; er wandte sich nach der Piazzetta, ich schlug den entgegengesetzten Weg nach den neuen Procurazien ein.

Die Mannigfaltigkeit an Kunst- und Luxusgegenständen, welche die Kaufläden unter den Arkaden der neuen Procurazien darbieten, ist so groß, daß ich nicht selten in meinem Gange inne halte, um bald Dieses, bald Jenes zu betrachten, hier einen Schmuck von ächten orientalischen Perlen, dort eine goldene Kette, deren einzelne Glieder so fein sind, daß man sie kaum mit bloßem Auge zu unterscheiden vermag. Sah ich mir auch eben die Markuskirche an, ich verweile nichts desto weniger gern einige Augenblicke, um sie wiederum auf jenem vortrefflichen Bilde zu bewundern, das die Al Tiziano benannte Kunsthandlung, mit dem Porträt des großen Meisters über der Thüre, ausgestellt hat, und daneben das Werk Filippo Calendario's, den Dogenpalast, mit seiner netzförmigen Gewandung von rothen und weißen Marmorquadern, mit seiner um den ersten Stock laufenden Säulenhalle, die an eine Alhambra und andere Paläste maurischer Fürsten erinnert. Ich blicke auf nach dem Nach-

barfenster hinüber. Welch' wohlbekanntes Bild glänzt mir entgegen? Trügt mich mein Auge? Trete ich näher herzu oder eile ich mit beflügelten Schritten vorüber, abgewandten Gesichtes, daß nicht die Wirklichkeit den lieblichen Traum vernichtet, der aus längst vergangenen Zeiten in mir aufsteigt? Nein, kein Trugbild täuscht mich! Es sind dieselben Gestalten, dieselbe Anmuth und Würde, das gleiche Gewand und auch die Lehne des Sessels, die dem Kinde so viel zu denken gab, ist die gleiche. Mag auch der Rahmen von Gold und der Stahlstich feiner sein, als der, zu dem ich einst täglich emporsah, das Bild ist dasselbe. Lange stehe ich da, im Anschauen verloren. Jedes Löckchen des pausbackigen Knaben, die geringste Falte, welche das mütterliche Gewand wirft, durch eine Reihe von Jahren in der Erinnerung verwischt, schaue ich an, immer und immer wieder, daß das Bild im Ganzen und Einzelnen mir sich dies Mal unvergeßlich einprägt.

Die Musik ist zu Ende. Die neuen Procurazien, während derselben vereinsamt, füllen sich auf's Neue. Aber der Mensch, wenn mächtige Gefühle auf ihn einstürmen, schmerzlicher oder freudiger Art, will mit ihnen allein sein. Trifft ihn ein unvorhergesehenes herbes Mißgeschick, flüchtet er sich vor den Blicken Anderer, auf daß Niemand gewahre, wie er mit seinem Schmerze ringt und kämpft. Auch mit übermächtiger, jeden Nerv ergreifender Freude gilt es zu kämpfen, daß die Uebermacht weicht und besonnene Ruhe, die Mutter weiser Entschlüsse, in das erregte Gemüth zurückkehrt. Ich sagte dem Kunst-

laden Al Tiziano für dieses Mal Lebewohl, der mich der Piazza, ja Venedig entrückt, und während ich das zum Verkaufe ausgestellte Bild in dem Goldrahmen betrachtete, über die blaue Adria, über schneebedeckte Berge und brausende Ströme nach einem freundlichen Hause nicht weit vom Gestade des baltischen Meeres versetzt hatte. Unwillkürlich dem Menschenstrome folgend, wanderte ich die Arkaden entlang; aber ich blickte nicht, wie ich sonst zu thun pflegte, rechts und links, um mich an den Herrlichkeiten des Markusplatzes zu ergötzen. Das Kleinod, an dem ich soeben mein Auge geweidet hatte, war für mich köstlicher, als Diamanten und Perlen, als Paläste von Marmor und buntem Gestein; es nahm mein ganzes Sinnen und Denken in Anspruch, und mein Geist weilte an der Bernsteinküste, indeß mein Leib der Lagunenstadt angehörte.

«Una barca, Signore, una gondola! Al Lido, al mar!» Ich erwachte aus meinen Träumereien. Schon hatte ich die Procurazien im Rücken und befand mich auf der Piazzetta, vor mir die Lagune und in ihrem Schoße die Insel San Giorgio maggiore, deren schlanker Thurm sich schön abhob gegen den rosig angehauchten Himmel. «Al mar?» tönte es wiederum fragend. „Zum Meere, zum Meere!" jubelte es in meinem Herzen. „Da bist du ja zu Hause, da kannst du der Kindheit gedenken, wie nirgends sonst!" Gondeliere umdrängen mich, ich wähle einen von ihnen und springe am Thore des kaiserlichen Gartens in die Gondel. «Al Lido, al mar!» Pfeilschnell schießt das Fahrzeug unter den kräftigen Ruderschlägen

des braunen Sohnes der Lagunen dahin; bald ist der Kaisergarten mit seinen düsteren Cypressen meinen Blicken entschwunden.

II.

Ostsee-Erinnerungen an der Adria.

Santa Maria Elisabetta, der gewöhnliche Landungsplatz der Gondeln, Barken und Wasseromnibus, welche Venetianer und Fremde nach dem so hochberühmten, selbst von Petrarca besungenen Lido bringen, war erreicht. Ich stieg an's Ufer und schritt quer über den langen, schmalen Streifen Landes, der den Namen „Lido" führt, um so schnell wie möglich das Meer zu erreichen. Nach einer Viertelstunde war der Lido überschritten und das Meer lag vor mir, das blaue Meer mit dem blauen Himmelsbogen darüber, rauschend und schäumend, wie in der Heimath. Sandhügel zogen sich am Gestade entlang, was ich so oft als Kind gethan hatte, that ich auch heute, ich lagerte mich auf einem derselben. Ich gedenke des Bildes, und die Tage der Kindheit und des früheren Jünglingsalters stiegen vor mir auf, während das Ohr der gewohnten Wogenmusik lauschte.

Strickend sitzt die Mutter im Armstuhle am Fenster, mit seinen Nelkenstöcken und Geranien; das Söhnchen spielt zu ihren Füßen. Die Dämmerung bricht herein und die Mutter legt den Strickstrumpf ins Fenster. Was das zu bedeuten hat, weiß das Söhnchen gar wohl, eins, zwei, drei ist es ihr auf den Schoß gesprungen, und sie

legt den Arm um dasselbe, herzt es und küßt es. Hinter der großen Pappel am Ende des Gartens glänzt der Mond immer klarer und klarer; der ist ein besonderer Freund des Knaben, ist ihm schon ganz vertraut geworden, soviel hat die Mutter vom Monde erzählen müssen. Die Nacht kommt heran und in der Ferne blinkt das Meer wie flüssiges Silber. Der kleine Knabe war schon oft auf dem Meere, aber zum Monde konnte er nicht gelangen; der war am Tage gar nicht einmal zu sehen, sonst hätte er auch vielleicht ihn erreicht, wenn er die große Pappel hinauf geklettert wäre. Vom Monde muß ihm die Mutter um so viel mehr erzählen, sie thut es auch heute, und als sie damit zu Ende ist, zündet sie eine Kerze an. Was das zu bedeuten hat, weiß das Söhnchen ebenfalls: aber es geht nicht so rasch an's Auskleiden, wie es der Mutter auf den Schoß sprang. Endlich liegt es in seinem weißen, weichen Bettchen und die Mutter hat wiederum eine Arbeit zur Hand genommen. Ueber dem Bettkorbe des Knaben hängt Mutter Maria mit dem Kinde Jesu auf dem Arme, demselben, der ihm, wenn er das Jahr hindurch artig ist, am Weihnachtsabend goldene Aepfel und Nüsse, Zuckerkirschen und Erdbeeren und viele andere schöne Dinge bringt. Er sieht zu dem Bilde empor, dann schließt er die müden Aeuglein.

Der erste Blick beim Erwachen, der letzte vor dem Einschlafen, sie fallen regelmäßig auf das Bild. In keinem anderen Zimmer und Hause sieht der Knabe ein ähnliches, was ist natürlicher, als daß er eifrig über

Alles nachdenkt, was darauf gemalt ist. Mutter Maria ist viel schöner als das Kind Jesu, und doch weiß die Mutter fast gar Nichts von ihr zu erzählen, ja droht zuletzt, der Fragen müde, die sie nicht beantworten kann, das Bild fortzunehmen, von dem sie kaum mehr wisse, wie es ins Haus und an die Wand gekommen sei. Darüber hat der Knabe seine eigenen Gedanken, er hütet sich fernerhin wohl, zu fragen, das Bild ist ihm lieber geworden als sein liebstes Spielzeug, und Alles wird jetzt noch genauer betrachtet, als früher. Neben Mutter Maria's Rücken befindet sich Etwas, was mit einem Leuchter und einer Stuhllehne Aehnlichkeit hat und doch keines von beiden zu sein scheint; unaufhörlich sinnt der Knabe darüber nach, wie gern fragte er irgend Jemanden danach, aber er wagte es nicht.

Einst kommt sein Bruder, der schon ein gelehrter Student ist, nach Hause. „Das ist die Madonna della Sedia," sagte er zu der Mutter, auf das Bild deutend. Der Knabe steht daneben, «Madonna della Sedia,» wiederholt er für sich und sagt es täglich mehrere Male her, ganz leise, ohne Jemanden ein Wörtchen davon zu sagen. Madonna della Sedia! wie herrlich klang das und doch so unverständlich! Es waren die ersten italienischen Worte, die der Knabe hörte und sprach.

Er wuchs heran, ein Lehrer wurde ins Haus genommen, um mit dem A B C den Grund zu den Kenntnissen zu legen, mit denen die Eltern in treuer Liebe den Geist des Sohnes bereichern wollten. Den Lehrer durfte man schon in der Religionsstunde bitten, von Mutter Maria

zu erzählen, aber der sagte nicht viel mehr davon als die Mutter. „Schwester Maria würde sich allzuviel auf ihren Namen einbilden," sprach der Knabe zu sich selbst, „wenn sie von Mutter Maria viel Schönes hörte, ist überdies schon übermüthig genug!" Schwester Maria, die mit dem Bruder den Religionsunterricht theilte, zählte zwei Jahre mehr als dieser und machte ihr Uebergewicht als Aelteste jeweilen ihm gegenüber auf fühlbare Weise geltend.

Eine neue Welt ging dem Knaben auf, als er das stille elterliche Haus mit der Landeshauptstadt vertauschte, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Declinationen und Conjugationen, Schul- und Spielkameraden ließen das Bild, das er mitgenommen hatte, so sehr in den Hintergrund treten, daß es ihm sogar abhanden kam. Aber die Erinnerung daran schwand niemals gänzlich und erwachte nach mehreren Jahren wiederum auf das Lebhafteste, als mir, dem Knaben Bücher in die Hände kamen, in denen von der heiligen Jungfrau sowohl, wie von Titian, Raphael und anderen Meistern die Rede war, welche jene bildlich dargestellt haben; auch die Madonna della Sedia wurde erwähnt. Im Katechismus stand: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, geboren von der Jungfrau Maria;" mir schien die Verehrung der Jungfrau Maria in hohem Grade gerechtfertigt zu sein, Gottes Mutter mußte sich durch seltene Tugenden ausgezeichnet haben, und schon suchte ich den Katholicismus mit dem Protestantismus zu vergleichen.

Die Fenster des Schulzimmers gingen auf einen Meerbusen, die Schlei, hinaus, an dessen gegenüber liegendem Ufer sich die Kirche von Haddebye, die älteste des Nordens erhebt. Dort am Gestade der See taufte der Apostel des Nordens, Ansgarius, unzählige Heidenschaaren, die Kirche wurde gebaut, und noch jetzt zeigt man die Ueberreste der Kanzel, auf welcher Ansgarius die Neubekehrten im Glauben stärkte und kräftigte. Aber in der Schule war von dergleichen nicht die Rede, in dem alten Rom und Athen waren wir zu Hause, von der Geschichte und den Denkwürdigkeiten der eigenen Heimath erfuhren wir so gut wie Nichts. Ansgarius Name wurde flüchtig genannt, das Leben des Bonifacius weitläuftiger durchgenommen, und indem man bedauerte, daß derselbe den von ihm bekehrten Christen den Papst als Statthalter Christi auf Erden hingestellt hatte, entschuldigte man wenigstens den guten Mann damit, daß in jenen Zeiten ein sichtbares Oberhaupt der von allen Seiten bedrängten Kirche zuweilen recht heilsam war. Die Lehrer behandelten das Mittelalter und die Neuzeit selbst in den oberen Classen des Gymnasiums dürftig und einseitig in hohem Grade. Mit wahrem Behagen wurde die Ablaßgeschichte und der bekannte Reim: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt," vorgetragen. Die Inquisitionsgerichte mit ihren gräßlichen Marterwerkzeugen, die flammenden Autodafe's ließen Manchem von uns die Haare zu Berge sträuben; von den Hexenprozessen hörte ich niemals reden; daß Tausende unschuldiger Weiber im scandinavischen Norden

verbrannt und ertränkt wurden, nachdem die glücklichen Nordländer sich schon längst im Lichte lutherischer Aufklärung gebadet und aus dem lauteren Brunnen des unverfälschten Gotteswortes erquickt hatten, das würde unzweifelhaft unsere Nerven zu sehr erschüttert haben, und der freundlich besorgte Lehrer verschonte uns mit der Mittheilung solch entsetzlichen Gräuels. Unter einem Jesuiten stellten wir uns nichts Anderes vor, als eine Art Teufel in Menschengestalt; schon bei dem bloßen Namen „Jesuit" wurde uns ganz unheimlich zu Muthe, obwohl uns die Gründung des Ordens durch Ignaz von Loyola ziemlich wahrheitsgetreu mitgetheilt worden war. Homer, Cicero und die anderen griechischen und römischen Autoren hatten wir am Schnürchen; daß jemals ein Clemens Romanus, ein Augustinus und andere Kirchenväter gelebt haben, blieb uns lange verborgen, von ihren Werken erfuhren wir nicht einmal die Namen.

Jahre rollen dahin, dem Studium der Sprachen und der Geschichte gewidmet. In den hohen, herrlichen Räumen der königlichen Bibliothek zu Berlin finde ich mich wieder. Die Sammlung der Minnesänger von der Hagens, die Werke von Reynouard, Rochegude, Diez u. a., die Gedichte der Troubadours enthaltend und erörternd, Leo's Geschichte des Mittelalters, Papon's Geschichte der Provence liegen vor mir. In letzterer Zeit vorzugsweise mit dem Studium germanischer und romanischer Sprachen beschäftigt, hatte ich mir das deutsche und provençalische Frauenleben im Mittelalter zum Gegenstande meiner Examensabhandlung gewählt; geschichtliche,

rechtliche und ganz besonders kirchliche Verhältnisse mußten mit in den Bereich der Arbeit gezogen werden, der Mariencultus war von hoher Bedeutung gewesen, das sah ich bald ein, ich griff zu den Kirchenvätern und anderen kirchlichen Autoren, um mich über den Ursprung desselben näher zu unterrichten. Die Frucht meines Studiums derselben war in meiner Abhandlung eine Vertheidigung des Mariencultus gegen die Angriffe Karl Weinholds in seinem Buche „die deutschen Frauen" und Andere, welche die Verehrung der heiligen Jungfrau als eine Art Götzendienst hinstellen und in diesem Sinne aus der Gottesmutter eine Juno oder Freia machen; das Motto dieses Abschnittes war ebenfalls das meiner Abhandlung.

Die Anschauungen und Vorstellungen, welche sich dem Menschen in frühester Kindheit einprägen, verfehlten indeß nicht, ihre Macht auch auf mich auszuüben. Ich war und blieb Eklektiker in Bezug auf katholische Glaubenssätze; der katholische Gottesdienst mit seinen zahlreichen Ceremonien, einen so erhebenden Eindruck er auch auf mich machte, war und blieb mir ein ungelöstes Räthsel, und anderweitige Studien, besonders auch praktische Wirksamkeit nahmen mich zu sehr in Anspruch, als daß ich hätte Zeit finden können, den Katholicismus als solchen gründlich zu studiren. Heute hatte ich die Madonna della Sedia wieder gesehen, die auf die ganze Richtung meines Geistes und Gemüthes von den frühesten Tagen der Kindheit an einen so entschiedenen Einfluß ausgeübt hatte. Dieses Wiedersehen schien mir ein Wink der

Vorsehung zu sein, während meines Aufenthaltes in Venedig, mitten in katholischem Lande und umgeben von den vollendetsten Kunstwerken, die dem Katholicismus entsprungen und von demselben durchdrungen sind, mich näher mit diesem bekannt zu machen. Mit dem festen Entschlusse, jede sich mir darbietende Gelegenheit zu benützen, immer tiefer in denjenigen Glauben einzudringen, den ein Ansgarius gelehrt, der einen Raphael begeistert hatte, erhob ich mich, sammelte einige jener bunten Muscheln, die man vergeblich an den Seeküsten des farblosen Nordens sucht, und wanderte dann nach Santa Maria Elisabetta zurück, um die Heimfahrt anzutreten.

III.

Des Wunsches Erfüllung.

Die öffentlichen Gärten (Giardini publici) mit dem frischen Frühlingsgrün ihrer Laubkronen schimmerten so verlockend herüber, als mich die Gondel an der Insel Sant' Elena vorbei über die blanke Spiegelfläche der Lagune Venedig näher brachte, daß ich beschloß, dort auszusteigen und von da zu Fuß den Weg nach meiner Wohnung zurückzulegen. Der Gondelier hielt an der steinernen Treppe und ich stieg die wenigen breiten Stufen hinauf, auf deren oberster ein junger Matrose es sich so recht bequem gemacht hatte. Nachlässig hingestreckt, stützte er mit der Rechten den blonden Kopf, der eben nicht sorgenschwer sein mochte, die Linke war in die

Tasche der weiten weißen Beinkleider begraben, und still vergnügt schauten die großen blauen Augen hinaus in die Ferne, auf Wasser, Luft und Stadt. Ich sah es dem Matrosen an, daß er eine Art Landsmann von mir, ein Engländer war, und gab meiner Freude, nach langen Jahren einen ächten Sohn des Nordens wiederzusehen, wie er oft mit mir als kleinen Knaben über das Meer hin segelte, in einem englischen Gruße Ausdruck, den der Gegrüßte auch herzlich erwiederte, ohne jedoch im Mindesten seine bequeme Lage zu verändern. „Venedig ist ein recht artiges Plätzchen" («Venice is a very nice place»), fügte er hinzu und fuhr fort, mit behaglicher Zufriedenheit in die Ferne zu blicken.

Unter den zierlichen Akazienbäumen, den Buchen des Südens, welche sich an dieser Seite der öffentlichen Gärten neben der Steinbrüstung entlang ziehen, war es einsam, wie immer in den Giardini, so wenige Gartenanlagen auch Venedig aufzuweisen hat und soweit auch Lido und Festland davon entfernt sind. Nur die liebe Jugend weiß auch in der Lagunenstadt die Vortrefflichkeit eines Rasens zu schätzen; große und kleine Knaben tummeln sich in frohem Spiel auf dem grünen Plan, hüpfen und springen, laufen kreuz und quer auch selbst über die Gänge, und nicht viel fehlte, so wäre ein kleiner Krauskopf mit einer mächtigen, gelben Dogge zusammengerannt, die mit großer Würde einen Bambus im Maule ihrem Herrn nachtrug, dessen Vatermörder im richtigsten Verhältniß zu der Crinoline seiner Dame standen. Die beiden Kinder Albions schenkten dem fröhlichen Treiben

der Jugend keinen Blick und schienen ebensowenig den Geschmack ihres jungen Landsmannes, des Matrosen, an Naturschönheiten zu theilen.

„Venedig ist ein recht artiges Plätzchen!" hatte Letzterer gesagt, „und die Blume der Welt," wie der venetianische Handwerker heute Nachmittag auf der Piazza seine Vaterstadt nannte, brauchte jenes Lob nicht zu verschmähen, das ihr ein Seemann spendete, dem viele „artige Plätzchen" zu Gesichte gekommen waren, als er um Spanien und Italien herum zu ihr schiffte und der von vorn herein für Naturschönheiten nicht besonders empfänglich sein mochte. Die Wahrheit beider Benennungen durchdrang mich tief, während ich die Parkanlagen durchstreifte. Der Himmel prangte in den verschiedensten Schattirungen von Blau, Grau, Weiß, Chamois, in diesem Augenblicke so, in jenem anders, je nachdem die Strahlen der bald mehr, bald weniger verhüllten Sonne darauf fielen, und in ebenso wechselndem Farbenspiel boten sich Lido, Lagunen, Thürme, Häuser und Bäume dem entzückten Auge dar. Jetzt, jetzt endlich hat die Sonne den vollständigen Sieg über die Wolken davongetragen und gießt ihren vollen Glanz über die Adria und ihre Kinder, die Lagunen aus. Fast werde ich geblendet von dem feenhaften Schimmer, in dem Venedig strahlt; sein Campaniello, seine Kuppeln von San Marco und Santa Madonna della Salute ragen in ein Feuermeer hinein, in welchem Orange, Gold und Purpur um die Herrschaft streiten und das Meer in Tinten tauchen, worin noch kein Maler seinen Pinsel getaucht hat.

Nach Osten und Süden hin haben sich Lagune und Himmel ein dunkles Gewand angethan, dessen Dunkel indeß durch häufig durchschimmerndes Blau, vor Allem aber durch den hellen Sonnenschein gemildert wird. Kein Lüftchen regt sich, ruhig liegt die weite Fluth da, und wunderschön spiegelt sich in ihr die Insel Sant' Elena mit ihren grünen Baumkronen und ihrem weißen klosterartigen Bau, jetzt einsam und still; ganz anders im Winter, wenn der Herzog von Bordeaux dort seine Getreuen empfängt. Unendlich klar zeigt sich darüber hinaus der Lido in seiner ganzen Ausdehnung, mit seinen Forts, seinen Fischerhäusern und Kirchlein, eben so San Lazaro mit seinem armenischen Kloster, ja sogar der Thurm des einstmaligen Dogensitzes, Malamocca, und während ich ganz im Anschauen trunken dastehe, tönt von San Servolo mit seiner Irrenanstalt melancholisches Glockengeläute herüber und mahnt daran, daß auch hier nicht Alles Glanz und Schimmer, Lust und Freude ist.

Aus der Stille der öffentlichen Gärten trat ich hinaus in das lebhafte Volksgewühl des Castells, jener einzigen breiten Straße, die Venedig aufzuweisen hat, und wanderte an der Kirche San Biagio vorüber auf die Riva degli Schiavoni. Die Sonne war untergegangen, der Himmel nahm immer düstere Farben an, und in eigenthümlicher Weise reflectirten am westlichen Horizont die Lagunenfluth und der Abendnebel die Chamoistinten, worin einige riesenhaft gewaltige Wolken gehüllt waren. Dunkelroth glänzte es im Osten, todtenstill waren Luft und Wasser und um so schärfer prägte sich der Gegensatz

aus, den dazu das Getöse der Menschenmassen bildete, welche in der eigentlichen Bedeutung des Wortes über die zahlreichen Brücken der Riva dahinwogten, deren sanft geschwungene Bogen sich über die Canäle spannen, nur wenige Schritte von ihrer Mündung in die Lagune. Hier hat sich ein weiter Kreis von Menschen um einen Taschenspieler gebildet, der seine Kunststücke zeigt; dort steht ein Mann aus dem Gebiete von Friaul auf einer Art von Tribüne und erzählt mit gellender Stimme die Leidensgeschichte des Heilandes, indeß er mit langem Stabe auf die an die Mauerwände eines Hauses gelehnten Bilder weist, welche den Inhalt seiner Erzählungen darstellen. Vor dem überdachten Altar an der ponte di pietà, auf welcher farbige Blumensträuße zwischen angezündeten Wachskerzen prangen, knieen junge Mädchen und Frauen und betrachten, nach verrichtetem Gebet zu der Madonna, die Bilder an den Seiten der Ueberdachung, welche Schiffe mit Sturm und Wogen kämpfend darstellen, auf welche die gnadenvolle Jungfrau aus düsteren Wetterwolken herabblickt, nicht unähnlich denen, die sich gegenwärtig über Stadt und Meer gelagert haben.

Besonders charakteristisch für die Physiognomie der Riva sind die unzähligen Tischchen und Stühle vor den berühmten, der Piazza zunächst gelegenen Kaffeehäusern Donadoni und Briggiacco. Jene nehmen die ganze Breite der Riva bis unmittelbar an die Lagunen ein, und nur ein schmaler Durchgang ist offen gelassen. Wenige sind unbesetzt. Der Venetianer schlürft seine kleine Tasse schwarzen Kaffees und läßt blaue Ringelwolken aus

seiner Virginiacigarre emporsteigen; durchreisende Fremde schwelgen in dem Genusse aller Art von Gefrorenem und die Stammgäste der beiden Kaffeehäuser, die Brust- und Lungenkranken, welche an Venedigs sonniger Riva Heilung suchen, schlürfen heute schon ihr zweites, drittes Glas Limonade oder Himbeerwasser; denn die Zeit will getödtet sein und läuft doch zu schnell dahin für die Unglücklichen, denen der Tod aus den matten Augen, den eingefallenen Wangen schaut.

Ich lasse mich nieder an einem der Tischchen und betrachte meine Umgebung und die vorübergehenden Menschen. Da kommt ein älterer Herr, ein Venetianer, daher, an den ich Empfehlungsbriefe abgegeben hatte, in eifriger Unterhaltung mit zwei anderen Herren begriffen. Das schwarze Habit des Einen, um das sich das weiße Cingulum schlang, an welchem Rosenkranz und Crucifix befestigt waren, der eigenthümlich geformte Hut mit seinen eingekrempten Rändern auf dem grauen Haupte verriethen den Mönch; sein junger Begleiter unterschied sich von ihm nicht allein in hohem Grade, sondern von allen den jungen Herren, welche die Riva belebten. Schon der braune Rock mit den altmodischen Seitentaschen, das ziemlich zerdrückte gleichfarbige Hütchen nebst dem lose um den Hals geschlungenen Tuch waren so ächt deutsch, daß ich keinen Augenblick zweifelte, einen deutschen Landsmann vor mir zu haben, dessen volle rosige Wangen unter den bleichen Söhnen und Töchtern der Lagunenstadt um so rosiger glühten. Er schien erst wenige Jahre aus dem Knabenalter herausgetreten zu sein; nur ein

zarter Flaum überschattete die Purpurlippen, und die Formen des schlanken Jünglings hatten noch etwas Weiches und Zartes.

Der ältere Herr, dem ich empfohlen war, gewahrte mich im Näherkommen, und wir begrüßten uns. „Vortrefflich, daß ich Sie hier finde," rief er aus; „Pater Clemens," und er stellte mich dem geistlichen Herrn vor, „wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen das gewünschte Werk, welches sich in der Bibliothek seines Klosters findet, zu gefälliger Durchsicht zu überlassen;"— das Studium eines seltenen historischen Werkes war mir nämlich von Wichtigkeit, und ich hatte den Herrn gebeten, mir in dieser Beziehung behilflich zu sein. Nachdem ich dem Pater meinen Dank abgestattet hatte, notirte mir derselbe den Namen seines Klosters und seinen eigenen, und bat mich, am folgenden Morgen bei ihm vorzusprechen. Dann entfernten sich die drei Herren wieder. Ich sollte also ein Kloster, vielleicht sogar die Zelle eines Mönchs betreten, tausend Gedanken stürmten auf mich ein, der Wunsch, den das Wiedersehen der Madonna della Sedia in dem Kunstladen al Tiziano so lebhaft in mir erregt hatte, schien schon jetzt in Erfüllung gehen zu wollen.

IV.

Ein Besuch im Kloster und seine Folgen.

Um zehn Uhr Morgens stand ich an der Klosterpforte. Ein eigenthümliches Gefühl, das der Neugierde ver-

wandter war als der Wißbegierde, beherrschte mich, verbunden mit einer gewissen Scheu, die bei der Lectüre mehrerer Romane in dem Herzen des Knaben Wurzel geschlagen hatte, durch die Einseitigkeit seines Jugendunterrichtes genährt worden war und nur durch die Erinnerung an ein Sanct Gallen, Fulda und Corvey, an einen Otfried, Rhabanus Maurus und Andere gemildert wurde. Ich zog die Glocke, ein Diener öffnete mir, fragte nach meinem Begehren und führte mich dann mehrere Treppen hinauf durch lange helle Corridore, die mit großen Crucifixen und den Porträts geistlicher Herren, wahrscheinlich den ehemaligen Aebten des Klosters geschmückt waren, nach Pater Clemens Zimmer. Schon vor der Thüre vernahm ich ein herzliches Gelächter, ich öffnete und selbst mein Eintreten vermochte in den ersten Augenblicken nicht den alten Pater und seinen jungen Gesellschafter in ihrer fast ausgelassenen Heiterkeit zu stören, mit welcher ein citronengelber Canarienvogel in räthselhafter Verbindung zu stehen schien, dessen Käficht sammt Bewohner der junge Mann in der Hand hielt. Endlich wurde ich bemerkt, Pater Clemens begrüßte mich freundlich und bat wegen des sonderbaren Empfanges um Entschuldigung, während der Andere, noch kaum im Stande, das Lachen zu verbeißen, den Käficht auf den Tisch stellte. „Das Zimmer Pater Carlo's, meines Mitbruders, liegt dem meinigen gerade gegenüber," sagte Pater Clemens und deutete aus dem geöffneten Fenster hinaus über den viereckigen Hof des Klosters nach einem anderen Fenster, das ebenfalls offen

stand. „Im Fenster stand der Vogelkäficht, Pater Carlo war abwesend, das wußten wir und konnten halt der Versuchung nicht widerstehen, den kleinen gelben Mann zu entführen, der schon an Entführungen gewöhnt und durchaus nicht scheu ist. Mein Verwandter ist soeben von Pater Carlo gekommen, dessen Ankunft er abwartete, und hat mir die äußerst komische Weise berichtet, in welcher derselbe das Vermissen seines Lieblings aufnahm." In demselben Augenblicke stürzte ein Klosterbruder, offenbar Pater Carlo, mit hochgeröthetem Gesicht ins Zimmer; Pater Clemens hatte sich gewiß nicht zum ersten Male einen harmlosen Scherz mit ihm erlaubt. Nachdem er mich flüchtig begrüßt hatte, eilte er auf den Käficht zu und nahm seinen Liebling heraus, Poverino, armes, liebes Thierchen und tausend andere Schmeichelnamen in italienischer Zunge wurden dem Canarienvogel gespendet, die beiden Deutschen baten Pater Carlo um Verzeihung, die auch großmüthig gewährt wurde, und nun führte man mich nach der Bibliothek, indem man mir nicht nur die Benützung des gewünschten Werkes erlaubte, sondern auch in den verbindlichsten Ausdrücken alle Bücher der Bibliothek zur Verfügung stellte.

Der heitere Empfang, der mir von Pater Clemens und seinem jungen Verwandten wider ihren Willen zu Theil geworden war, hatte mich in wenigen Augenblicken vertrauter mit ihnen gemacht, als dies sonst vielleicht in vielen Stunden der Fall gewesen wäre. So war denn meines Bleibens in dem geräumigen Bibliothekzimmer nicht lange, wo die Anwesenheit mehrerer studirender

Geistlichen eine Conversation nicht füglich zuließ. Ich suchte mir noch einige andere Werke außer dem gewünschten aus und leistete dann der Einladung des Paters Folge, ein Stündchen mit ihm auf seinem Zimmer zu verplaudern. Seit meiner Ankunft in Venedig hatte ich nur einige Male in den Kaffeehäusern der Riva degli Schiavoni Gelegenheit gefunden, meine deutsche Muttersprache zu reden, da meine Empfehlungsbriefe mich ausschließlich in italienische Häuser führten. Heute wurde mir in der Lagunenstadt zum ersten Male der Genuß zu Theil, mich längere Zeit deutsch zu unterhalten. Pater Clemens schien ein Mann von Geist und Herz zu sein, sein Verwandter, der sich ziemlich schweigsam verhielt, fesselte schon durch die Lieblichkeit seiner äußeren Erscheinung, und als der Pater mich beim Abschied bat, ihn recht oft zu besuchen und hinzufügte: „Wenn ich Ihnen in wissenschaftlicher oder anderer Hinsicht einen Dienst erweisen kann, rechnen Sie ganz auf mich, Tiroler pflegen ihr Wort nicht zu brechen," da übte schon das Wort „Tiroler" eine solche Anziehungskraft auf mich aus, daß der Entschluß in mir fest stand, die eingeleitete Bekanntschaft eifrig zu pflegen.

Auf meinen ersten Besuch im Kloster folgten mehrere in kurzen Zwischenräumen. Es plauderte sich so behaglich in der Mönchszelle, die ebenso fern von Luxus und Eleganz, wie von Dürftigkeit war, und während der Pater in seiner biedern treuherzigen Art vollkommen den Vorstellungen entsprach, die ich mir von einem Tiroler gemacht hatte, kam dazu noch bei seinem Verwandten eine

Natürlichkeit und Naivität, die ich nicht im Entferntesten bei einem jungen Manne für möglich gehalten hatte, welcher in den verschiedensten Zweigen des Wissens zu Hause war. Johann — so hieß der junge Tiroler — war der Sohn eines reichen Bauern und Postmeisters im Oberinnthal, welcher sich in den Befreiungskämpfen Tirols unter Andreas Hofer als Hauptmann der Schützencompagnie seines Heimathdorfes vor anderen Hauptleuten durch Tapferkeit und Klugheit in hohem Grade hervorgethan und in den vertrautesten Beziehungen zu dem Oberbefehlshaber selbst gestanden hatte. „Der Herr Vetter, des Johanns Vater — er ist nicht gerade mein Vetter, sondern nur weitläuftig mit mir verwandt — hat selbsten eine gute Bildung genossen draußen im Reich," sagte der Pater eines Morgens zu mir, während sein junger Verwandter in der Bibliothek studirte, „und scheut deshalb weder Mühe noch Kosten, um sie auch seinem Sohne zu Theil werden zu lassen. Der Johann besuchte lange Jahre das Gymnasium in Innsbruck, arbeitete dann auf der dortigen Post, um seinem Vater später als Postmeister in Nodau zu folgen, und im vergangenen Januar that ihn der alte Jörg nach Venedig, um hier französisch und italienisch zu lernen und sich zugleich ein wenig in der Welt umzuschauen. Er schläft, ißt und trinkt in einem italienischen Collegium, damit er im Umgange mit jungen Italienern der Landessprache am leichtesten mächtig wird, und bringt den größten Theil des Tages bei mir und in der Bibliothek zu. Anfang Juni machen wir eine Reise über Triest und Wien nach Prag und Dresden,

ich gehe dann in ein böhmisches Bad, der Johann aber kehrt über München in seine Heimath zurück."

Meine Bekanntschaft mit den beiden Tirolern ging in der Folge immer mehr in Freundschaft über. Ich war bald nicht mehr darauf beschränkt, sie im Kloster zu sehen und zu sprechen, sondern so glücklich, gemeinsame Spaziergänge mit ihnen machen zu dürfen, sei es auf der belebten strahlenden Piazza, sei es in den einsamen Alleen sulle Tatere, während die Berge von Padua in bläulichem Dufte dalagen, bis die untergehende Sonne sie mit ihrem Purpurschimmer übergoß. Es konnte nicht fehlen, daß der Pater und ich in unserer Unterhaltung zuweilen auf religiöse und kirchliche Fragen kamen. Ich meinerseits ergriff mit Eifer die günstige Gelegenheit, mich gründlich über den Katholicismus zu unterrichten, und mit Beiseitesetzung alles Uebrigen warf ich mich zugleich auf das Studium der darauf bezüglichen Werke. Wozu bedarf es einer weitläuftigen Auseinandersetzung? Zu der gelehrten Beweisführung, die mir die Bücher boten, gesellte sich das lebendige Wort und mit eigenen Augen prüfte ich Einrichtungen, die ich bis dahin nur in falschem Lichte betrachtete, weil ich, was sie anbelangt, ausschließlich einseitige Schilderungen und Urtheile gehört hatte. Ich lernte die Klöster kennen als Orte, wo der Nackte gekleidet, der Hungrige gespeist, der Dürstende getränkt wird; ich lernte die Klöster kennen als Wohnsitze der Wissenschaft und Kunst, wie sie es schon vor einem Jahrtausend waren, und der Norden ergießt sich in Schmähungen über eine Einrichtung, welcher er

fast seine ganze Bildung und seine sogenannten Reformatoren den größten Theil ihrer Kenntnisse verdankten. Nicht als ob Völlerei und Trägheit nirgends ihren Sitz in Klöstern, besonders in Italien und Spanien aufgeschlagen hätten, als ob nirgends Geistliche ihrem Gewande durch Untugenden und Laster aller Art Schande machten: Priester sind Menschen, wie wir Alle, und des Gefäßes köstlicher Inhalt büßt von seiner Köstlichkeit nichts ein, wenn das Gefäß nicht von edlem Metall, sondern ein irdenes ist. Aber man hüte sich, den Stab über Einrichtungen der katholischen Kirche zu brechen, der nur über hier und da hervortretende Mangelhaftigkeiten gebrochen werden kann. Man hüte sich, das Verdammungsurtheil über ganze Classen der Gesellschaft auszusprechen, das man nur über einzelne Glieder derselben aussprechen darf. Es wird soviel im Hinblick auf den Katholicismus von der finsteren Nacht des Aberglaubens, von bethörendem Irrwahn, von pfäffischem Lug und Trug gesprochen. O daß doch der Glaube, der alles Dies in seinem Gefolge haben soll, sich über Gegenden des deutschen und scandinavischen Nordens ausbreitete, wo die Protestanten so lange protestirt haben, daß in Wahrheit vom Christenthume nichts weiter übrig geblieben ist, als höchstens der große Geist, zu dem Jude und Türke beten, und Mancher, der sich einen Diener Gottes nennt, den eingeborenen Sohn Gottes so sehr aller Majestät und Herrlichkeit zu entkleiden versucht, daß er seine Wunder, die Zeichen seiner göttlichen Sendung, natürlich erklären will und nicht von Christus dem Gesalbten, nein, von

dem jüdischen Weisen, dem Weisen von Nazareth redet.

Immer tiefer ward ich von der Wahrheit des katholischen Glaubens durchdrungen, und was meine Sehnsucht, zu dem Glauben unserer Väter zurückzukehren noch steigerte, das war die unpartheiische Anerkennung der großen Gebrechen und Schäden, woran das kirchliche Leben zur Zeit Luthers krank danieder lag und die gerechte Würdigung der Persönlichkeit Luthers. Nur der Gedanke, daß die Annahme eines neuen Glaubens den Meinigen Kränkung und Herzeleid bereiten würde, ließ mich noch nicht zu einem festen Entschlusse kommen. Zwar wußte ich, daß die traurige Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in der Heimath sowohl bei den Meinigen, wie bei Anderen das Verlangen nach etwas Besserem geweckt, oder gegen Alles, was mit Religion zusammenhängt, mit einer gewissen Gleichgültigkeit erfüllt hatte; aber ein Schritt wird unter allen Umständen schwer gethan, bei dem man den Fuß auf tausend schöne Erinnerungen des vergangenen Lebens setzt, in welche Vater und Mutter, Bruder und Schwester auf das Innigste verwebt sind. Dieser Unschlüssigkeit ward rasch durch einen Brief ein Ende gemacht, den ich von einem Verwandten aus der Heimath erhielt; er schilderte darin die kirchlichen Zustände mit den düstersten Farben.

Da der protestantische Gottesdienst fast ausschließlich aus der Predigt des Pfarrers besteht und das Ansehen, welches dieser in der Gemeinde genießt, zum größten Theil von seinen Rednergaben und der mehr oder weniger

sorgfältigen Anwendung derselben abhängt, so liegt das kirchliche Leben, in einer protestantischen Gemeinde durch die Persönlichkeit des Pfarrers und seine Redeweise bedingt, in meinem engeren Vaterlande vollkommen danieder. Denn an der Spitze von Gemeinden, in denen nicht ein einziger Mensch dänisch versteht, stehen von der Regierung bestellte dänische Pfarrer, die jeden zweiten Sonntag in ihrer heimathlichen, durchaus unverständlichen Sprache reden, woran man auch in ihren deutschen Predigten erinnert wird und gegen die man eine immer größere Abneigung bekommt, da sie nicht nur als Kirchen-, sondern auch als Schulsprache eingeführt wird. Der Besuch der sonntäglichen Predigt hat deshalb fast ganz aufgehört, einer der wenigen kärglichen Ueberbleibsel von dem erhebenden Gottesdienste unserer Altvordern und die Mangelhaftigkeit des auf menschliche Afterweisheit gegründeten Protestantismus zeigt sich auf das Deutlichste. Das kirchliche und staatliche Leben bestehen ja in protestantischen Ländern nicht selbstständig neben einander, der geistliche Stand wird ja nicht aus Dienern Gottes, wie in katholischen Ländern, sondern aus Dienern der weltlichen Obrigkeit, aus Staatsbeamten gebildet. Somit theilen in den deutschen Gegenden des Herzogthums Schleswig die dänischen Geistlichen das Loos der dänischen Obrigkeit, von den Landesbewohnern soviel wie möglich gemieden und unbeachtet gelassen zu werden. Mit der Nichtachtung der Persönlichkeit der Pfarrer reißt auch die Nichtachtung der religiösen Ideen, welche sie vertreten, ein, um so viel mehr,

da die Geistlichen sich ebenso sehr als Vertreter politischer Ideen betrachten.

„Ein ehrwürdiger deutscher Pastor," hieß es in dem Briefe meines Verwandten, „den die Dänen in Amt und Würden gelassen hatten, war gestorben. Er hatte auf seinem Todesbette den Wunsch geäußert, daß an seinem Grabe eine deutsche Rede gehalten werden möchte. Seine Amtsbrüder getrauten sich zwar nicht, seinem Wunsche zuwider zu handeln, aber der Pastor konnte nicht umhin, seine Rede mit den Worten zu beginnen: „„Hier begraben wir einen Mann, an dessen Wiege dänisch gesungen wurde, an dessen Grabe aber auf sein Verlangen deutsch geredet wird.""

„Dir ist die immer auf's Neue wiederholte Behauptung der Dänen bekannt, daß vor noch nicht gar langer Zeit bei uns dänisch geredet wurde. Jener Beginn einer Grabrede ist höchst charakteristisch für die Wirksamkeit unserer Seelsorger.

„In einem benachbarten Dorfe bestimmte ein Bauer ausdrücklich auf seinem Todbette, daß bei seiner Beerdigung nicht die mindesten Ceremonieen vorgenommen, nichts geredet oder gesungen werden solle. Am Sonntag donnerte der Pastor von der Kanzel herab über den schlechten Kirchenbesuch, zum Abendmahl ginge ja Niemand mehr, Niemand folge der Leiche eines Angehörigen, und derselbe Pastor hatte wenige Wochen vorher eine achtzigjährige Frau zu Grabe geleitet, die nicht eine solche Bestimmung, wie jener Bauer, getroffen. Die Frau war wegen ihrer seltenen Rechtschaffenheit in der ganzen Ge-

meinde geachtet, unzählige Leidtragende folgten ihrer Bahre, und ein einziger Bibelvers war Alles, was der Pastor zur würdigen Begehung der Feier, zur Erbauung der Anwesenden zum Besten gab. In manchen Gemeinden wird der dänische Pastor nur bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen in Anspruch genommen, bei denen man ihn noch nicht füglich entbehren kann. Ich hörte selbst, wie die Bauern eines Nachbardorfes unter einander sagten: Wir müssen noch am Ende katholisch werden, dann haben wir doch Etwas, woran wir uns halten können.“ So schloß die Schilderung meines Verwandten.

„Ja, ich werde Das ergreifen, was ein sicherer Stecken und Stab ist, sich daran zu halten sein Lebenlang!“ rief ich aus. „Darüber werden mir die Meinigen keine Vorwürfe machen, da sie unter solchen Verhältnissen leben, und ist der Schritt schon gethan, kommen sie leichter darüber hinweg, als wenn ich erst mit ihnen in dieser Hinsicht in Briefwechsel trete.“

Die Folgezeit lehrte mich, daß ich mich nicht betrogen hatte.

Noch denselben Tag gieng ich zu Pater Clemens, um ihn zu bitten, mir mit Rath und That an die Hand zu gehen.

V.

Nach großer Freude großes Leid.

Wie eine wunderschöne Muschel liegt die Insel San Lazaro im Schoße der blauen Lagune. Dunkelgrüne

Cypressen überschatten das armenische Kloster, das die Mechitaristen der großmüthigen Freigebigkeit der einstigen Republik Venedig verdanken. Seit Jahrhunderten durch alle Länder des osmanischen Reiches zerstreut, hielten die Armenier treu die Erinnerung an eine bessere Vergangenheit fest, in welcher sie unter großen Fürsten eine mächtige Station bildeten. Unter türkischem Joche schmachtend, durften sie nicht auf eine baldige Erfüllung ihres sehnsüchtigen Wunsches hoffen, von demselben befreit zu werden, und mußten sich darauf beschränken, ihr Nationalbewußtsein so lebendig wie möglich zu erhalten. Daß die Bildung der Jugend und die Abfassung wissenschaftlicher Werke in der Muttersprache am Meisten dazu beitragen würde, die armenische Nation als solche zu erhalten und zu kräftigen, von diesem Gedanken war ein armenischer Priester zu Constantinopel zu Anfang des vorigen Jahrhunderts tief durchdrungen. Sein Name war Mechitar, d. h. Tröster, und er ist ein Tröster seiner Landsleute im schönsten Sinne des Wortes geworden. Sein einziges Streben war darauf gerichtet, den ihn beseelenden Gedanken soviel wie möglich zu verwirklichen. Zuerst versammelte er neun Freunde um sich, die mit ihm gleichen Sinnes waren und führte eine Art klösterlicher Regel unter ihnen ein, welche von dem Papste die Bestätigung erhielt. Aber Verfolgungen von Seiten der Türken zwangen Mechitar und seine Genossen, die ersten Mechitaristen, nach Morea zu fliehen, wo ihnen die Venetianer die freundlichste Aufnahme zu Theil werden ließen und sogar die Insel San Lazaro bei Venedig

verliehen. Mechitars Geist durchweht noch jetzt den von ihm gestifteten Orden. Die Glieder derselben geben fortwährend vortreffliche Werke in armenischer Sprache, gediegene Uebersetzungen und eine armenische Zeitung heraus. Alljährlich wird eine bedeutende Anzahl besonders befähigter Knaben von Constantinopel nach Venedig eingeschifft. Hier erhalten sie im armenischen Collegium, einem prächtigen Palaste mit freundlichen Gartenanlagen, wo sich zugleich die Druckerei befindet, sechs Jahre lang eine sorgfältige Erziehung und Unterricht in den verschiedensten Wissenschaften und den modernen Sprachen, worauf sie wieder in ihre Heimath zurückkehren, um dort als Lehrer, Dolmetscher u. s. w. zu wirken. Im Kloster zu San Lazaro hingegen, der Residenz des Erzbischofs, erhalten die jungen Geistlichen ihre Ausbildung.

An einem Sonntage gegen Ende des Maimonates näherte sich eine Gondel der Insel, in welcher sich Pater Clemens, sein Verwandter Johann und ich befanden. Am Morgen hatte mein Uebertritt zum Katholicismus stattgefunden, der Nachmittag sollte einem Besuche San Lazaro's gewidmet werden, indem der Pater, der mit den Mechitaristen und ihren Schülern auf dem vertrautesten Fuße stand, mir schon längst versprochen hatte, mich bei ihnen einzuführen.

Schlanke Gestalten werden am Strande sichtbar, schwarzhaarige, gleichgekleidete Knaben und Jünglinge von gelblichbrauner Gesichtsfarbe, orientalischem Typus. „Willkommen, willkommen!“ tönt es in italienischer Zunge zu uns herüber, die beiden Tiroler erheben sich

und begrüßen ihre Freunde aus der Stadt Constantin's, von den Ufern des Euphrat und des Tigris, von den Gestaden des schwarzen und des caspischen Meeres.

Wir steigen an's Land. Laut jubelnd umringen die jungen Armenier den hochverehrten Pater und ihren jugendlichen Freund, den Tirolerburschen. Die Freude lachte aus ihren dunklen Augen, und die Feinheit und Liebenswürdigkeit ihrer Manieren sagte mir in überraschender Weise, daß bei ihrer Erziehung, wie klösterlich abgeschlossen man sie auch hielt, das Aeußere keineswegs vernachlässigt wurde. Einige der Lehrer, die mit den Schülern vom Collegium her den gewöhnlichen Sonntagsausflug nach San Lazaro gemacht hatten, kamen herzu, ich wurde ihnen vorgestellt, und dann begaben wir uns in das Kloster, durch dessen weite, luftige Räume einer der Mechitaristen uns führte.

Als wir die herrlichen Deckmalereien, die Bilder und Statuen, welche den heiligen Vater Pius den Neunten, den Kaiser Franz Joseph und Abdul Medschid, den Beherrscher der Gläubigen darstellen, als wir die Schätze der Bibliothek und den Tisch betrachtet, an welchem einst Lord Byron arbeitete, und endlich in der Sacristei die kostbaren Meßgewänder des Erzbischofs bewundert hatten, die mit jenen kunstvollen, schweren Gold- und Silberstickereien bedeckt sind, in denen der Occident dem Orient den Preis zuerkennen muß, eilten wir hinaus in die Baumgänge des Gartens, welche das hellgrüne Laub der Rebe überdacht, ließen das Auge auf der Blüthenpracht unzähliger Rosen ruhen, und sogen die balsamischen

Düfte ein, die ihnen entströmten. Wir waren nicht Fremde, wir waren Gäste auf dieser Insel der Seligen, Alle bemühten sich, uns möglichst angenehm zu unterhalten. „Wer ist jener junge Mann, welcher fortwährend mit Pater Clemens lacht und scherzt," flüsterte ich dem Johann zu. „Davidde Gajidjian, sein Liebling, der erste Komiker auf der Bühne von San Lazaro, wenn in der Carnevalszeit dort theatralische Vorstellungen stattfinden." Ich wollte noch weiter fragen, aber Pater Leo trat auf mich zu und knüpfte mit mir ein Gespräch über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literatur an; schon vorher hatte mich Pater Clemens auf denselben aufmerksam gemacht, mit dem Hinzufügen, daß derselbe unter den Mechitaristen gegenwärtig, was wissenschaftliche Leistungen anbelangt, einen der ersten Plätze einnähme.

Lehrer und Schüler traten die Heimfahrt nach dem Collegium an; Pater Clemens wollte mit den geistlichen Herren im Kloster mehrere Geschäfte abmachen, Johann und ich blieben uns auf einige Zeit allein überlassen. Der junge Tiroler, immer so heiter und vergnügt und am Morgen strahlend vor Freude über den feierlichen Act, welcher dem innigen Freundschaftsverhältniß, das zwischen uns bestand, das Siegel aufdrückte, war heute Nachmittag still und ernst. Eine trübe Wolke lag auf seiner Stirne, welche weder die Sehenswürdigkeiten des Klosters, das er ebenfalls heute zum ersten Male besuchte, obwohl er wöchentlich mehrere Male Gast im Collegium war, noch der freundliche Empfang von

Seiten der Armenier zu verscheuchen vermocht hatten. Gesenkten Hauptes ging er neben mir, ohne, wie er sonst zu thun pflegte, von seiner Alpenheimath, von den Kriegsthaten seines Vaters und von tausend anderen Dingen zu erzählen, wodurch er seine dringenden Bitten, mich im elterlichen Hause zu besuchen und Tirol und die Tiroler aus eigener Anschauung kennen zu lernen, in der That auf das Erfolgreichste unterstützte.

Aus den Rebenlauben des Gartens wanderten wir hinaus auf den breiten Pfad neben der Lagune, deren blaue Fluth zwischen den schlanken Stämmen hoher Lorbeerbäume hindurchschimmerte. Ich machte meinen Begleiter auf die Schönheit ihrer glänzenden Blätter aufmerksam, er gab eine kurze Antwort, fast ohne auf die Bäume zu blicken und verfiel wieder in sein trübes Sinnen, so daß ich von meinem Rechte als Freund Gebrauch machte und mich nach der Ursache seines plötzlich eingetretenen Trübsinnes erkundigte.

„Mit mir ist's aus," erwiederte Johann, hob den Kopf in die Höhe und strich sich sein nußbraunes Haar aus der Stirne. „Ich kann's nicht länger erleiden. Der Rauscher, der reiche Weinhändler von Meran, hat dem Vater seine Tochter für mich angeboten. Heute schreibt mir's der Vater. Im Spätherbst soll ich nach Meran und das Mädchen kennen lernen. Geld hat sie, es ist nicht wegen dem, und wirthschaftlich mag sie auch sein. . . ." „Und schön vielleicht auch!" unterbrach ich Johann, der in seinem innersten Wesen erregt, nicht anders als in Tiroler Weise seine Gedanken und Ge-

fühle in diesem Augenblick auszudrücken wußte. „Die Etschländerinnen sind Alle nicht recht," sagte er fast zornig, „manche, die zwanzig-, dreißigtausend Gulden mit bekäme, bleibt sitzen, die eigenen Buben mögen sie nicht, da müssen sich halt die Väter anderswo nach Männern für ihre Töchter umschauen, da ist kein Mittel. Aber wäre des Rauschers Moidele auch schön wie die Sonne und flink wie ein Hirsch, ich nähme sie doch nicht! Das Lisele muß ich fahren lassen, — du sollst Vater und Mutter ehren, steht in der Bibel. — — Eine Andere nehmen, kann ich halt nitte! — — Liebe versprechen vor dem Priester und keine im Herzen tragen, streitet auch gegen Gottes Wort. Mir ist das Herz so schwer — — ich möchte sterben!"

Er senkte wieder das Haupt und ließ sich auf eine Bank nieder, welche sich in dem Winkel, den zwei Seiten der Insel bilden, an einen besonders schönen Lorbeerbaum lehnte. Vor uns schimmerten Blumenbeete in aller Pracht eines südlichen Sommers, hochstämmige Rosenstöcke öffneten tausend Kelche, üppige Rebenguirlanden schlangen sich von Baum zu Baum, und hinter einem Feigenwäldchen mit seinen großen, hellgrünen Blättern lag das cypressenbeschattete Kloster der Mechitaristen.

„Nach großer Freude darf man sich über großes Leid nicht beklagen," sagte der junge Tiroler und sah mich freundlich an; eine Thräne zitterte in seinen dunklen Wimpern. Ich wußte, was er unter der großen Freude verstand, das große Leid konnte ich aber nur

aus einzelnen Andeutungen errathen, die mich gespannt machten, von dem Näheren unterrichtet zu werden; zugleich schmeichelte ich mich mit der Hoffnung, dann rathend und tröstend dem Freunde zur Seite stehen zu können.

„Die Sache ist kurz folgende," sagte Johann gefaßt und ruhig, als ich ihn um Aufklärung gebeten hatte. „Im vorigen September — es war am Dienstag nach Mariä Geburt und Pater Clemens schon nach Venedig zurück gereist — befand ich mich auf der Gemsenjagd. Ein dichter Nebel überfiel mich, wie er nicht selten im Gebirge vorkommt, aber ich hoffte mit Vorsicht und Behutsamkeit den Rückweg zu finden und trat ihn getrosten Muthes an. Von einem schmalen, besonders gefährlichen Bergpfade stürzte ich eine zum Glück nicht hohe Felswand herunter, so daß ich besinnungslos liegen blieb. Zwei Bauern aus Acherling, eine Poststation weit von Rodau entfernt, wo Pater Clemens sein Schlößchen hat, fanden mich nach einigen Stunden, da sich der Nebel zertheilt hatte. Acherling war viel näher als Rodau, der eine der Bauern, Andrä Stieber, erbot sich sogleich, mich in's Haus zu nehmen, und auf einer Bahre trugen sie mich dorthin, worauf sie meine Eltern den Vorfall wissen ließen. Als sie kamen, hatte ich meine Besinnung wieder, aber der Doctor sagte, die Kopfwunde sei zu gefährlich, als daß ich nach Rodau gebracht werden könnte. Nur langsam erholte ich mich, wochenlang blieb ich beim Andrä, und seine Tochter, das Lisele pflegte mich. Die Mutter und Philomene, die Schwester, waren zu Hause

nöthig, kamen nur alle drei, vier Tage auf ein Stündchen herüber, und, wie lieb sie mir sind, ich entbehrte sie nicht. Das Lisele war mir eine treue Pflegerin, Vater und Mutter, Bruder und Schwester können nicht treuer pflegen, und dabei hatte sie noch für ihre kleinen Geschwister zu sorgen, denn die Mutter ist todt und eine alte Base besorgt den Haushalt, kümmert sich aber nur um das Allernothwendigste, und ihrenthalben könnten die Kinder in Lumpen gehen. Schlug ich nur die Augen auf, so fragte das Lisele, ob mir nicht ein kühles Tränkchen gefällig sei, wandte ich nur den Kopf, gleich wollte sie mir das Kissen bequemer legen, und wie sie es legte, ruhte mein kranker Kopf immer gut. Ihre Sorge für mich hatte keine Gränzen, und war ich ungeduldig und verzagt — ach, es war nicht selten der Fall, denn die Sonne schien oft so warm zu mir herein und durch's Fenster sah ich hinaus auf die schönen Berge, so hatte sie immer ein lustiges Liadl oder einen frommen Spruch bei der Hand. Ich wurde nach Rodau in's Elternhaus gebracht und war endlich ganz wieder hergestellt; Acherling war mir lieber als Rodau geworden, jedes Mal, wenn ich abkommen konnte, ging ich zum Lisele. Da wollten Vater und Mutter Nichts mehr davon wissen, sie verboten es mir, nun merkte ich halt, daß mein Herz mit im Spiele war; das Lisele hatte mir es angethan. Ich sagte zu Vater und Mutter: Ich möchte das Lisele gern später zur Frau haben, das Lisele und sein Vater haben mir das Leben gerettet; mit Pater Clemens Base, der alten Annerl zusammen, ist es Vorsteherin des Jungfrauenbundes in

Acherling, und das sittsamste, schönste Mädchen weit und breit. „„Lieber gehe ich von Haus und Hof in die weite Welt,““ fuhr der Vater zornig auf, „„als daß ich zusehe, wie du die Betteldirne heirathest,““ und Johanns ganze Gestalt zuckte krampfhaft, seine Wangen und Lippen wurden bleich, als er das Wort „Betteldirne“ aussprach. „„Wenn du meinen Tod nicht willst, so laß von der Dirne.““ Was sollte ich thun? die Mutter bestärkte den Vater in seinem Zorne, ich mußte versprechen, mich nie wieder um das Lisele zu kümmern, und ich habe mein Versprechen treulich gehalten, wie es meine Schuldigkeit war, so schwer es mir wurde. Der Vater hat dem Andrä, dem Lisele und allen Kindern mehr Geld und Geschenke zufließen lassen, als jemals bei ihm im Hause gewesen ist; ich weiß es, er hat sich selbst Manches abgeknappt, um Denen, die seinen einzigen Sohn vom Tode errettet haben, hilfreich zu sein, und Vater und Mutter thuen mir sonst Alles zur Liebe. Aber so sehr schämen sie sich meiner Neigung zum Lisele, daß sie selbst Pater Clemens Nichts davon gesagt haben, und weshalb sollte ich dem alten Manne das Herz noch schwerer machen, der ohnehin schon Leid genug zu tragen gehabt hat und noch hat; er wäre mir gewiß nicht entgegen, der gute Pater, aber die Eltern ändern ihren Sinn niemals. Mein Versprechen halte ich, deß sind sie sicher, aber des Rauschers Moidele nehmen, ist mir nicht möglich.“

Die Sonne neigte sich zum Untergange; Pater Clemens Stimme ließ sich im Garten hören, wir erhoben uns. Eine Viertelstunde später stiegen wir, von unseren

freundlichen Wirthen an's Ufer geleitet, wieder in die Gondel, die uns heimbringen sollte.

Nach wenigen Tagen reisten meine beiden Tiroler Freunde ab, und bald brach auch ich nach Tirol auf. Ich wollte zunächst im südlichen Theile des Landes, wo „Romaunsch" gesprochen wird, meine romanischen Sprachstudien ergänzen und dann der Einladung Johanns Folge leisten, ihn in Rodau zu besuchen; Mitte August erwartete mich der Pater, von Teplitz zurückgekehrt, auf seinem Schlößchen in Acherling.

Wie wehmüthig-froh war mir zu Muthe, als ich über die Lagunenbrücke auf Mestre zu im Eisenbahnwagen dahinrollte! Wie lebhaft erinnerte ich mich jenes Tages in seinem ganzen Verlaufe, an dem ich die Madonna della Sedia wieder gesehen hatte und mit dem Tiroler Priester und seinem Neffen bekannt geworden war. Der junge Handwerker auf der Piazza nannte seine Vaterstadt die Blume der Welt; ich möchte vielmehr mit diesem Ausdrucke die Rose ohne Dorn, die heilige Jungfrau bezeichnen, die mich durch ihr Bild, von Menschenhand gemacht, zur richtigen Würdigung ihrer unvergänglichen Schönheit geführt hat.

I.

Der alte Jörg und sein Haus.

Wahrhaftig, besser ist ein demüthiger Landmann, der seinem Gott dient, als ein stolzer Philosoph, der die Laufbahnen der Sterne mißt, aber dabei sich selbst vernachläßigt.

Thomas a Kempis. Nachfolge Christi 1. B. 2. Hauptst.

Inhalt.

Rodau den 5. Juli, Abends.

Sei gegrüßt, Maria!

Goldig flammte in den Strahlen der Morgensonne das Kreuz auf dem schlanken Spitzthurme der Kirche von Rodau. Johann und ich näherten uns dem Gotteshause, um der Frühmesse beizuwohnen, und der Genuß der herrlichen Aussicht, welche sich ringsumher unseren Blicken bot, war eine würdige Vorbereitung auf den Eintritt in die geweihten Räume. Zu beiden Seiten von grünen Erlenwäldchen eingesäumt, wogte der breite Innstrom dahin, blitzend und blinkend; eine weite Strecke entlang konnten wir seinen ungestümen Lauf verfolgen, und an seinem jenseitigen Ufer stiegen zum blauen Himmel hohe Berge hinan, die mit Feldern, Matten und Waldungen bedeckt, mit Dörfern und einzeln stehenden Gehöften übersäet waren. Die Kirche liegt etwas abseits vom Dorfe, inmitten des Friedhofes. Als wir uns an der Fernsicht ergötzt hatten, wanderten wir zwischen den Gräbern umher, welche mit Kreuzen, einfachen Monumenten, mit Rosenstöcken und Lilien geschmückt sind.

„Hier haben Großvater, Großmutter und Bruder ihre letzte Ruhestätte gefunden," sagte der junge Tiroler,

indem er in seinem Gange inne hielt und auf die Gräber vor uns wies, deren schönster Schmuck in den frischen Blumenguirlanden bestand, welche um die Kreuze auf denselben geschlungen waren. „Großvater und Großmutter waren schon bei Gott, ehe ich geboren wurde, mein Bruder Simon starb vor vierzehn Jahren," fuhr Johann fort. „Er war schon herangewachsen, ich erinnere mich seiner recht wohl; stundenlang spielte er mit mir kleinen Buben im Obstgarten umher und wußte nicht, wie er mir Freude machen wollte, Tag aus, Tag ein..... Du lernst die Todten fast eher kennen, als die Lebenden!" fügte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu. Dann schwieg er und blickte eine Weile auf die Gräber. Vom Thurme herab erklang Glockengeläute. „Man läutet zusammen," nahm Johann wiederum das Wort; er ergriff einen Wedel, der neben dem Weihbrunnenkesselchen eines der Kreuze hing und besprengte die Gräber mit Weihwasser. Dann traten wir in die Kirche und gesellten uns zu den Andächtigen.

Ich ließ meine Blicke über sie hinschweifen und eine tiefe Rührung überkam mich. Hier knieete der Jüngling, das Lockenhaupt, das er sonst so aufrecht zu tragen, so keck in den Nacken zurückzuwerfen wußte, gebeugt; die kräftigen Beine, deren Fülle die weißen Strümpfe sprengen zu wollen schien, krümmten sich, und durch die Finger der markigen Hand, die erst gestern den Dreschflegel geschwungen, die Axt geführt, in der erst gestern der Kolben des Stutzen geruht hatte, gingen die Perlen des Rosenkranzes. Dort liegt der achtzigjährige Greis,

spärliche, weiße Haare säumen die Glatze ein, die knöcherige, magere Linke zittert, welche das abgenutzte Gebetbuch hält, das vielleicht schon dem Knaben diente und um das sich der Rosenkranz schlingt. Die Matrone, den Kopf fast vergraben in der hohen Kopfbedeckung von schwarzer Wolle, die Jungfrau mit dem schmucken dunklen Strohhütchen, der rosige Knabe, Alt und Jung, Mann und Weib, sie Alle liegen in Anbetung versunken vor dem allmächtigen Gott, der beim heiligen Meßopfer in die Erscheinung tritt, sie Alle beten nach demselben mit ihrem Geistlichen ein- und dieselben Gebete, werden nicht müde, sie immer und immer wieder herzusagen, und das kleine Mädchen auf dem Arme der Mutter lallt, die Händchen gefaltet, mit den Uebrigen: „Sei gegrüßt, Maria!“

„Sei gegrüßt Maria, Du bist voll der Gnade!“ Woher kommt es, daß diese Worte, daß das Ave Maria von dem katholischen Christen so oft und so gern gebetet wird, daß er aus diesem Gebete dieselbe Kraft, denselben Trost schöpft, wie aus dem Gebete des Herrn, dem Vater unser? Weil ihm darin die Erlösung durch den Gottmenschen Jesum Christum, der Grund- und Eckstein des wahren Christenthums, in der klarsten und schönsten Weise zum Bewußtsein gebracht wird und das Gebet selbst so natürlich, so durch und durch menschlich ist. Zu der Mutter flüchtet sich das Kind zuerst, wenn es Etwas auf dem Herzen hat, daß sie bei dem strengeren Vater Fürbitte einlege, und so fleht auch der katholische Christ die heilige Jungfrau um Fürsprache bei dem all-

gewaltigen, allmächtigen Gott an, dem Dreieinigen, der einst sterbend jene allen Menschen zur Mutter gab, da er sie dem Johannes als solche verlieh. Aber der Gottmensch Christus, in dem sich die herrlichsten Gefühle und Gedanken, welche die Menschenbrust hegen kann, zur vollendetsten Blüthe erschlossen, deren Duft uns noch jetzt, wenn wir davon in den heiligen Schriften lesen, mit Schauern der Wonne und des Entzückens erfüllen, er sollte nicht auch der liebevollste Sohn sein und mit inniger Freude auf die Fürbitte Derjenigen hören, die ihn in ihrem Schoße trug, an ihren Brüsten nährte, der er, als er auf Erden wandelte, den bittersten Pfeil des Schmerzes in's Herz bohren, die er unzählige heiße Thränen weinen lassen mußte? Sollte aber die gebenedeiete Jungfrau Ohr und Herz Denen verschließen, die sie um ihre Fürbitte gläubig anrufen? Des Sohnes Liebling ist auch der Liebling der Mutter. Die Menschen, welche der Sohn so von ganzer Seele liebte, daß er alle ihre Schuld auf sich nahm und für sie den qualvollsten Tod erlitt, sind auch der heiligen Mutter werth und theuer. „Gott ist ein Geist, und Alle, die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten," heißt es. Wo zeigt sich denn so recht der wahre Gott, der Gott der unendlichen Barmherzigkeit und Güte? Im Gottmenschen, der nicht allein Geist, der auch Fleisch war, der noch jetzt unter den Gestalten des Brodes und Weines beim heiligen Meßopfer und dem heiligen Abendmahl in die Erscheinung tritt. Wollen wir den Gottmenschen verehren, wollen wir Den im

Geiste und in der Wahrheit anbeten, der uns in und mit seinem Leibe erlöste, bedarf es des ganzen Leibes sowohl, wie des ganzen Geistes. Die Kniee gebeugt, so müssen wir vor den König der Könige treten, zu ihm, zu seiner himmlischen Mutter beten; wenn er sich uns zur Seelenspeise darreicht, darf unsere Zunge vorher nicht irdische Speise gekostet haben, und wer möchte das Gebot der katholischen Kirche unweise nennen, daß wir uns an dem Wochentage die gewohnten Genüsse entziehen, an welchem Christi Leib alle Qualen des Todeskampfes kostete, um uns zu erlösen?

Tiroler Posthausleben.

Nach der Messe machten wir eine mehrstündige Wanderung auf die Berge. Darauf wurden Hochamt und Predigt besucht, und als wir aus der Kirche getreten waren, verließ mich Johann, um sich nach dem Befinden eines kranken Freundes zu erkundigen; allein kehrte ich nach dem Posthause zurück.

Vor dem weiten, offenen Thore seines steinernen, zweistöckigen Hauses stand der alte Postmeister, eine hohe, kräftige Gestalt, so kerzengerade, wie man nicht leicht einen Siebenziger erblickt. Die Haare des Hauptes, von dem er die kleine, schwarze Zipfelmütze genommen hatte, waren nur hier und da grau gesprenkelt, aber schneeweiß war der starke Backenbart und silbergrau die Brauen des Alten, unter welchen die kleinen gutmüthigen Augen mit jugendlichem Feuer hervorblitzten. Die Tracht mei-

nes freundlichen Wirthes, dessen Empfang am gestrigen Abend so herzlich gewesen war, wie ihn der Freund seines Sohnes nur erwarten durfte, war ganz dieselbe, in der er mich damals begrüßt hatte. In Schuhen, violetten Strümpfen, kurzer bocksledererner Hose, abgetragener Jacke und heller, geblümter Sommerweste mit weißen Knöpfen, weit heruntergehend und bis an den Hals zugeknöpft — so war er angethan. — Vom reichen Manne lag ebensowenig in seiner Kleidung, wie in seiner sonstigen äußeren Erscheinung.

„Hat's Sie gefreut, die Kirche anzusehen?" sagte er. „Werden halt müde sein, die Bank hier hat Platz für Sechse," und er lud mich ein, mich neben ihm niederzulassen. Ich drückte meine Freude über die Schönheit der Kirche aus und spendete zugleich der körnigen, vom Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Predigt des Geistlichen meinen Beifall.

Das Gesicht des Alten verklärte sich. „Jedermann hält ihn hoch," erwiderte er, „der Herr Peter ist ein gescheidt's Mandl, wie wenige; solch einen Pfarrer hat nicht jedes Dorf! Ihm habe ich viel, sehr viel zu verdanken! — Wo der Johann bleibt? Wird bald kömme, denk' ich; müssen so lang mit des Johanns altem Vatter fürlieb nehmen!"

Der Sohn kam langsam die Straße herauf, im Gespräch mit einem weißhaarigen Alten. „Nun, Tonerle," sagte der Postmeister, als beide herangekommen waren, „schaut aus, als wenn euch die ganze Erde gehörte und das Himmelreich dazu!"

„Wie sollt' ich nicht fröhlich sein," erwiderte Tonerle und setzte sich. „Ist's doch eine Freude, mit eurem Sohne zu discurriren. Wo der allenthalben in der Welt gewesen ist!" — Der Vater nickte befriedigt. „Hat mehr Städte passirt, als der alte Tonerle Dörfer. Solch einen Schützenlieutenant hat Rodau nicht gehabt, so lang ich denken kann. Ist mir's doch, als ob es erst gestern gewesen wäre; da lag der kleine Bub, der Hansel, unter den Muttergaisen und sog an den Eutern Abends, wenn die Heerde in's Dorf kam. Ist kein Wunder, daß er ausschaut, wie Milch und Blut! Der sticht allen Mädeln in die Augen, Ihr habt mein Wort darauf, und verdenk's den Mädeln nicht!"

„Mögen sich's bei Zeiten vergehen lassen, der Johann hat bereits sein Mädchen!" sagte eine ernste Stimme hinter uns. Des Sohnes Wangen wurden bleich. Die Mutter, eine ernste, stille Frau, die einst sehr schön gewesen sein mußte, trat hervor, recht wirthschaftlich angethan, in dunklem Rock, Mieder und weißem Fürtuch, keineswegs von feiner Leinewand, sondern wie sie zum Gebrauch in der Küche geeignet ist. Sie bat, zum Essen zu kommen.

„Möchte, ehe ich zu Mittag esse," sagte Tonerle, „einen ehrlichen Tropfen trinken, den trinkt man bei euch, und so bleib ich noch eine Weile.

Wir gingen in die große Wirthsstube, rechts von der Diele, dem Eingange zunächst gelegen, die zugleich als Eßstube für Herr und Knecht diente. Mit ihren langen, gänzlich schmucklosen Wänden, die einst weiß gewesen

sein mochten, jetzt aber nur wenige Spuren davon zeigten, ihren verhältnißmäßig niedrigen Fenstern, deren vor Alter matte Glasscheiben wohl einer Erneuerung bedürftig waren, wäre sie keineswegs einladend gewesen, wenn nicht die zahlreichen Knechte und Mägde des Hauses unter Geplauder und Scherzen den Sonntagsspeisen zugesprochen hätten, während auf einem anderen Tische die Schüsseln dampften, welche für die Postmeisterfamilie bestimmt waren. Tischtuch, zinnerne Teller und Schüsseln waren gleich sauber und reinlich, aber ehe wir uns zum Genusse der guten Gaben niederließen, wurde ein leises Gebet gesprochen, das Gesicht dem großen hölzernen Crucifix zugewandt, welches in der Ecke an der Wand hing; ich vergaß diesen einzigen Wandschmuck. Dann setzten wir uns auf die Holzstühle und Bänke, welche den Tisch umgaben, über welchem in früheren Tagen eine Taube hing, als einziges Sinnbild, unter welchem der heilige Geist dargestellt wird. Die Mahlzeit, an welcher auch Johanns Schwester Philomene und Nanny, die Kellnerin, Theil nahmen, war ebenso vortrefflich, wie der Wein, den der alte Tonerle mit Recht einen ehrlichen Tropfen nennen konnte. „Guten Appetit!" wünschte dieser. „Seid's eingeladen!" entgegnete der Hausvater. Tonerle leistete der Einladung insofern Folge, als er sich neben uns setzte und eine fröhliche Unterhaltung auf die Bahn zu bringen suchte. Sein Versuch mißlang indeß, die Mädchen waren vergnügt, die Frau und die Männer blieben schweigend und in sich gekehrt. „Was ist's denn mit des Johanns Mädchen?" sagte er

leiser, „es geht schon so ein Gerede im Dorfe" — — „der Johann" — — hub die Mutter an; „thäten besser, sich um ihre eigenen Mädchen zu kümmern!" unterbrach der alte Jörg, der Postmeister, sie unwirsch. Tonerle getraute sich nicht, weiter zu reden. Einige Minuten herrschte Schweigen, dann blickte Jörg zu ihm herüber, der ärgerliche, verdrießliche Ausdruck war aus seinem Gesichte verschwunden, freundlich sagte er: „Habt gute Nachricht von eurem Enkel, dem Kaiserjäger? Freut's ihn in Wälschland? Kam gestern für euch Brief und Kasten aus Padua, war ein schön Geschenk darin, mein' ich!" „Mögt Recht haben," antwortete Tonerle, „der Seppel schickt mir einen Rosenkranz, vor der Antoniuskirchen gekauft, und eine Denkmünze hängt daran mit dem Bilde meines Namenspatrons."

Mehrere Gäste traten in's Zimmer, andere folgten, und die Kellnerin mußte vorläufig ganz auf das Essen verzichten; fortwährend befand sie sich auf dem Hinwege nach dem Keller, oder auf dem Rückwege von da, oft in der einen Hand eine Halbe Reben=, in der anderen eine Halbe Gerstensaft. Auch aus anderen Dörfern, das sah man der Tracht an, waren einige Burschen herüber gekommen, welche herzlich den Sohn vom Hause begrüßten, den sie heute seit seiner Heimkunft zum ersten Male sahen; ein jeder brachte ihm sein Glas, um Bescheid zu thun, und „Trink!" „Sollst leben!" diese beiden Ausdrücke schienen eben so herkömmlich zu sein, wie „Guten Appetit!" und „Seid's eingeladen!"

Wie beliebt übrigens Johann in seiner Heimath war,

davon hatte ich mich schon gestern Abend und heute Morgen hinreichend zu überzeugen Gelegenheit gehabt, und wenn einige der Anwesenden, deren ganzes Aussehen Armuth und Mangel verrieth, dem einzigen Sohn des reichen Postmeisters mehr Schmeichelhaftes sagten, als gerade nothwendig war, so hatte das seine guten Gründe, die im Norden und Süden gleich stichhaltig befunden werden. Fast Alles, was ich in dieser Wirths- und Eßstube des Posthauses zu Rodau sah und hörte, war eigenthümlich und flößte schon als solches Interesse ein; eigenthümlicher war nichts, als die beinernen Eßlöffel, deren wir uns bedienten; erbauliche Verse und Umrisse von Heiligenköpfen waren hineingezeichnet; in dem meinigen stand:

Sei immer fromm und tugendhaft!
Das ist der beste Lebenssaft.

„Der Eilwagen kommt!" Mit diesen Worten erhob sich der Postmeister. Die Mahlzeit war zu Ende, wir Uebrigen folgten seinem Beispiel; auch Vater und Sohn blieb noch Zeit, das Zeichen des Kreuzes zu machen, ehe sie an ihre Geschäfte gingen. Der Eilwagen und mehrere Beiwagen hielten vor dem Hause, ihnen entstiegen ein wohlbeleibter, kupfernasiger Conducteur und mehrere Reisende. Ersterer verfügte sich mit Briefschaften und Paketen ins Postzimmer, indem er auf dem Wege dorthin durch die Küche einige Scherzreden mit den am Heerde stehenden Mädchen wechselte. Mehrere Fremde nahmen auf der Bank vor dem Hause Platz, einer von ihnen nahm Schreibtafel und Zeichenstift her-

vor und bald die Blicke auf einen kränklich und mürrisch aussehenden Reisegefährten mit stark markirten Zügen gerichtet, welcher unbeweglich in einem der Beiwagen sitzen blieb, bald auf die Schreibtafel, der seine Kniee als Unterlage dienten, skizzirte er das originelle Gesicht, das Schmerzen, Ueberdruß und Aerger mit scharfen Linien bedeckt hatte. Man spannte Rosse ab und brachte andere Beiwagen herbei, frische Rosse wurden aus dem Hofe über die Diele gezogen und angeschirrt, wobei der Johann eifrig mit Hand anlegte; der mürrische Herr kümmerte sich um nichts, bis endlich der Postillon, der ihn von Haltingen gebracht hatte, erzählte, das sei ein gar seltsamer Kauz, könne nicht geh'n und nicht steh'n und reise doch ohne Begleiter durch's Tirol nach Meran, man müsse ihn wieder in den anderen Wagen hinübertragen, da sei kein Mittel. Gesagt, gethan! Mit grämlicher Stimme beschwor der Kranke die beiden Burschen, welche ihn aufforderten, sich getrost ihren Armen anzuvertrauen, behutsam mit ihm zu verfahren und unter einigen Verwünschungen, Ach und Weh's wurde glücklich die Uebersiedelung des Unglücklichen bewerkstelligt, der gewiß nicht allein auf Reisen gegangen wäre, wenn er nicht ein unerschütterliches Vertrauen zu der Meraner Luft und der Tiroler Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit gehabt hätte. Die Rosse wieherten, der Conducteur kam zum Vorschein, Alle bestiegen die Wagen, und der Postmeister, die schwarze Zipfelmütze in der Hand, wünschte ihnen glückliche Reise.

Rodau den 6. Juli, Morgens.

Tiroler Kameradschaft.

„Heute ist Festtag und du behältst deinen täglichen braunen Rock an,“ sagte ich zum Johann, als er eine Stunde später auf mein Zimmer kam, um mich zu einem Gang in den Garten abzuholen. „Hättest doch den schwarzen Rock anziehen sollen, in dem ich dich so gern in Venedig sah.“ „Der feine Rock paßt nicht für mich in Rodau,“ erwiderte er, „Niemand trägt einen solchen.“

Auf dem Hofe, einem länglichen Viereck, das durch Scheunen, Ställe und ein großes Hinterhaus gebildet wird, traf Johanns Kamerad, der Müller, mit uns zusammen, der gekommen war, ihn heimzusuchen. Kamerad hat außer seiner gewöhnlichen Bedeutung in den Tiroler Dörfern noch eine besondere. Der Kamerad eines Burschen ist ein Freund, dem er vorzugsweise sein Vertrauen schenkt. Abends nach der Tagesarbeit und Sonntags Nachmittags verplaudern beide ein Stündchen, rathen und helfen sich gegenseitig und halten in Leid und Freude enge zusammen, bis mit dem Eintritt in den Ehestand andere Pflichten die Freundespflichten zurücktreten lassen und das Familienleben das Freundesleben in den Hintergrund drängt.

Der Müller betrachtete mich mit mißtrauischen Blicken, die dem Johann nicht entgehen mochten. Liebenswürdig und zartfühlend, wie er war, suchte er die im Dorfkameraden aufsteigende Besorgniß, daß ein

Fremdling ihn aus seinem Herzen verdrängen möchte, durch einen besonders freundschaftlichen Empfang schon im Keime zu ersticken.

„Grüß Gott, Müller! Wo bist du denn gestern Abend gewesen? Hab' nach dir ausgeschaut bis zum Schlafengehen, und wer nicht kam, war der Müller! du Steinesel, du! Hab' allerlei kleine und große Sorgen, die du mir sollst tragen helfen." Der Müller sah ganz beschämt aus; die Benennung Steinesel, ein gewöhnliches Tiroler Schmähwort, war in zwiefacher Hinsicht schmeichelhaft für ihn. „Es hieß im Dorfe, dein Freund aus Wälschland würde kommen," stotterte er. „Wäre doch noch immer Zeit geblieben, mit dir zu schwatzen," fuhr der Johann leichthin fort. „Die Schimmelstute hat gestern Morgen einen kühlen Trunk gethan, mußten den Vieharzt holen, doch jetzt ist die Gefahr vorüber, der Vintschger, der Poster ist immer unvorsichtig, unsere zwei besten Rosse sind hingeworden in diesem Jahre, das dritte fehlte noch!" Der Müller, der jede Verlegenheit bei diesen Mittheilungen überwunden hatte, erklärte, daß der Vieharzt von Reutte der beste im ganzen Oberinnthal sei und die Schimmelstute von Niemanden hätte curirt werden können, wenn der Vieharzt von Reutte sie aufgegeben hätte.

Durch ein Pförtchen zwischen Scheune und Hinterhaus traten wir in den Garten, dem man es ansah, wie kärglich in diesen steinreichen Thälern fruchtbarer Boden dem Menschen zugemessen ist. Nur ein schmaler Steg führte neben der Scheunenmauer entlang, an welcher sich

traubenschwere Rebengewinde emporrankten, und in dem Durcheinander von Bohnen, Kartoffeln, verschiedenen Kohlarten und dergleichen waren gar keine Pfade zu entdecken, welche das Eine vom Anderen trennten, und an Unkraut aller Art fehlte es nicht. Um so freundlicher nahmen sich zwei kleine Blumenbeete aus, die einzigen des Gartens, welche einer sorgsam pflegenden Hand nicht, wie die Gemüsepflanzungen, zu entbehren schienen. Die Rosen, Nelken und Lilien wurden fleißig begossen, das verrieth ihre Frische und Ueppigkeit, nicht ein einziger Grashalm drängte sich zwischen ihnen hervor, und die Einfassung der Beete, die Gruppirung der Gewächse zeugte von einem solchen Schönheitssinn, daß ich gegen Johann die Vermuthung aussprach, er habe diesen Theil des Gartens wohl unter seine besondere Obhut genommen.

„Ich habe eine kleine Baumschule,“ erwiederte er, „unweit des Obstgartens. Diese Blumen gehören Philomenen. Da kommt sie selbst, sicherlich um einen Strauß zu pflücken, der heute Abend beim Rosenkranz in der Kirche vor einem Muttergottesbilde steht.“ Philomene, Johanns Schwester, begrüßte uns. Aelter, als der Bruder, hat sie wenig mehr mit ihm gemein, als den gutmüthigen Ausdruck des Gesichtes; das Weiche, Seelenvolle in Johanns Zügen fehlt ihr, und während jener vielleicht in einer anderen Umgebung, in einem anderen Wirkungskreise besser gepaßt hätte, scheint Philomene wie geschaffen für das Leben, in welchem sie sich bewegt,

so wenig ihr auch der feinere Sinn — das zeigen die Blumen — abgeht.

Wir luden sie ein, uns im Obstgarten Gesellschaft zu leisten, der an den Gemüse- und Blumengarten stößt. Nirgends läßt es sich behaglicher lustwandeln, als dort, wenn die Nachmittagssonne ihre heißen Strahlen vom wolkenlosen Himmel herabsendet. Auf dem grünen Rasen spielten hier und da die Sonnenlichter, welche sich durch das Laub der Aepfel- und Birnbäume Bahn brachen. In der Nähe der Gartenpforte plätscherte lustig ein Brunnen, und lange, zierliche Tröge, drei bis vier Fuß über dem Boden, leiteten das Wasser über einige trocken gelegene Theile des Rasens. „Ist ein feins Wetterle heute," nahm der Müller das Wort; „war vor einem Jahre nicht anders, da wir in die Waldrast gingen." „Die Wallfahrt vergeß ich mein Lebtag nitte," sagte der Johann, indem er sich zu mir wandte; „der Müller und ich hatten schon lange verabredet, zur Mutter Gottes in der Waldrast zu wallfahrten. So wie heute fuhren wir Nachmittags nach Innsbruck, schliefen ein paar Stunden bei meiner Basel, und um zwölf Uhr auf und davon. Die Sonne ging gerade auf, als wir das Kirchlein von Waldrast sahen, welches noch etliche tausend Fuß höher liegt, als das Innthal, das war eine Pracht, wie die Ferner und Schneehörner blinkten! Habe manch liebes Mal den Sonnenaufgang betrachtet, wenn ich auf die Gemsen ging; so schön, wie in Waldrast, däuchte mir keiner!"

Ein gewagter Schritt.

Die Töne eines Posthornes erklangen, „der Eilwagen kommt," rief der Johann und eilte davon, der Müller begleitete ihn, und Philomene und ich blieben allein zurück. „Die Waldrast liegt in der Nähe Innsbrucks, waren Sie auch dort?" fragte ich. „Ich kenne nur die nähere Umgebung der Hauptstadt," erwiederte sie, „da weiß ich aber auch so gut Bescheid, wie in Rodau. Der Johann und ich lebten fünf Jahre zusammen in Innsbruck, und Sonntags wurde bald dieser, bald jener Berg bestiegen, der eine schöne Aussicht bot. Der Johann studirte und arbeitete im letzten Jahre unseres dortigen Aufenthaltes auf der Post, ich besuchte ein Institut und genoß Unterricht in Sprachen, Zeichnen, Musik und dergleichen. Einige Zimmer nebst Küche waren vom Vater für uns gemiethet, eine Magd angenommen worden, und alle drei bis vier Wochen fuhr er zu uns nach Innsbruck und brachte Mehl, Wein und sonstige Lebensmittel."

„Seid wann sind Sie beide wieder in Rodau?" „Seit anderthalb Jahren. In den ersten Wochen hat's mich nicht gefreut zu Hause, als ich aus der Stadt kam. Augen und Kopf thaten mir wehe, wenn ich stundenlang am Feuer stehen mußte. Die Mutter hielt streng darauf, daß ich allenthalben mit zugriffe, ihr war's gar nicht recht gewesen, daß ich so lange in Innsbruck blieb, und meine Finger hatten so viel gestickt, genäht und gemalt, das Kochen und Waschen bekam ihnen schlecht danach. Die Mutter machte dem Vater Vorwürfe über seinen Unverstand, der Vater ward verdrießlich, der Jo-

hann ließ dabei den Kopf hängen. Das muß anders werden! dacht' ich. Hatt' ich mich früher vor der Arbeit gescheut und mich dazu rufen lassen, jetzt suchte ich sie auf und ging mit fröhlichem Gesichte und fröhlichen Worten daran. Kamen erst nicht ganz von Herzen, denn die Augen brannten mir noch und die Finger schmerzten, aber bald verging Schmerzen und Brennen, und wenn ich's jetzt auch haben könnte, ich arbeitete doch den ganzen Tag in Küche und Keller, statt stille zu sitzen. Sind dann Sonntags ein paar Stunden übrig, in denen ich ein gutes Buch lesen oder auf der Cither spielen kann, so lasse ich die auch nicht unbenutzt vorübergehen."

„Fand der Johann sich ebenso schnell in die Veränderung seiner ganzen Lebensweise?" fragte ich.

„Für ihn war die Veränderung nicht so plötzlich, wie für mich," entgegnete Philomene. „Die langen mehrmonatlichen Vacanzen, besonders im Sommer, verlebte er stets zu Hause. Nach des Vaters Tode, den Gott noch lange hinausschieben möge, ist der Johann Erbe von Haus und Feldern, und wird Postmeister von Rodau, wie es Großvater und Urgroßvater gewesen sind; die Rodauer Schützen wählen ihn auch zum Hauptmann, das fehlt nicht, hätten's schon früher gethan, als der Vater freiwillig zurücktrat, vor ein paar Jahren, wenn der Johann nicht zu jung gewesen wäre. Sollte er sich da nicht zu Hause glücklich fühlen? Und dennoch kommt es mir zuweilen vor, als wenn er sich hinwegsehnte, besonders seit — —"

Philomene stockte, ich errieth, was sie sagen wollte,

und theilte ihr mit, daß ihr Bruder mir seinen Herzenskummer anvertraut habe. „Das Lisele hat's ihm angethan," sagte sie, „und keine Aussicht ist, daß Vater und Mutter nachgeben! Die Mutter ist auch eine Etschländerin, des Rauschers Moidele gehört zu ihrer Familie. Das ist ein großes Herzeleid; Gott weiß, wo das noch hinaus will! Seit die Eltern nichts vom Lisele wissen wollen, ist der Johann auf die Jagd wie versessen. Dachte, sie wäre ihm in Venedig aus dem Sinne gekommen, aber weit gefehlt! Allen Burschen des Dorfes will er es darin zuvorthun. Tage und Nächte bleibt er aus und bedenkt nicht, daß sein Körper zuletzt erliegen muß." Noch längere Zeit beklagte sich die Schwester über den Bruder und sprach ihre Freude darüber aus, daß meine Anwesenheit ihn von seinen Jagdausflügen zurückhalten würde.

Wie vortrefflich auch Kenntnisse aller Art in jedem Wirkungskreise zu Statten kommen, so ist es doch ein gewagter Schritt vom alten Jörg gewesen, seinen beiden Kindern eine höhere, über ihren Stand hinausgehende Bildung zu Theil werden zu lassen. Gerade in der zweiten Hälfte des Kindesalters, bis zum sechzehnten, siebenzehnten Jahre faßt der Geist des Menschen am lebhaftesten Dasjenige auf, was ihm geboten wird, und hält es am beharrlichsten fest. Mit Schmerzen entbehrt der Mensch später feinere Bedürfnisse, an welche er sich in jenen Jahren gewöhnte, und wenn auch in Tirol der Unterschied zwischen den einzelnen Ständen nicht so schroff hervortritt, wie im Norden, und das Posthaus zu Rodau andere Bauernhäuser weit überragt, so darf

sich doch der alte Jörg ebenso glücklich schätzen, daß das Gefühl der Unbefriedigtheit und des Unbehagens im elterlichen Hause binnen Kurzem von seiner Tochter überwunden worden ist, als er Ursache hat, in dieser Hinsicht um seinen Sohn besorgt zu sein. An regem Pflichtgefühle steht dieser der Schwester gewiß nicht nach, aber sein Körper ist zarter, sein Geist paßt sich weniger leicht einem rauheren Leben an, und da Liebesleid schwer auf ihm lastet, bemüht er sich um so mehr, den Platz, den er einmal einnimmt, würdig auszufüllen, als erster Bauernbursche des ganzen Dorfes, theils um dabei seinen Schmerz zu vergessen, theils um in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung einen Ersatz für das Verlorene zu finden.

Alles kann noch gut werden, wenn das Lisele dem Johann zu Theil wird. An ihrer Seite wird ihm jedes Leben freundlich und angenehm erscheinen, davon halte ich mich überzeugt. Des Bauernmädchens Bedürfnisse stehen ohne Zweifel mit denjenigen im Einklange, deren Befriedigung das Posthaus zu Rodau bietet, ja dieses mag noch viel mehr gewähren, als die Tochter des armen Bauern von Acherling zu fordern gewöhnt ist, und Johann wird in der Zufriedenheit seiner zukünftigen Gattin seine eigene wieder finden, zu deren Erhöhung seine Stellung als Vornehmster im Dorfe wesentlich beitragen wird. Dem Johann — mit dem Lisele verbunden — darf man eine schöne, lichte Zukunft getrost vorhersagen: seine Wahl ist sicherlich nicht auf eine Unwürdige gefallen; muß er für immer auf sie verzichten, und will man

ihn gar zwingen, des Rauschers Moidele zu heirathen, so ist das Aergste zu fürchten!

Während Philomene wieder auf Innsbruck zurückkam und mich durch Beschreibung der schönsten Punkte in der Nähe der Hauptstadt zu unterhalten suchte, hörte ich nur mit halbem Ohre zu. Bange Sorge um den Freund nahm mich ganz in Anspruch. „Aber es ist Marendezeit," sagte endlich jene, „der Johann richtet die Briefe zusammen im Postzimmer, ich will Sie zu ihm führen. Während er in Venedig war, machte ich den Expeditor," fügte sie lachend hinzu.

Des alten Jörg Heiligthum.

Der jugendliche Sohn vom Hause, die Röthe der Gesundheit auf den Wangen, welche sein Herzenskummer und die Strapazen, denen er sich, wie Philomene mir mitgetheilt hat, zu unterziehen pflegt, noch wenig zu bleichen vermocht haben, nahm sich wie eine frische Rose aus inmitten des alterthümlichen Gemaches, in welchem er mit Sortiren und Zusammenpacken von Briefen und Paketen beschäftigt war. Das Postzimmer ist zugleich das Schlafzimmer des alten Jörg. In seinem breiten Gardinenbette liegend, welches fast den vierten Theil des kleinen Gemaches einnimmt, ist der alte Kriegsheld auch Nachts auf seinem Posten und bewacht das ihm anvertraute Gut. Zwar hängen unmittelbar über seinem Bette keine Mordinstrumente, Jörg hat sich zunächst unter den Schutz seines Namenspatrons, des heiligen Georg begeben, welcher auf bäumendem Roß, in

blinkender Rüstung neben seiner Lagerstätte im Bilde zu sehen ist, wie er dem Drachen die Lanze in den Rachen stößt; aber an der gegenüberliegenden Wand befinden sich Waffen aller Art, um mit ihrer Hilfe im Nothfall jeden frechen Eindringling zurückzutreiben. Degen, Stutzen und Pistolen gruppiren sich um einen einzigen, allem Anscheine nach besonders schweren Stutzen. „Die Waffe hat manchen Franzosen und Baiern niedergestreckt," sagte Johann hinblickend, als ich mich nach dem Grunde der Auszeichnung erkundigte, welche jener Waffe zu Theil geworden ist. „Der Vater trug sie in den Befreiungskämpfen!"

Neben derselben hängt in schwarzem Rahmen ein Bild, und ist doch wiederum keines. Nicht Städte, nicht Burgen sind darauf gemalt, keine Madonna, das Jesuskind auf dem Arme, kein Heiliger mit dem Glorienscheine um das Haupt, sondern das wohlgetroffene Antlitz eines Kriegsmannes, die Züge sprechend ähnlich für Jeden, der von ihm hörte, und wer that das nicht? Aber Niemand mag die Aehnlichkeit größer finden, als der alte Jörg oder wer sonst von den Tiroler Schützen aus dem Jahre 1809 in dieses Zimmer tritt. Läßt ein solcher den Blick auf das vergilbte Blatt in dem schwarzen Rahmen ein paar Minuten ruhen, so steht Andreas Hofer, der starke, kernige, einfache Mann leibhaftig vor ihm, wie er ihn einst zu Kampf und Sieg führte. Brauch' ich ja weder Tusche, noch Pinsel, um ein Conterfei des Bildes zu liefern, in wenigen Augenblicken ist es gezeichnet, und folge getreulich, Zug für Zug:

„Grüeß emk Gott, meine lieb'n S'brucker, weil ös mi zum Oberkommedanten g'wöllt habt, so bin I holt do, es seyn ober a viel Andere do, dö koani S'brucker seyn. Alle, dö unter meine Waffenbrüder seyn wöll'n, dö müesten für Gott, Koaser und Voterland, als tapfre, rödle und brafe T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder wern wöll'n; dö ober dös nit thüen wöll'n, dö sull'n haim gien, I roth emks, und dö mit mir gien, dö sull'n mi nit verlass'n, I wer emk a nit verlass'n, so wohr I Andere Hofer hoaß; g'sogt hob I emks, g'söchen hobs mi, bfied emk Gott."

Ueber diesem Bilde steht geschrieben: Anrede, die Andrä Hofer, Oberkommandant von Tirol, bei seiner Ankunft den 15. August 1809, um zwölf Uhr Mittags, aus dem Fenster seines Zimmers von dem Gasthofe zum goldenen Adler in Innsbruck an eine große Menge Landesvertheidiger und viele Stadtbewohner vorstehenden Inhaltes gehalten hat.

Außer einem ungeheueren Schreibsecretär mit unzähligen Fächern und Schubladen, an welchem Johann arbeitete, zogen noch zwei Schränke und eine Wanduhr meine Aufmerksamkeit auf sich. Der eine war ein Glasschrank, in welchem lange Reihen von Tassen standen, die mit blauen Vergißmeinnicht und anderen freundlichen Blümelein bemalt waren; vielleicht bildeten die Tassen einst einen wesentlichen Bestandtheil des Brautschatzes der Frau Postmeisterin oder haben sich gar von den Vorvätern auf den alten Jörg vererbt. Letzteres ist unzweifelhaft mit dem zweiten Schranke, einer Geldspinde, der

Fall, deren braune Farbe bereits stark ins Schwärzliche geht, und deren Inhalt ein finsterer Mann mit Argusaugen bewacht, welche gar unheimlich hin- und herrollen, während das laute Pickern der Wanduhr über der Geldspinde eher Schelt- und Drohworte des finsteren Mannes sein mögen, der mit so ingrimmigen Blicken aus ihr hervorschaut. Selbst die wenigen Stühle des Gemaches gehören einer längst vergangenen Zeit an. Wie hell und freundlich blinkt dagegen an der Wand neben der Thüre das gläserne Weihbrunnenkrüglein! Auch nicht ein Stäubchen trübt seine Durchsichtigkeit, und die rothseidene Schleife, woran es befestigt ist, versieht noch nicht lange ihren Dienst, das schaut man ihr an! Welche Hand sollte hier anders walten, als die Philomenens? Und der Papa muß sich schon das Erneuern und Putzen in seinem Heiligthume gefallen lassen, wenn es das Weihbrunnenkrüglein gilt.

Johann stand von seiner Arbeit auf und bot mir den Marendetrunk, den die Schwester gebracht hatte. Ich blickte mich noch in dem eigenthümlichen Zimmer um, er bemerkte es und sagte: „Hier im Hause ist noch Alles nach der alten Mode, für die Felder thut der Vater Alles, für das Haus Nichts; er scheut sich, dafür auch nur einen Kreuzer zu verausgaben. Wie oft baten wir ihn, dieses Zimmer neu anstreichen zu lassen, aber immer vergebens. Der Vater hat sich so an die geschwärzten Wände gewöhnt, ich glaube, er fühlte sich hier nicht mehr behaglich, wenn sie weiß wären!“

Rodau den 6. Juli, Abends.

Zeitgedichte.

Der finstere Mann in der Wanduhr über der Geldspinde bewacht nicht nur Gold, Silber und Bancozettel, woran der alte Jörg einen ziemlichen Vorrath haben mag, sondern auch einen anderen Schatz, der seinem Besitzer allem Anscheine nach nicht weniger kostbar ist. Das Gespräch kam beim Mittagessen auf die Jahre 1809 und 1848. „Die Verse, die wir Tiroler zusammenreimen, drücken unsere Sinnesart ziemlich deutlich aus," meinte der Postmeister. „Zur Erinnerung an allerlei Leiden und Freuden, die uns betroffen haben im Verlaufe meines Lebens, habe ich viele Verse gesammelt. Ich gebe sie Ihnen gern zur Durchsicht." Nach Tische gingen wir in das Postzimmer, der alte Jörg schloß den Geldschrank auf und nahm aus einem Fache ein Paket größtentheils vergilbter Blätter, auf welchen Lieder gedruckt waren. Einige Bruchstücke aus denselben, welche besonders charakteristisch für meinen würdigen Wirth, wie für die Tiroler überhaupt sind, scheinen mir des Copirens nicht unwerth zu sein.

Die zweite Hälfte von:

Tiroler Schützenlied,

gesungen

im Jahre 1809, wie der französische Marschall Lefebre bei Sterzing von Andre Hofer mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde:

Der Oetschmann und der Pfeyrer schoss'n mit Höldn-Muat darunter:
Und jeder Schuß traf Mann oder Roß, tot burzlaten Se herunter

Mein Nähnl hot mirs oft darzölt, wier hot d'Franzosen gschossn (1703);
Se blazatn ja sogrisch her, von machtig hoachn Rossen;
Und soltn den mir gschlechter sein, als ünsara brave Alten;
Hau, wirg und schlog und schieß nur drein, loß Stuzl nit erkalten.

Aus:

Gedanken eines Tiroler Bauers zu Ende März 1848.

Hat der Kaiser kaum verheißen,
uns viel Gutes zu erweisen
und zu seiner Völker Segen
einen neuen Grund zu legen;
will schon Jeder niederreißen,
Alles schlecht, was alt ist, heißen,
Alles, was ihn druckt, vernichten,
und nach seinem Leisten richten —
die Verfassung — ganz gewiß
zu dem neuen Paradies.

Stempel und Akzis muß fort,
Ist fast immer's zweite Wort.
Setzt herab das Salz im Preis!
Heißt es dann in gleicher Weis.
Sein Taback, wer will und kann,
Pflanz' ein Jeder selber an!
Mindert der Beamten Zahl!
Gebt uns frei die Ständewahl!

Solche Wünsche hin und her
Hör' ich täglich viel und mehr,
Denk mir: Sachte, liebe Leut'!
Das ist wahrlich nit recht g'scheit.

Hab's im Leben nie vernommen,
Ist mir nie in Sinn gekommen,
Daß man irgend in der Welt
Ordnung halte ohne Geld.

Soll der Fürst das Land regieren,
soll man gegen d'Feind marschiren,
soll man Recht und Urtheil sprechen
und verhindern die Verbrechen:
braucht man Geld und wieder Geld;
sonst wär Alles schlecht bestellt.

Weiter unten heißt es:

Da hat's mich schon ganz verwirrt,
Daß zuerst verliehen wird
allen Ländern Preßfreiheit.
Wie da die studirten Leut
jubelten, — als wenn mit der
aller Welt izt g'holfen wär!
Selbst das Kirchenoberhaupt
habe sie in Rom erlaubt!

Ei, so wär's denn wirklich wahr:
Jeder Gscheite, jeder Narr
kann izt Alles drucken lassen,
und verkaufen auf der Gassen.
Ja, so heißt's; doch denk' ich mir:
Man wird sorgen auch dafür,
gute Bücher einzuführen,
schlechte Waar zu confisciren.

Sei's mit dem nun, wie es will,
unsereiner liest nit viel;
aber täglich präg' ich's ein
meinen Kindern, Groß und Klein;

Lest kein Buch, o laßt es stehn,
Wär der Titel noch so schön,
wenn's nicht Solche gut geheißen,
die den Weg zum Himmel weisen.

Wollt schon lieber, unsre Kinder
wären nicht so aufgeklärt,
und dafür die Hoffahrt minder,
und die Eltern mehr geehrt,
wären fest im Christenthum,
arbeitsam und keusch und frum:
Das ist mir für meinen Theil
unsrer Schulen wahres Heil.

Aus:

Auf das neue Jahr 1849.

Von einem Bauersmanne aus dem Unterinnthale.

(Beilage zum Volksblatt Nr. 1. 2. Jänner 1849.)

Sag an, du 49ger Jahr,
Darf sich der Federfuchser Schaar
Noch lange so erkühnen,
Daß wir Tiroler, lieber Gott,
Den Nachbarstaaten nur zum Spott
Und zum Gelächter dienen?

Wie lange wird die Priesterschaft
In unsrem Lande ungestraft
Verläumdet und belogen?
Selbst an der Kirche Oberhaupt
Hat man zu freveln sich erlaubt,
Den Papst zur Flucht bewogen.

Sind Glauben, Treue, Redlichkeit
Und Biedersinn und Tapferkeit
Nicht mehr so hoch zu schätzen?
Sucht diese Güter man bei uns
Nun auch durch liberalen Dunst
Des Zeitgeists zu ersetzen?

Starb fleckenlos der Wirth am Sand
Für seinen Kaiser, — unser Land
Hat Viele noch dergleichen,
Die ihm, nicht wie ein Robert Blum,
Für Vaterland und Christenthum
An Heldenmuth nicht weichen.

Als ich die Liedersammlung des alten Jörg durchgesehen hatte, stieg der Wunsch in mir auf, eine Sammlung jener Zeitgedichte zur Lectüre bei der Hand zu haben, welche in Berlin, Frankfurt und Wien in den Jahren 1848 und 1849 feil geboten wurden.

„Wenn wir noch knieen könnten, wir lägen auf den Knieen,
Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien,
Doch lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet u. s. w."

von Freiligrath, oder von demselben Verfasser:

„Die Kugel mitten durch die Brust, die Stirne breit gespalten u. s. w."

Es wäre ebenso unterhaltend, wie lehrreich für mich gewesen, diese und ähnliche Gedichte mit Tiroler Liedern aus derselben Zeit zu vergleichen!

Rodau den 8. Juli.

Ein süddeutsches Jordanthal.

Am Abend saßen die Postmeisterfamilie und ich auf der Bank vor dem Hause. Der letzte Eilwagen war fortgefahren, Alle erfreuten sich der Ruhe nach der großen Unruhe, welche jeder Tag in einem Posthause mit sich bringt; die Gastwirthschaft wird nur als Nebensache betrieben, fast Niemand befand sich in der Wirthsstube. „Der Jordan muß halt sein, wie der Inn, mein' ich, und das Land Canaan, wie das Innthal," sagte der alte Jörg und blickte heiteren Angesichtes über üppige Mais- und Waizenfelder hin auf den Strom und die Berge; denn der Post gegenüber befinden sich keine Häuser, welche die Fernsicht in das Thal versperren. Der alte Jörg hat sicherlich diesen Vergleich heute nicht zum ersten Male angestellt; während an den anderen Häusern des Dorfes über der Thüre die Gottesmutter mit dem Jesuskinde auf dem Arme gemalt ist, bildet eine orientalische Gegend den Schmuck der weißen Mauern des Posthauses. Zu beiden Seiten des Thores steigen Feigen- und Palmenbäume in die Höhe, und als der alte Jörg das Innthal mit dem Jordanthal verglich, saß er selbst, wie ein ehrwürdiger Richter des alten Bundes, unter einem Feigenbaume, in dessen Zweigen sich buntfarbige Vögel schaukelten. Die Mutter wollte den Vergleich nicht gelten lassen. „Aber wo ist der Wein?" sagte sie und seufzte, wohl in der Erinnerung an ein anderes Thal, das heimathliche, mit seinen Rebengeländen. „Die

Kundschafter, welche in das gelobte Land gesandt worden waren, brachten schwere Trauben mit zurück." „So genau muß man das nicht nehmen," wandte verdrießlich der alte Jörg ein; seine Heiterkeit war für eine Zeitlang dahin. „Wein könnten wir auch am Andreasberge ziehen," sagte der Sohn schnell, „wenn die Berggelände käuflich zu haben und nicht Gemeingut wären. Wie selten bleibt der Schnee dort länger, als ein, zwei Tage liegen! Das Gras am Andreasberge ist nicht der Rede werth, ein Wein könnte dort wachsen, der das Hundertfache einbrächte und gutem Etschländer Nichts nachgäbe." „Kannst Recht haben," erwiederte der Vater erfreut. „Ob am Andreasberge jemals Wein gezogen worden ist, steht dahin, ich glaube es freilich; an anderen Orten im Oberinnthal ist es der Fall gewesen. So ersieht man aus alten Urkunden, wie mir Herr Peter gesagt hat, daß die Bauern von Zirl verpflichtet waren, dem Herrn von Fragenstein so und so viel Eimer jährlich zu liefern.

Johann wandte sich zu mir. „Von Schloß Fragenstein kann ich dir eine Sage erzählen," sagte er. „Einmal kam ein Ritter des Weges, eine Frau begegnete ihm. Wie heißt das Schloß dort? fragte er. Fragenstein, erwiederte sie. Frag en Stein? wiederholte er erzürnt und erkundigte sich nochmals nach dem Namen der Burg. Fragenstein, sagte die Frau zum zweiten Male. Da glaubte der Ritter, daß sie ihren Spott mit ihm treiben wollte, zog sein Schwert und erstach sie. Als er in Zirl angekommen,

erfuhr, daß die Frau die Wahrheit geredet hatte, legte er sein ritterlich Kleid ab und trat in den geistlichen Stand."

Rodau den 9. Juli.

Nach dem Eierle.

Mit Freuden leistete ich nach dem Mittagessen der Einladung des Postmeisters Folge, ihn nach dem Eierle zu begleiten. Was er unter Eierle verstand, war mir völlig unklar, aber es war das Ziel einer kleinen Wanderung durch die Felder, und ich hatte noch so wenig Gelegenheit gehabt, mich ausschließlich in der Gesellschaft von Vater und Sohn zu befinden, daß es mir um so mehr Vergnügen machte, mit ihnen nach dem Eierle aufzubrechen. Felder von Mais, mit Fisolen und Kürbis untermischt, nahmen uns auf. „Die sind alle mein," sagte der Postmeister, und wenn ich die schmale Thalbreite und die zahlreichen Häuser von Rodau ins Auge faßte, kam es mir vor, daß für die übrigen Rodauer nicht viel mehr übrig blieb. „Mit dem Türkenbau ist's jetzt eine eigene Sache," fuhr der Postmeister fort, „vor der Franzosenzeit wurde er vortrefflich reif alle Jahre, dachte halt Niemand daran, daß er nit reif werden könnte, aber seitdem schaut's übel damit aus. Der Türken würde gar nit mehr gerathen, wenn nit im Monat September der Türkenreifer, der warme Wind aus Wälschland käme. Müssen alle Jahre in Sorgen sein, daß er ausbleibt, und so große, reife Kolben, wie ehedem, hat der Türken nit mehr."

Ich erkundigte mich, inwiefern sich dies seit der Franzosenzeit besonders bemerklich mache. „Möchte halt scheinen, als ob die Franzosen unsere Felder verflucht hätten,“ sagte der alte Jörg lächelnd. „Wir Tiroler haben Manchen von ihnen ins Gras beißen lassen, Franzosenblut hat reichlich unsere Aecker und Straßen geröthet. Doch nicht unsere Feinde, wir selbst sind Schuld an dem Unglück. Glaubten, die Wälder wären so groß auf unseren Bergen, daß wir Holz fällen könnten, so viel wir wollten und bliebe doch noch genug übrig für alle Ewigkeit. Es ist eine Schande, wie man gewirthschaftet hat. Anjetzo sieht man ein, was man verbrach, und sucht wieder gut zu machen, aber zu spät. Wo früher ungeheuere Tannenwälder standen, ist jetzt nackter Kalkstein; wenn ich das Gebirg anschaue, kommt es mir vor, als ob ich schon Jahrhunderte gelebt haben müßte, und bin doch erst siebenzig. Die Kälte nahm immer mehr zu, wie die Wälder abnahmen. Einst breiteten sich üppige Bergwiesen aus, wo jetzt Ferner sind, und kaum verlohnt sich's bei manchen, sie mähen zu lassen, Knechte und Mägde wochenlang droben zu unterhalten. Hinter jenen Bergen,“ und er wies mit der Hand auf einen bedeutenden Theil des Gebirgszuges hinter Rodau, „liegen meine Bergwiesen, Ende Juli beginnt das Heumahd.“

Auf die Maisfelder waren Wiesen gefolgt, und neben dem Inn lag eine ziemlich große Laubholzwaldung, welche aus Erlen, Birken und Buchen bestand. „Da sehen Sie mein Eierle,“ sagte der alte Jörg. „Das heißt soviel wie kleine Au,“ erklärte sein Sohn. Der Vater begann,

die reifen Samenschoten des Bibergeil abzupflücken. Der Sohn folgte seinem Beispiele, und ins Eierle tretend, wanderten sie von einer kahlen Stelle zur anderen, wo weder Gras, noch Kräuter empor sproßten und zerrieben dort mit der Hand die Schoten, daß der Samen auf die Erde fiel. „Der Bibergeil ist ein gutes Viehfutter," sagte der Postmeister, „und soll auch Menschen zuweilen gute Dienste leisten," fügte Johann hinzu. „Als im fünfzehnten Jahrhundert die furchtbare Pest, welche der schwarze Tod genannt wird, auch in Tirol wüthete und schon viele tausend Menschen derselben erlegen, ganze Dörfer ausgestorben waren, erschien nach der Sage ein Geist auf einer Anhöhe des gegenüber liegenden Schiefergebirges, seitdem der Geistbühel genannt, zwischen Innsbruck und Inzing und rief:

Eßt Kranewittbeeren und Bibernell,
Dann werdet ihr sterben nit so schnell.

Die Oberinnthaler, welche noch am Leben waren, folgten dem Rathe des Geistes und genasen."

Ein poetisches verseliebendes Volk, die Tiroler, dachte ich. Die Tafelfreuden erhöht das erbauliche Verschen im Eßlöffel, und sogar ihre Geister lassen sie in Versen reden!

Ich äußerte gegen meinen Wirth, daß eine so bedeutende Laubholzwaldung, wie das Eierle, mitten im Thale gewiß eine Seltenheit und sehr schätzenswerth sei. „Besonders wegen des Laubes," erwiederte er. „Unsere Thäler liefern so wenig Korn, daß das Stroh nit weit reichen würde zur Streu. Tannen-, Fichten-, Lärchen-

6*

nadeln und Zweige werden zur Hilfe genommen; das Laub in meinem Eierle kommt mir besonders gut zu Statten, mit leichter Mühe kann ich es nach Hause fahren."

„In der Ebene verdient man nit so schwer sein Brod," hub er von Neuem an, als wir eine Weile gewandert waren; „da kostet es nit so viel Schweiß, da braucht man nit so ängstlich Alles zu Rathe zu halten, wie hier zu Lande! Ehemals waren die Dörfer des Oberinnthals reich, nun sind sie arm. Sie selber tragen fast ganz allein die Schuld, daß die Ferner weiter vorgerückt sind und die Kälte zugenommen hat; weil man überall unsinnig das Holz verschwendete, ist nicht die Hauptursache der Armuth. Das ist die ebenso unsinnige Gütervertheilung, welche Friedrich mit der leeren Tasche erlaubte, derselbe, der das goldene Dacherl in Innsbruck gebaut hat, um zu zeigen, daß seine Tasche voll sei. Im Unterinnthal und einigen anderen Thälern hatten die Bauern so viel gesunden Menschenverstand, von seiner Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen, mit welcher er sich nur beliebt machen wollte. Anders im Oberinnthal, Gott sei's geklagt. Der Vater vertheilte sein Gut unter all' seine Kinder, man theilte und theilte, bis zuletzt Nichts mehr zu theilen da war. Meine Voreltern haben das niemals gethan," und ein gewisser Stolz lag in der Betonung, mit welcher der alte Jörg die letzten Worte aussprach. „Jeder thut wohl, daß er das Seine zusammenhält und es zu mehren trachtet auf rechtlichem Wege. Die Armuth ist groß, und wo findet sie Abhilfe, wenn nicht Einige da sind, die reich-

lich geben können und wollen? Die jungen Tage sind rasch dahin und das Leben ist lang!"

Er hatte unwillkührlich das Haupt von mir ab zu seinem Sohne gekehrt, dessen niedergeschlagene Augen zeigten, wie wohl er verstand, worauf des Vaters Rede zielte. Kein Wort der Erwiederung kam aus seinem Munde. Genau betrachtete ich Vater und Sohn, es schien mir, als ob ein Anflug von Rührung auf des Vaters Antlitz bemerklich wurde, wie er des Sohnes ruhige Trauer gewahrte.

Er ließ den besprochenen Gegenstand sogleich fallen und knüpfte mit Johann eine Unterredung über die Verbesserung der Aecker an, welche wir durchwanderten; in bescheidener Weise sprach derselbe seine Ansichten aus. Mitten auf einem Felde standen mehrere Bäume. „Sollen jene Bäume nicht abgehauen werden?" fragte Johann, „sie geben allzuviel Schatten, das Korn gedeiht schlecht darunter." „Die lasse ich nicht abhauen!" erwiederte der alte Jörg entschieden und der Sohn schwieg.

„Ich will Sie zu einem guten Wasser führen," sagte der Postmeister. „Das gibt Appetit." Wir überschritten die Straße und erklommen einen ziemlich steilen Hohlweg. „Hier ist mir keine Quelle bekannt," äußerte Johann, „und kenne mich doch sonst aus um Rodau herum." „Der Vater muß auch halt vor dem Sohne etwas voraus behalten," meinte der Postmeister scherzend, und schon hatten wir die Quelle erreicht, die aus Felsgestein zur Linken, etwas abseits vom Wege und durch Gebüsch ver-

borgen, hervorsprang. In der Nähe wuchsen Vergißmeinnicht. Der greise Sohn der Natur bückt sich, pflückt ein Vergißmeinnicht und steckt es auf seinen Hut. Dann lassen wir uns neben der Quelle nieder, Jörg nimmt aus der einen Tasche seiner Joppe ein halbes Maisbrod, aus der anderen eine große, hölzerne Dose hervor, der Deckel wird abgenommen, goldgelbe Butter ist ihr Inhalt, und Brod und Butter munden vortrefflich zu dem kristallklaren Wasser, das uns Johann aus einem kleinen Becher kredenzt.

Heimath und Fremde.

Während der Postmeister nach Hause ging, um die Briefe für den nächsten Eilwagen zusammen zu richten, durchstreiften sein Sohn und ich noch eine Weile die Felder. Verschiedenes theilte mir mein Begleiter über die Bestellung derselben und die Verbesserung des Bodens mit, und wußte ebenfalls Allerlei zu erzählen, was sonst auf denjenigen Theil des Thales, den wir übersehen konnten, Bezug hatte. In diesem Hause war ein berühmter Geistlicher geboren worden, in jenem hatten sich einst Bayern versteckt gehalten, die von den verfolgenden Nobauern entdeckt worden waren. „Die Tiroler verfuhren nicht so grausam mit den Bayern, wie sie es verdienten,“ sagte Johann. „Unseren deutschen Nachbarn kam es nicht darauf an, alte, kranke Leute aufzuspießen und Weiber und Kinder bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Hatten schon im Jahre 1703 solche Gräuel verübt, daß wir uns nichts Gutes von ihnen versehen konnten. Die

Franzosen waren bei Weitem nicht so schlimm, hat der Vater gesagt. Ist auch französisches Blut in unseren Adern, der Urgroßvater hatte eine Französin zur Frau, und der Vater hat einen wahren Stolz darauf!" Hier hatte ein wohlgezielter Schuß vom Felsen herab einen Bayerngeneral zu Boden gestreckt, dort in dem ansehnlichen Dorfe war bei der großen Pest nur Einer übrig geblieben, und alljährlich wird nach einem anderen Dorfe hoch oben im Gebirge eine große Prozession „mit dem Kreuze" angestellt, die in jener Schreckenszeit gelobt wurde. Jeder Berg, jeder Weiler bekam Leben unter den Mittheilungen meines jungen Begleiters. In der Ebene weiß man kaum, was da und dort vor fünfzig Jahren geschehen ist; im engen Thale pflanzt sich durch mündliche Ueberlieferung Alles viele Jahrhunderte hindurch fort und behält immer das gleiche Interesse, da der Bücher und Zeitungen äußerst wenige sind und somit nicht viel Neues ins Thal hereinkommt. Aber der Johann weiß nicht nur in seiner engeren Heimath Bescheid, auch in seiner weiteren, in Tirol überhaupt, ist er ganz zu Hause. Die Herleitung der gegenwärtigen Ortsnamen von den lateinischen Benennungen, welche die alten Römer den zum Theil von ihnen gegründeten Dörfern gaben, führte Johann auf die Einfälle dieses Volkes, auf die Taurisker und Kelten, und zum Schlusse gab er mir eine hübsche Charakteristik der Innthaler, Vintschgauer, Pusterthaler und anderer Tiroler Volksstämme, ebenso verschieden von einander durch ihre äußere Erscheinung, wie durch Sprache und Sitte.

Mit Beschämung mußte ich mir eingestehen, daß ich keineswegs eine so genaue Kenntniß von meiner Heimath besaß, wie mein Freund von der seinigen; nur die Mangelhaftigkeit des Jugendunterrichtes in meinem Vaterlande und die Schattenseiten der modernen Bildung überhaupt, in welcher ich erzogen war, konnte ich als Entschuldigung gelten lassen. Wo durch mündlichen Unterricht und eine Fluth von Büchern der Mensch mit den fernsten Fernen bekannt gemacht wird, vergißt er nur zu leicht, sich um die eigene Heimath zu kümmern. Erstens hat die Ferne an sich schon etwas Anziehendes, man schaut die fremde Treibhauspflanze lieber an, findet sie schöner, als die heimathliche Blume, und zweitens bildet sich der einzelne Mensch in Folge dessen nicht selten den meistens irrigen Glauben, daß ihm ein fremdes Volk in seinen Sitten, seiner geschichtlichen Entwickelung mehr zusage, als das eigene; er gefällt sich in dieser Selbsttäuschung und erhält sie absichtlich aufrecht, so lange wie möglich, die dazu noch durch den höheren Schulunterricht, wie man ihn im Norden betreibt, genährt wird. Wie selten wird vaterländische Geschichte gelehrt! Latein und Griechisch ist das A und das Z! Der Religionsunterricht beschränkt sich auf zwei Stunden wöchentlich, für den Kirchenbesuch der Gymnasiasten kann der Religionslehrer unmöglich einstehen, die Eltern des einen Schülers sind orthodox, die Eltern des anderen rationalistisch, der Pastor hat wieder seine besonderen Ansichten, über welche Luther das Haupt schütteln würde, wenn sich auch Alle nach ihm

Lutheraner nennen; der Dorfschulmeister dagegen hat darauf zu achten, daß seine Buben und Mädchen den sonntäglichen Gottesdienst nicht versäumen, sonst wird ihm der geistliche Oberhirt gram. Für Gymnasiallehrer und Schüler fällt solcher Zwang weg; während der Bauernjunge seinen Gesang absingt, grübeln jene über eine Stelle im Homer nach, die allerlei geistreiche Conjecturen zuläßt, oder lassen sich durch Cicero's Reden reichlich für den Vortrag in der Sonntagsschule des Pastors entschädigen. Den Lehrern als Protestanten ist das Mittelalter mit seinen einfältigen Kreuzzügen eine Zeit unsagbarer Dummheit; vor derselben gingen aber die würdigen Altvordern in Thierhäuten einher, tranken aus den Schädeln erschlagener Feinde Bier und Meth in bedeutenden Quantitäten, und schlugen sich, davon zu stark erregt, mit steinernen Streitkolben todt. In der heidnischen Zeit war von Bildung, Wissenschaft und Kunst nicht die Rede, in der katholischen Zeit herrschte ein solcher Aberglaube, daß Alles davon inficirt wurde, die letzten drei Jahrhunderte bilden eben nur einen kurzen Zeitraum, was bleibt anders übrig, als sich nach Griechenland und Rom zu flüchten? Was ist natürlicher, als daß ein Gymnasiast die römischen Könige mit ihrer Regierungszeit an den Fingern herzuzählen weiß und nicht die Frage zu beantworten vermag: Welche Geschlechter saßen auf dem Throne deines Vaterlandes?

„Das Meiste von dem, was du so freundlich warst, mir mitzutheilen, hat dir wohl dein Vater erzählt?“ sagte ich zu Johann, als wir uns seinem heimathlichen

Dorfe näherten. „Gegen den bin ich nur ein Kind!" erwiederte er, und der gute Sohn hat doch wahrlich in mancher Hinsicht Ursache, sich über seinen Vater zu beklagen. Um Geld und Gut zu vermehren, will dieser ihn zu einer Heirath zwingen, die er verabscheut, und läßt auf der anderen Seite Vieles fahren, weil er seiner Eigenthümlichkeiten und Angewohnheiten nicht Herr werden kann. Mutter und Tochter sind die vortrefflichsten Köchinnen von der Welt und doch ist bei dem Steinbockwirthe, in dem zweiten, größeren Gasthofe des Dorfes, viel mehr Verkehr, als in der Post; denn dort entsprechen die Zimmer den Anforderungen, welche man jetzt auch in Tirol stellt, hier ist Alles beim Alten geblieben. Unzählige Mal ließ der alte Jörg sich bitten, wie mir die Kellnerin gestern erzählte, ehe er die Kaffeeschüsseln, wie sie einst allgemein hier in Gebrauch waren, mit hohen Kaffeegläsern für die Gäste vertauschte, welche schon seit langer Zeit in den Gasthöfen des Innthales zu finden sind. Zur Winterszeit mittelst einer Laterne im langen, dunklen Thorwege eine Beleuchtung herstellig zu machen, daß der eintretende Gast nicht Gefahr läuft, auf dem holperigen Lehmboden zu stolpern oder mit dem Kopf an die Mauer zu stoßen, wird wohl ewig ein frommer Wunsch des Sohnes, der Mutter und Tochter bleiben, und diese und andere Eigenheiten sind nicht der Rede werth, wenn man an die übertriebene Gutmüthigkeit des alten Mannes denkt, welcher, wie mir der Pater Clemens in Venedig erzählte, Hunderte ausleiht, ohne die mindeste Aussicht zu haben, sie zurück zu erhalten.

Johann ist nicht so beschränkten Geistes, um die Sonderbarkeiten seines Vaters zu übersehen, aber er bedeckt sie, wie es seine Pflicht ist, mit dem Mantel nachsichtiger Liebe, er läßt sich durch sie nicht irre machen in strengstem Gehorsam, soweit solcher mit dem Gehorsam gegen Gott vereinbar ist, er wird niemals aufhören, den alten, vortrefflichen Mann als leuchtendes Vorbild zu betrachten, der dies im Allgemeinen so sehr verdient. Johanns Pietät ist eine natürliche Folge seiner strengen, religiösen Grundsätze, seiner Erziehung und der Bildungsstufe seiner Landsleute im Allgemeinen. Bei uns im Norden wird der Vater häufig vom Sohne über die Achseln angesehen. Was der Vater lehren kann, hat längst Besserem weichen müssen, oder die Bücher bieten es nach des Sohnes Ansicht. Die Lebenserfahrung, die eigentliche Weisheit, welche nur die Jahre geben können, und welche immer die Hauptsache bleibt, wird übersehen und verkannt, ebenso die andere große Hauptsache, die Heimath, im Vergleich mit welcher Rom und Athen Nebensachen sind.

Rodau den 10. Juli.

Ohne Religion kein Thron.

Zu Johanns Pietät gegen seine Eltern gab mir heute eine Unterredung mit Philomene den rechten Schlüssel. Sie, die immer geschäftige, immer fröhliche, hatte endlich einmal Zeit gefunden, eine halbe Stunde

im grünen Obstgarten mit mir zu verplaudern. Jemand hatte eben erzählt, daß der Statthalter von Tirol, der Erzherzog Karl Ludwig, nächstens die Lisenzeralpe, welche, dem Prämonstratenserstifte Wilten gehörig, eine der schönsten des Landes ist, besuchen werde. Philomene beschrieb mir den festlichen Empfang, welcher dem allverehrten Erzherzoge bei seiner letzten Anwesenheit in Rodau zu Theil geworden war. Dann schilderte sie seine einnehmende Persönlichkeit und theilte mir mehrere liebliche Züge von seiner jungen Gemahlin, der Prinzessin Margaretha von Sachsen mit, die sie von einer Freundin, welche neulich in Rodau zum Besuch gewesen war, gehört hatte. „Neulich kaufte die Frau Statthalterin ein Dutzend feiner Taschentücher, mehrere Gulden das Stück, in denen sie höchst eigenhändig ihres Mannes Namen sticken wollte,“ sagte Philomene; „was die wohl für feine Fingerchen hat! Und scheut sich doch nicht, auch einmal in die Küche zu gehen, wie Unsereiner. Der Herr Erzherzog soll sie schon zweimal dort getroffen haben. Sind dabei gar fromme Herrschaften! Zu Fuß wallfahrteten beide nach Heiligwasser, das hoch oben im Gebirge liegt, und eines Sonntags da kam die Frau Statthalterin zu spät in die Messe. Als sie in die Kirche trat, begann die Wandlung eben, da schritt sie nicht weiter auf ihren Stuhl zu, auf dem kalten Steinboden knieete sie nieder, bis die Wandlung vorüber war. Die Innsbruckerinnen dünken sich bald zu vornehm, das zu thun, was die Frau Statthalterin that, und neigen sich nur.“

Ohne Religion
Kein Thron!

Wie wahr sind diese vier Worte! Das hohe Fürstenschloß mit seinem Throne von Gold und edlen Steinen ist nicht der herrlichste Wohnsitz des Herrschers. Sein herrlichster Wohnsitz ist das Herz seiner Unterthanen. Erhebt sich ihm dort ein Thron, so kann er auf seinem goldenen ruhig und sicher sitzen. Aber wenn ihm der wahre Glaube fehlt, dann zollen ihm seine Unterthanen nur gezwungener Weise Ehrerbietung und Gehorsam. Keine Tugend macht sich der Mensch schwerer zu eigen, als die Demuth; sein innerstes Wesen sträubt sich dagegen, und in keiner anderen Tugend ist die hochmüthige Creatur, die Gott nicht nur ähnlich, die ihm gleich sein möchte, mehr eines Vorbildes bedürftig. Beugt sich der König vor dem König der Könige Angesichts seines Volkes, so beugt sich das Volk auch willig vor ihm, den Gott zu seinem Herrscher bestellt hat, und schaut ihn doch wiederum an vertrauensvoll als einen theueren Genossen, welcher ihm angehört, welcher mit ihm der Erfüllung gleicher heiliger Pflichten obliegt. Neigt sich der Erste des Volkes vor Dem, der über ihm steht, so kostet es auch jedem Anderen wenig Ueberwindung, sich zu neigen vor dem Höhergestellten, Gehorsam durchdringt alle Schichten der Gesellschaft. Jeder erkennt seinen Herrn an als solchen, ohne darüber den gemeinsamen Herrn Aller, den Herrn der Heerschaaren zu vergessen.

Noch eine Tiroler Kameradschaft.

Als ich von einem Spaziergange zurückkehrend, den Hof des Posthauses betrat, herrschte unter den Knechten, die eben Feierabend gemacht hatten, große Freude. „Endlich ist das Roß hin! Gott sei Dank dafür!" rief der Marian, und mehrere Andere stimmten ihm bei. Ich wurde nicht wenig über diese Schadenfreude betroffen, da ich täglich hinreichend Gelegenheit gehabt hatte, mich von der Freigebigkeit und Güte des alten Jörg gegen seine Dienstleute zu überzeugen, die mit ihm und den Seinigen fast eine große Familie bilden. Der Marian mochte meinem Gesichte die Betroffenheit ansehen. „Es nimmt euch halt Wunder," sagte er, „daß wir fröhlich sind! Will's euch derzählen! Der Schaffer kann's nit über's Herz bringen, ein Roß fortzuthun, das bei ihm alt geworden ist. Stehen vier, fünf Rosse im Stall, alt und schwach, zu Nichts mehr nütze, thun den lieben, langen Tag nur Hafer fressen, den der Schaffer für theueres Geld kaufen muß."

Etwas abseits standen die beiden ältesten Knechte Jörg's. Sie mögen den Achtzig näher stehen als den Siebenzig; ihre Haare sind weiß, ihr Rücken gebeugt. Ihr Gesicht mit den vielen Falten und Runzeln war ernst geblieben; sie hatten nicht gejubelt, wie die Uebrigen, und als der Silzer, der Oberknecht, lachend sagte: „Wünsche dem Gaul glückliche Reise, mögen seine alten Kameraden ihm bald nachfolgen!" da schlichen sich die beiden Greise fort, gleich als ob des Silzers Rede auf sie gemünzt wäre.

Haben gewiß lange Jahre mit den Rossen in guter Kameradschaft gelebt, sind mit ihnen alt geworden, essen wie sie das Gnadenbrod bei dem alten Jörg. Gibt es auch täglich weiches, gutes Milchmues, mit reichlicher Butter darüber, das Gnadenbrod schmeckt hart; das Brod schmeckt anders, das man sich im Schweiße seines Angesichtes verdient. Den Tod des alten Rosses bedauert Niemand. „Wenn unser Sterbestündlein gekommen ist, wird sich auch Niemand darüber grämen," denken die Greise, und sie streicheln die Thiere, mit denen sie manches Fuder Türken und Waizen heimgebracht haben; dann schauen sie nach, ob noch Hafer genug ist in der Krippe.

Rodau den 11. Juli.

Herr Walther.

Wenn Jörg Korn hinstreut auf dem Hofe gerade vor seinen Füßen und Johanns Tauben fliegen herbei und picken es auf — sie scheuen sich gar nicht vor ihm, das Gefieder der Meisten ist schneeweiß, wie des Alten Bart, — dann mahnt mich der Postmeister von Rodau an Herrn Walther von der Vogelweide. Die Innigkeit und Tiefe des Gefühles, das sinnige Anschauen der Schöpfung und alles Dessen, was in ihr kreucht und fleugt, ist noch nicht ganz von der Erde verschwunden; es gibt noch Naturen, wie die Herrn Walthers war. Der alte Jörg freut sich, wie der deutsche Sänger, swen die bluomen uz dem grase dringent und die

kleinen vogelîn singent in ir beste wîse. Es wird mich nicht wundern, wenn auch er in seinem Testamente eine Geldsumme aussetzt, auf daß von den Zinsen alljährlich zur kalten Winterszeit für die kleinen vogelîn Futter ausgestreut werde. Der Sohn wird auch in diesem Punkte des Vaters letzten Willen getreulich zur Ausführung bringen.

Der Bienenvater.

Die Tauben sind nicht die einzigen Thiere, welche Johann gehören. Während der Vater sich die Fütterung derselben noch vorbehalten hat und der Sohn nur aus dem Verkaufe der Jungen eine kleine Einnahme zieht, sind ihm die Bienen ganz und gar übergeben worden, und nicht nur im Garten, ebenfalls an sonnigen, blumigten Geländen des Gebirges hinter dem Dorfe, stehen seine Bienenhäuser, welche auf das Zweckmäßigste eingerichtet sind. Der jugendliche Bienenvater hat sich die Liebe seiner zahlreichen Adoptivkinder zu erwerben gewußt, vortrefflich kann er mit den Kleinen fertig werden, die im Anfange ungezogen genug sein mochten. Wenn er ihnen einen Besuch abstattet, um nachzuschauen, ob sie hübsch fleißig gewesen sind und jeden Abend reichlich Wachsstoff an ihren Füßchen und Honig in ihren kleinen Magen heimgebracht haben, summen und surren sie unaufhörlich um ihn herum. Mögen ihre eigene Sprache, nur ihm verständlich, haben und vielleicht den Papa einladen, Platz zu nehmen auf der kleinen Bank

ihres Häuschens; wenigstens setzt er sich, aber das Gesumse währt fort, vielleicht allerlei Bitten und Klagen enthaltend; Papa steht auf, öffnet die Thüren der einzelnen Kämmerchen und schaut nach, ob hier und dort etwas fehlt; kleine Wachshaufen neben sich auf der Bank müssen die Ergänzung liefern. Dann entfernt er sich, und seine Kleinen geben ihm noch immer eine Strecke das Geleite, respectiren sogar das Gesicht und die Hände ihres Freundes, wenn er sich erdreistet, in ihre Wohnung einzudringen. Schade, daß er so wenig Gelegenheit hat, näher mit ihnen bekannt zu werden und in die Bienensprache einzudringen! Würde dann Lust bekommen, ein Büchlein zu schreiben, betitelt: „Was ich den Bienen abgelauscht"; die Reden, welche diese fleißigen, geschickten Thiere unter einander führen, sind unzweifelhaft weit lehrreicher, als die der Vögel, deren Leben mir mehr beschaulicher Art zu sein scheint.

Ein Zimmer im Hause, die Bienenkammer genannt, enthält Johanns reiche Honigvorräthe. Ich glaubte, daß sie ihm ein nicht unbedeutendes Sümmchen alljährlich einbrächten, aber er versicherte mir gestern, der Honig würde theils in der Haushaltung verbraucht, theils an Kranke verschenkt, ihm selbst käme nur das Wachs zu Gute.

Johanns Zimmer stößt an das meinige. Die Zwischenthüre steht offen, ich blicke hinein. Ueber dem Bette hängt ein Bild Johannes von Nepomuk, darunter ein kleines geweihtes Crucifix, schwarz, mit goldenen Rändern; auf der altmodischen Commode, deren Schubladen

mit starken Ringen von Messing als Handhabe versehen sind, liegen wenige alte und neue Bücher, „der untrügliche Maulwurfsfänger,“ „über Landwirthschaft,“ „der fürsorgliche Bienenvatter,“ französische und italienische Wörterbücher, und dennoch hat der junge Tiroler eine sehr schöne Bibliothek, zum Theil geschmackvoll eingebunden. Mancher würde es unter keiner Bedingung verabsäumen, mit derselben sein Zimmer zu schmücken; es erhielte dadurch nicht wenig einen gelehrten Anstrich. Der junge Tiroler hält diejenigen Bücher, in welche er nicht täglich zu blicken pflegt, in einem hohen Wandschrank verborgen, draußen im Gange. Wenn ich ihn fragte, weshalb er sie nicht in seinem Zimmer aufstellt, würde er mir wahrscheinlich dieselbe Antwort geben, die mir wurde, als ich über seinen Sonntags- und Alltagsrock Bemerkungen machte: „das paßt nicht für mich in Rodau!“ Sein Kamerad, der Müller, sieht mir nicht danach aus, daß seine Studien über Lesen, Schreiben und Rechnen weit hinaus sich erstreckt haben. Der würde sich gar nicht „getrauen,“ mit dem Johann „zu discurriren“ droben in seiner Stube, wenn „so grauslich große, dicke Bücher“ mit dabei wären.

Rodau den 12. Juli.

Regina.

Im Hinterhause wohnt Jörg's Schwester, die schon vor vielen Jahren erblindet ist. Eine treue Dienerin pflegt die Alte, und Jörg, seine Frau und Kinder sind

unablässig bemüht, das schwere Schicksal, das sie betroffen hat, zu erleichtern und freundliche Blumen auf ihren rauhen, dornigen Lebenspfad zu streuen. Täglich bringt sie ein Stündchen in der Kochel zu, wo immer ein Stuhl am Fenster für sie bereit steht. Als Durchgang zum Postzimmer, geht es dort noch lebhafter zu, als dies sonst der Fall sein würde. Jeder plaudert ein wenig mit der Blinden, sie hört bald dieses, bald jenes aus der Nähe und Ferne und trägt Allerlei mit heim, wovon sie in dem ewigen Dunkel, das sie umgibt, bis zum folgenden Tage zu zehren hat. Häufig führt man sie auch nach der Bank unter dem großen Birnbaume an dem einen Ende des Obstgartens; nicht weit davon stehen sechs Bienenhäuser. Die Blinde hört dem unablässigen Gesumse der kleinen Thiere zu; es macht ihr Vergnügen, wie sie sagt, denn sie erinnert sich dabei einer Zeit, welche längst hinter ihr liegt, in welcher sie selbst eine geschäftige Biene war und aus- und einflog in den Zimmern des Hauses, in Küche und Keller, und sie erfreut sich der emsigen Thätigkeit der kleinen Geschöpfe.

Ich stand an der Verbindungspforte zwischen dem Gemüse- und Obstgarten, da kam die Mutter mit der blinden Schwägerin daher, auf dem schmalen Pfad neben der Scheunenmauer, an welche sich Muskateller emporrankt. Der Mutter Antlitz, für gewöhnlich so ernst und streng, hat einen milden, freundlichen Ausdruck. Mit welcher Sorge führt sie die Schwägerin! Wäre die zusammengeschrumpfte, gebeugte Alte an dem kräftigen Arme der hohen, stattlichen Frau deren leibliche Mutter,

sorgsamer könnte sie nicht geleitet werden! Siehe! die Postmeisterin beugt sich zu ihr herab und redet leise zu ihr. Die Alte lächelt, ihrer Führerin Worte sind gewiß freundlicher Art!

Beide halten in ihrem langsamen Gange inne; zur Rechten blühen Rosen und Nelken, es sind Philomenen's Blumen, und die Mutter beugt sich zu ihnen nieder und pflückt einen Strauß. Sie faßt die linke Hand der Blinden und gibt ihr die Blumen, daß sie sich an dem würzigen Dufte derselben erquicke; dann ergreift sie behutsam der Schwägerin rechten Arm und beide setzen ihre Wanderung nach dem Obstgarten fort.

Jörg's Schwester hat von vorn herein eine Art Zuneigung für mich an den Tag gelegt, die wohl ihres Neffen Freunde als solchem gilt; denn Johann ist ihr Liebling, und als er nach Venedig abreiste, ist sie wochenlang gar nicht zu beruhigen gewesen. Eine frühreife Birne war vom Baume gefallen, ich hob sie auf und brachte sie ihr. Obwohl sie an derartige kleine Aufmerksamkeiten gewöhnt ist, werden sie immer mit dankbarer Freude von ihr aufgenommen, niemals als Etwas, das ihr gebührt und sich von selbst versteht. Auch diesmal sah man ihr die innige Freude an, wie sie so dastand an einen gewaltigen Nußbaum gelehnt, der ihr noch aus der Kinderzeit her besonders lieb war; über die Greisin breitete sich schirmend gegen die Strahlen der Sonne das saftige Blätterdach aus, unter welchem das kleine Mädchen gehüpft und gesprungen und eifrig Nüsse aufgelesen hatte, in glücklicher Unwissenheit des düstern

Schicksals, welches nach lachendem Frühling und Sommer des Lebens im Spätherbst desselben sie treffen sollte. Rosen und Nelken in der einen, in der anderen Hand die rundliche, goldgelbe Frucht, schaute die Blinde fast beschämt drein über die köstlichen Gaben, die ihr gereicht worden waren. In einer Hand konnten sie alle unmöglich Platz finden, Regina — so heißt die Blinde — schickte sich an, die Birne der Tasche ihres Gewandes zu überantworten, aber schnell zog sie die Hand wieder zurück, offenbar fürchtend, dem Geber durch Beiseitelegung der Gabe irgendwie wehe zu thun. Die Blumen von der Schwägerin konnten auch nicht füglich der Frucht hintenangesetzt werden, und es kam Regina gewiß recht erwünscht, als jene ihr die Birne aus der Hand nahm, mit freundlichen Worten sich erbietend, dieselbe zu schälen. Anfangs sträubte sie sich zwar, die schöne Frucht sobald zu verzehren, fügte sich aber bald darein, und wir schritten ihrem gewöhnlichen Sitze, der Bank unter dem Birnbaume am Ende des Gartens zu, während ich die Alte führte.

„Wie klar ist heute der Himmel," sagte die Mutter. Regina schlug die glanzlosen Augen zum Himmel auf, dessen Bläue sie niemals wieder erfreuen wird. Eben so schnell schlug sie die Augen nieder, ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer innersten Brust, und ein unsäglicher Schmerz prägte sich einige Augenblicke auf ihrem Antlitze aus, worauf die milde Heiterkeit wiederkehrte, welche ihre Züge für gewöhnlich abspiegeln. Von der Schwägerin war ebenfalls der Eindruck bemerkt worden,

welche ihre Aeußerung auf die Blinde hervorgebracht hatte, und in ergötzlicher Weise begann sie irgend einen komischen Vorfall zu erzählen aus der Chronik des Dorfes, damit sie das begangene Versehen nach Kräften wieder gut mache.

Als Regina sich eben auf die Bank niederließ, kam Philomene und bat die Mutter, sogleich nach Hause zu kommen, wo dringende Wirthschaftsangelegenheiten ihre Gegenwart erheischten. Mutter und Tochter entfernten sich, die Alte schien zu glauben, daß ich mit ihnen fortgegangen sei; man ließ sie hier oft auf ein Stündchen allein oder vielmehr in der Gesellschaft ihrer kleinen Freunde, der Bienen, die ihr schon um Johanns willen lieb gewesen wären.

Der Platz bietet eine herrliche Fernsicht über Kornfelder hinweg auf die Seitenwand eines hohen, weit vorspringenden Felsens. Zwar beträgt die Entfernung dorthin mindestens eine halbe Stunde, aber wenn die Felswand, wie es jetzt der Fall war, von der Abendsonne beschienen wird, glaubt man sie in fünf Minuten erreichen zu können, so nahe rückt sie einem in der Abendbeleuchtung, und mit Entzücken verweilt das Auge auf den einzelnen, kleinen Vorsprüngen und Erhöhungen, welche aus lauterem, funkelnden Golde zu bestehen scheinen, oder schaut zur Rechten über den Strom hinweg auf die jenseitigen Berge, welche, von bläulichem Dufte umwoben, daliegen.

Die Blinde sitzt mit niedergeschlagenen Augen unter dem Birnbaume, die Hände auf dem Schoße, auf dem

auch die Blumen ruhen; unter dem weißen Häubchen haben sich einzelne graue Locken hervorgestohlen, in denen ein leiser Wind spielt. Die Bienen kehren nach der Tagesarbeit zurück, summend umschwirren sie ihre Wohnungen. Unbeweglich sitzt Regina da, sie lauscht dem Getöne, das bald stärker, bald schwächer erklingt. Regina's bleiche Lippen bewegen sich, horch! mit singender Stimme sagt sie halblaut ein Verschen her, so für sich hin:

„Das honigsüße Imbelein
Sich spat und früh bemüht,
Es sitzt auf alle Blümelein,
Verkostet alle Blüth;
Sehr emsig fleucht's herummer,
Tragt ein mit großem Fleiß,
Es sucht den ganzen Summer
Auch für den Winter Speiß."

Regina hielt inne, ich trat auf sie zu und drückte ihr das Wohlgefallen aus, welches ich an dem niedlichen Verse gefunden hatte. „Habe halt allerlei Lieder und Verse lernen müssen, als ich noch Kind war," entgegnete sie und lächelte. „Die Mutter hielt streng darauf, wäre oft lieber hier im grünen Obstgarten umhergesprungen, und seit ich blind worden bin, sind mir alle Lieder und Verse wieder in's Gedächtniß gekommen. Glaubte, daß ich sie längst vergessen hätte, und jetzo vertreib ich mir damit die Zeit manche Stunde und danke der Mutter in meinem Herzen."

„Grüeß Gott, Base!" rief eine helle Stimme hinter uns, die Alte wandte sich etwas seitwärts, es war die

Stimme ihres Lieblings gewesen, und Johann setzte sich zu ihr, und sie betastete seine Hände, sein Gesicht und seine Haare, wie es Blinde zu thun pflegen, und ihr Antlitz ward trübe, als sie solches that.

„Hansel, mei liabs Hansel! deine Haare sind nit mehr weich, wie ehedem, und waren noch seidenweich vor einem Jahre!“ sagte sie in klagendem Tone, mit zitternder Stimme, und sie hielt seine beiden Hände fest in den ihrigen, als wenn sie ihn niemals wieder von sich lassen wollte. „Hat die wälsche Luft sie hart und straff gemacht? Selle nitte, mei Hansel! Der Nachtthau hat befeuchtet deine Locken! Auf Tannen- und Fichtenreisern und nicht auf dem Kissen hat dein Kopf geruht! Deine Wangen sind eingefallen, und waren noch so voll vor einem Jahre! Hansel, Hansel! Du lachst und bist fröhlich, und dein Herz blutet!“

Regina schwieg eine Weile, und ihre Augen, die ihr so viel versagten, versagten ihr nicht die süßeste Erquickung, welche das gramgebeugte Herz kennt, die Thränen.

Der Neffe schlang tiefbewegt den Arm um die Blinde.

„Werde den Kopf oben halten, Basel, verlaß dich drauf! Aus deinen blinden Augen sind Thränen auf meine Hand gefallen, sie brennen, wie glühende Kohlen, Basel! Will mir das Lisele ganz aus dem Sinn schlagen! Meine Haare sollen wieder weich werden und meine Wangen voll! Aber des Rauschers Moidele nehmen kann i nitte!“

„Und Niemand wird dich dazu zwingen wollen, Hansel!“ sagte Regina, und ihre Stimme klang so voll und

rein, wie ich sie noch nicht vordem gehört hatte. Die Alte hatte sich von der Bank erhoben, ihre Thränen flossen nicht mehr, aufrecht stand sie da, Glanz und Leben schienen in ihre Augensterne zurückgekehrt zu sein.

„Niemand wird dich dazu zwingen wollen; Muth! Hansel, Muth! die alte Regina ist blind, und schaut doch Dinge, die Andere nicht schauen! Du wirst“ ....

Der erste Ton des Betläutens erklang. Regina schwieg plötzlich, ihre Gestalt fiel nach und nach wieder zusammen, sie faltete die Hände, der Neffe folgte ihrem Beispiel und beide beteten: „Sei gegrüßt, Maria!“

Die letzten Klänge verhallten. „Führe mich heim, Hansel!“ sagte die Blinde, und Johann geleitete sie nach ihrer Wohnung im Hinterhause.

Rodau den 13. Juli.

Cordula.

Das gestrige Zusammensein mit Regina beschäftigt mich heute lebhaft. Welch ein rührender Anblick, die blinde Greisin und ihr junger Neffe auf der Bank unter dem Birnbaume! Und dennoch machte es einen tieferen Eindruck auf mich, als ich die Schwägerinnen beisammen sah, die eine geführt von der anderen, neben der weinumrankten Scheunenmauer und im Obstgarten unter dem alten Nußbaume!

Die einzelne Blume, mag sie auch noch so schön sein, verschwindet, wenn sie von zahlreichen Geschwistern umgeben ist; vor der Steinnelke, an kahler Felsenwand

aus wenigen Körnchen Erde hervorgewachsen, bleiben wir stehen und werden nicht müde, die einfache rothe Blüthe zu betrachten.

Jörg's Ehefrau hat ein Herz, starr und kalt wie Gestein; ehemals, aber das sind viele, viele Jahre her, war dieses Herz weich und warm. Es gibt furchtbare Schicksale, welche ein Herz gänzlich umwandeln, wenn es nicht bricht.

Aus den Mittheilungen, welche mir Pater Clemens in Venedig über diejenigen Menschen machte, in deren Kreis ich jetzt lebe, ist mir das Leben der Postmeisterin von Rodau bekannt, und so lieb mir auch die übrigen Glieder der Familie sind, so flößt mir dennoch keines von ihnen ein so lebhaftes Interesse ein, wie sie.

Eine Etschländerin von Geburt gehörte die Postmeisterin keineswegs zu denen, „die nit recht sind," wie mir Johann auf der Insel San Lazaro die Töchter des Etschthals charakterisirte. Sie war ein ungewöhnlich schönes Mädchen, und zahlreiche Söhne des Thales bewarben sich um das einzige Kind des reichen Vaters; aber Cordula's Herz war schon unvermerkt von einem Anderen erobert worden, ehe sich noch ihre knospende Schönheit vollständig erschlossen hatte. Im elterlichen Hause wuchs mit ihr zusammen ein armer Knabe auf; der Vater hatte ihn als Sohn eines verstorbenen Jugendfreundes zu sich genommen und zum dereinstigen Verwalter seiner Weingüter bestimmt. Als der Vater Cordula aufforderte, sich für einen ihrer Bewerber zu erklären, gestanden die jungen Leute ihre Liebe. Zornig verschloß der Vater

sein Ohr gegen all' ihre Bitten, sein Pflegesohn wurde auf der Stelle aus dem Hause entfernt, und da Cordula nicht aufhörte, darüber zu trauern, hielt der Vater es für das Gerathenste, mit Uebergehung aller Bewerber die Hand der Tochter dem Postmeister von Rodau, einem alten Jugendfreunde, für seinen Sohn anzubieten, ohne demselben das Vorgefallene zu verhehlen; dieser ging mit Freuden darauf ein, und beide Väter hofften, daß Cordula an den Ufern des Inn, in einer ganz anderen Umgebung, an der Seite eines braven Mannes bald ihre erste Jugendliebe vergessen würde. Der Sohn, gehorsam wie immer, war auch dieses Mal erbötig, nach dem Willen des Vaters zu handeln und ging, wie dies in solchen Fällen üblich ist, auf einige Zeit zu seinem zukünftigen Schwiegervater nach Meran. Die schöne Cordula, deren Herzenskummer ihm kaum angedeutet worden war, gefiel ihm über alle Maßen, und Jörg selber, obwohl schon in gereifterem Alter stehend, erschien bei der Liebenswürdigkeit seines Wesens, welche überdies durch ein vortheilhaftes Aeußere unterstützt wurde, dem Mädchen wenigstens nicht unangenehm, so sehr sie sich auch gegen ein innigeres Verhältniß sträubte. Vater und Liebhaber ließen nicht ab mit Bitten, endlich gab sie ihr Jawort, die Hochzeit wurde geschlossen, und es schien, als wenn die junge Postmeisterin von Rodau — denn der alte Postmeister hatte dem Sohne die Post übergeben — den überglücklichen Jörg immer lieber gewann, besonders seit sie als Unterpfand ihres ehelichen Glückes ein Kind unter ihrem Herzen

fühlte. Daß sie so schnell heimisch wurde im Posthause zu Rodau, dazu trug besonders ihre Schwägerin Regina bei, damals noch rüstig in jeder Weise. Als mütterliche Freundin stand sie der jungen Frau zur Seite, helfend und rathend, und wenn zuweilen zwischen dieser und dem mürrischen alten Schwiegervater Mißhelligkeiten zu entstehen drohten, war es Regina, die Alles wieder in's Gleichgewicht brachte!

Bei Cordula mochte der Jugendgeliebte immer mehr in den Hintergrund treten; sie hatte einen Ersatz gefunden, welcher jenem — Michael war sein Name — nicht zu Theil geworden war, und die Sonne, welche Feigen und Mandeln reift, welche das Traubenblut am Felsen kocht, läßt auch das Blut des Buben und Mädchen feuriger rollen durch die Adern. „An demselben Tage, an welchem Cordula mit Jörg am Traualtare stand, machte Michael den Versuch des Selbstmordes; er mißlang, aber dreiviertel Jahre darauf suchte und fand er seinen Tod in den Fluthen der Etsch." Durch einen unglücklichen Zufall erhielt Cordula, gänzlich unvorbereitet, diese schreckliche Doppelkunde. Sie traf die junge Frau wie ein Blitz aus heiterem Himmel! Viele Wochen lang schwebte ihr Leben und das ihres Sohnes, dem sie bald nach Empfang jener Botschaft das Leben gab, in Gefahr; Jörg verdankte nur der unermüdlich treuen Pflege seiner Schwester Regina die Erhaltung von Frau und Kind. Aber als Cordula vom Krankenlager aufstand, war sie nicht mehr die junge lebensfrohe Etschländerin, sondern eine ernste, stille Frau. Körper und Geist hatten

einen schweren Kampf gekämpft und beiden waren unvergängliche Spuren desselben geblieben.

Wie die meisten Tiroler und Tirolerinnen hatte auch Cordula im elterlichen Hause eine streng christliche Erziehung genossen, und während dieselbe auf der einen Seite die düstere Stimmung vermehrte, von welcher sie beherrscht wurde, schöpfte sie andererseits Kraft aus derselben. Sie glaubte nicht nur den leiblichen Tod ihres Jugendgeliebten, dem sie die geschworene Treue gebrochen hatte, sondern auch seinen geistigen Tod auf dem Gewissen zu haben. Sie wäre schier verzweifelt bei dem Gedanken, daß unzählige Gebete und Messen vielleicht nicht im Stande sein würden, die Seele des Selbstmörders von den Qualen des Fegfeuers zu befreien, wenn sie nicht gefürchtet hätte, eine neue Schuld auf sich zu laden, falls sie ihre Pflichten als Gattin und Mutter nicht im vollsten Maße erfüllte. In den Anforderungen, welche sie in dieser Hinsicht an sich selbst zu stellen hatte, glaubte sie nicht streng genug sein zu können und ward dadurch einer Verzweiflung Herr, die sonst unfehlbar Körper und Geist zerrüttet haben würde.

Regina war ebensosehr bemüht, die Selbstvorwürfe Cordula's zu schwächen, als sie in ihren guten Vorsätzen zu bestärken und zu kräftigen, und Herr Peter, der Geistliche des Ortes, unterstützte sie in diesem edlen Streben. An beide lehnte sich die Postmeisterin an, soweit ihr Geist noch im Stande war, sich anzulehnen, der in den furchtbaren Stürmen, die ihn ehedem umbrausten, aus sich selbst heraus die meiste Kraft hatte schöpfen

müssen und zu einer Selbstständigkeit gelangt war, welche nur in seltenen Fällen die Frucht eines minder bewegten Lebens ist. Die Freundschaft der beiden Schwägerinnen gestaltete sich ganz besonders deshalb so innig, weil die Eine der Anderen das Leben ihres Erstgeborenen verdankte, bei welchem Regina während Cordula's langem Krankenlager die Stelle einer Mutter vertreten hatte. Regina war voll warmen Gefühls. Der köstliche Schatz, welchen man Liebe nennt, unentweiht ruhend im Herzen der Jungfrau, bis seine reiche Fülle sich über den Mann ihrer Wahl und über ihre beiderseitigen Kinder ergießt, wurde von Regina vorzugsweise dem Knaben zugewandt, welcher sich in den ersten Lebenstagen, in welchen die zarte Menschenpflanze am meisten der Hege und Pflege bedürftig ist, fast ausschließlich unter ihrer Obhut befand. Simon war und blieb ein kränklicher Knabe trotz aller Pflege von Seiten der Mutter und Base. Es schien, als wenn die furchtbare Todeskunde, welche Cordula erhielt, als sie Simon unter ihrem Herzen trug, diesem das Todessiegel auf die bleiche Stirne gedrückt hatte, kaum herangewachsen, erlag er einem zehrenden Siechthum. Wäre der Base das einzige, eigene Kind geraubt worden, sie hätte dasselbe nicht mehr betrauern können, als sie den Neffen betrauerte. Bald nachher wurde die Alte von einer Krankheit befallen, welche ihrem Augenlicht gänzlich ein Ende machte, das schon durch die Thränen, welche sie um Simon geweint hatte, in hohem Grade geschwächt worden war. Was war natürlicher, als daß

sie auf den Bruder Simons, auf Johann, die Liebe übertrug, welche sie einst für jenen hegte?

Jetzt bot sich Cordula auf's Neue eine Gelegenheit, das Vergangene möglichst wieder gut zu machen und sie ergriff dieselbe mit jener Energie, welche einen Hauptzug ihres Charakters ausmacht; sie bemühte sich, durch tausend Aufmerksamkeiten der Blinden zu vergelten, was dieselbe mit sehenden Augen für sie gethan hatte. Frohsinn, Gesprächigkeit, Scherze sind aber vorzugsweise im Stande, Lichtstrahlen in die dunkle Nacht, welche den Blinden umgibt, fallen zu lassen. Das erkannte Cordula gar wohl und wurde Regina, was sie ihrem Manne und ihren Kindern niemals gewesen ist: eine heitere, unterhaltende Gesellschafterin. An der Schwägerin Seite weicht der Ausdruck des Ernstes und der Strenge, welche sie gegen sich selbst und Andere geltend macht, an ihrer Seite ist Cordula in ihren älteren Tagen wieder die heitere, lebhafte Etschländerin, und vielleicht fällt dies ihr nicht so schwer. Sie steht unter all' den fröhlichen, glücklichen Menschen des Hauses nicht mehr allein da. Ist auch die Bürde, welche auf Cordula liegt, viel schwerer, wie die Regina's, so macht sie sich doch nicht so auf Schritt und Tritt fühlbar, wie die Blindheit der Schwägerin. Die Zeit verfehlt bei keinem Menschen, ihre Rechte geltend zu machen, und bei der Leitung eines großen Hauswesens, bei der Sorge um Mann, Kinder und Dienstleute tritt die düstere Vergangenheit nur in stillen Stunden in den Vordergrund.

Rodau den 14. Juli.

Der neue Parzival.

Johann ist so recht der tumbeclâre Parzival, wie ihn uns Wolfram von Eschenbach schildert! Wie tumbe, wie täppisch steht der kleine Mann in dem braunen Rocke mit den altmodischen Seitentaschen da, wenn ein vornehmer Herr in Pariser Toilette, den Plaid um sich geschlungen, das Spazierstöckchen in der Hand, vor dem Einsteigen in den Eilwagen seine Zeche bezahlt. Der kleine Mann sieht genau zu, ob das Geld richtig ist — ihr habt mein Wort darauf — er steht Rede und Antwort, wenn sie verlangt wird, frisch und frei, und beweist sich weniger höflich gegen den feinen Herrn, als dieser gewohnt sein mag, und dennoch steht er täppisch da, dennoch blickt er zu ihm empor, als wenn er sagen wollte, ganz demüthiglich: „Was bin ich im Vergleich mit dir, du feiner Herr?"

Aber Johann ist nicht nur der tumbe, er ist auch der clâre Parzival. Klaren Auges erkennt er die Pflichten gegen sich und seinen Nächsten, weiß das Wahre vom Falschen zu trennen, klaren Auges schaut er den geraden Weg zum Ziele, daß er nicht abweicht weder zur Rechten, noch zur Linken. Und wie bewahrt er sich diese Klarheit, welche so Vielen fehlt, die in das innerste Wesen von tausend Dingen eingedrungen sind, alle dem jungen Tiroler nicht einmal dem Namen nach bekannt? Weil Eins bei ihm den ganzen Menschen durchdringt, die Bescheidenheit. Sie ist diejenige Tugend, welche den Nebel

verscheucht, der den klaren Blick trübt und den geraden Weg zum Ziele verfehlen läßt. Geist und Gemüth sind so reich bei Johann ausgestattet, daß man nicht die ihm fehlende Abgeschliffenheit des Weltmannes vermißt, und hätte sich Johann die Haltung und das Benehmen des feinen Herrn zu eigen gemacht, zu dem er mit einer gewissen unbefriedigten Sehnsucht hinaufblickt, so stände zwar nicht der tumbe Hansel vor ihm, „der so ganz anders Bildung und Manieren in Innsbruck hätte lernen können," aber auch der clâre Hansel wäre er höchst wahrscheinlich nicht mehr.

Rodau den 15. Juli.

Die Baronesse von und zu Rommeldrommel.

„Criminali! Die Fremden meinen, daß wir gutmüthigen Tiroler uns die Haut über die Ohren ziehen lassen!" rief der Johann mir zu, ehe er mir noch Guten Morgen gewünscht hatte, und hielt mir eine Rechnung entgegen. Da langt gestern Morgen eine württembergische Baronesse bei uns an, von und zu Rommeldrommel, verlangt das beste Zimmer im Hause, die besten Forellen, Alles auf's Beste! Heute Morgen verlangt sie die Rechnung, da lamentirt sie, daß Alles zu theuer sei, man wolle sie betrügen, was weiß ich! Sieh' selbst die Rechnung: für Zimmer pro Tag einen halben Gulden, unser bestes Zimmer, worin der König von Sachsen — Gott habe ihn selig — dreimal geschlafen hat; ein halber

Gulden zu viel! Wollte erst einen ganzen Gulden ansetzen, wäre auch noch zu wenig gewesen, aber der Vater sagte: Ein halber ist genuo k!"

Alles hat seine Gränzen, so auch die Bescheidenheit, die dazu gehört, um clàre zu sein. Unser Parzival befand sich in der größten Aufregung; denn nichts ist kränkender, als der Mißbrauch von Güte, und Johann beruhigte sich selbst dann noch nicht, als ich ihm die Versicherung gab, „daß die Rechnung überaus billig sei." Es heißt immer: „die gutmüthigen Tiroler," fuhr er ingrimmig fort. „Meint so eine württembergische Baronesse, daß wir schon mit der Ehre zufrieden sind, daß sie bei uns über Nacht bleibt, von unseren Forellen ißt? Criminali, wir sollten die Leute bereißen! Der Vater . . ." Aber er verschluckte das Uebrige, ich errieth, daß es heißen sollte: „Der Vater sieht fast zu wenig auf den Verdienst!"

Johann stürmte davon. Als ich hinunter kam, hatte die Baronesse von und zu Rommeldrommel die Rechnung bezahlt und befand sich bereits auf dem Wege nach Innsbruck; Mutter und Tochter waren noch ganz blaß über die ihnen widerfahrene Beleidigung.

Rodau den 16. Juli.

Ein Stück Mittelalter.

Wir sitzen bei Tisch, zu eifrig mit der Verspeisung eines Backhähndel beschäftigt, um an andere Thiere in

Wald und Feld zu denken, am wenigsten aber an solche, welche köstliches Pelzwerk liefern oder die Bewohner des Südens durch ihre possierlichen Sprünge ergötzen. „Ein Bär, ein Bär!“ ruft plötzlich die Kellnerin. Erstaunt sehe ich auf von meinem Backhähndel, und in demselben Augenblicke verkündet mir lauter Jubelruf von Seiten der Knechte und Mägde am anderen Tische die Anwesenheit eines Affen. Alle eilen an's Fenster, ein Bären- und Affenführer durchzieht das Dorf und hält mit seinen gelehrigen Zöglingen soeben unweit des Hauses an. Der Zottelbär spielt bald den Trommelschläger, bald den unermüdlichen Tänzer, bald bittet er mit seinen Vordertatzen um Almosen, während die kleinen, braunen, gutmüthigen Augen flehend die ringsum versammelten jungen Rodauer und Rodauerinnen anblicken, welche zugleich durch die possierlichen Sprünge seines kleinen Gefährten, des Affen, unterhalten werden, mit dem Petz in brüderlicher Gemeinschaft zu leben scheint.

Das lustige Geschmetter eines Posthornes läßt sich hören; hier zu Lande hat es noch nicht dem Schnauben und Zischen des Dampfrosses weichen müssen, darauf Peitschengeknall, der Eilwagen kommt von Haltingen und hält nebst einem Beiwagen vor der Thüre, und die dem Bären und Affen zugewendete Aufmerksamkeit richtet sich jetzt theilweise auf die Passagiere; ein alter Herr mit einem großen Schnauzbart schaut auch recht bärbeißig aus; ob der junge Modeherr an seiner Seite als solcher nicht Manches mit dem Affengeschlecht gemein hat, will ich dahingestellt sein lassen.

Johann ist hinausgetreten, der Richter vom nächsten Bezirksamte steigt ab, reicht ihm die Hand und spricht: „Grüeß Gott, Herr Johannes!“

Mir kommt es nicht selten vor, als ob sich ein Stück Mittelalter in dieses Thal geflüchtet hat. Inquisitionsgerichte und Auto-da-fé's fehlen.

Rodau den 17. Juli.

Das Bischofsschießen zu Inzing.

Es war trübes, regnerisches Wetter, über Berg und Thal breitete sich eine graue Nebeldecke aus, und Johann und ich hätten die Fahrt nach Inzing zum Bischofsschießen noch nicht heute unternommen, wenn jener nicht in den nächsten Tagen zu Hause stark in Anspruch genommen wäre. Um die Gegend kümmerten wir uns wenig, die ließ sich besser betrachten bei blauem Himmel und fröhlichem Sonnenschein. In dem zur Hälfte gedeckten Wagen nebeneinander, plauderten wir um so eifriger von Diesem und Jenem.

Ich erkundigte mich, was es mit dem Bischofsschießen für eine Bewandtniß habe. „Der Herr Bischof, Vincenz Gasser nennt er sich, hat seinem Heimathsdorfe hundert Ducaten geschenkt, daß dafür ein großes Schießen veranstaltet werde. In jedem Dorfe ist ein Schießstand, wo sich die Schützen Sonntags einfinden, und der Kaiser gibt ein Bestimmtes her für Diejenigen, welche die besten Schüsse thun.“

Dessenungeachtet kam mir die Art und Weise, in welcher der Bischof als Mann des Friedens hundert Ducaten verwandt hat, etwas eigenthümlich vor. Ich äußerte mein Befremden darüber mit dem Hinzufügen: „Mir scheint, für die Armen seines Heimathdorfes hätte der Bischof sie nützlicher verausgaben können!“

Johann lächelte. „Du urtheilst so, weil du die Landesverhältnisse nicht näher kennst. Wird auch die Insinger Armen nicht vergessen, der Herr Fürstbischof, und ihnen von den vier und zwanzig tausend Gulden, die er jährlich einnimmt, einige zufließen lassen! Als Professor der Theologie und Domherr in Brixen kannte seine Gutthätigkeit gar keine Gränzen, wie dies im ganzen Lande bekannt ist; er verschenkte oft seinen letzten Heller und litt selbst Noth. Er kennt sein Heimathland Tirol, und was ihm Noth thut, verlaß dich drauf! daß er auf seine Kosten ein Schießen veranstalten läßt, ist auch ein Beweis davon.“

„Tirol ist immer auf die eigene Landwehr angewiesen, müssen uns bei feindlichen Einfällen selbst vertheidigen; hören wir auf, wackere Schützen zu sein, ist es aus mit uns! Wußten im achtundvierziger Jahre nicht nur uns, auch Andere zu vertheidigen! Der Herr Bischof ist der Sohn eines schlichten Gerbermeisters in Inzing, wurde geboren im Jahre neun auf einem hohen Gebirge; seine Mutter war dorthin geflohen vor den Feinden, und niemals, weder später noch früher, haben sich unser Schießen, unsere Schießstände und Schützenfeste so gut bewährt, wie in demselbigen Jahre!“

Mir fiel der letzte Vers aus dem „Tiroler Schützenlied, gesungen im Jahre 1809," ein, wohlverwahrt in der Geldspinde des Vaters, als der Sohn die Handlungsweise seines Bischofs vertheidigte:

„Hau, wirg und schlag und schieß nur
drein, laß Stutzl nit erkalten!"

„Das war eine Freude für Inzing und für das ganze Innthal," fuhr Johann fort, „als Vincenz Gasser zum Fürstbischof von Brixen erwählt worden war! Befand mich gerade in Inzing, als sich die Nachricht verbreitete, und noch am selbigen Abend zogen die Inzinger hinaus auf die Berge. Die Nacht war dunkel, aber unzählige Feuer flammten auf den Höhen, und so kunstreich waren sie angelegt, daß man vom Thale auf den ersten Blick des Bischofs Namenszug erkannte. Knallte dazu fortwährend aus Böllern und Stutzen! Ist manches Pfund Pulver drauf gegangen in derselbigen Nacht, aber ein Inzinger, ein Oberinnthaler war auch Fürstbischof worden!"

Als wir uns dem freundlichen Inzing näherten, verriethen bereits die hin- und hereilenden Schützen, den hochgehaltenen Stutzen im Lederfutteral, den Munitionsbeutel an der Seite, daß ein Schützenfest Statt fand, da ja heut Alltag und nicht Sonntag ist. Stutzengeknall tönte zu uns herüber, auf den Gassen endlich wimmelte es von geputzten, fröhlichen Menschen, und die weißen Scheiben am Giebel mancher Häuser zeigen an, daß das Dorf selbst an Schützen nicht arm ist.

Bei des Bischofs Neffen, dem Seppel, wurde gehalten, und wir verfügten uns nach der Schießstätte unweit des Wirthshauses, dessen Besitzer er ist. Den Eingang bildete eine hübsche Ehrenpforte aus Tannenzweigen, geschmückt mit Tirolerfähnlein und dem Wappen des Bischofs; die Schießstätte war überdacht und festlich verziert, ringsumher standen Tische und Bänke reichlich mit Weinkrügen und Gläsern bedeckt, und das Leben und Treiben mochte sich gerade besonders fröhlich gestalten, da der Himmel, welcher so lange dem Feste abhold gewesen zu sein schien, sich aufzuklären begann, und sogar die Sonne brach auf ein Weilchen hervor, daß die weißen Scheiben lustig blinkten auf dem grünen Anger.

Aber noch mehr Vergnügen als die Schießstätte gewährte mir das Zimmer eines benachbarten Hauses, in welchem die Beste zur Schau ausgelegt waren. Das niedliche Gemach paßte so recht zu all den niedlichen Dingen, welche man unter Trommel- und Pfeifenklang vor dem Beginn des Schießens dorthin gebracht hatte. Auf einem langen Tische, welcher sich an der einen Seitenwand des Zimmers hinzog und mit feinster, blendendweißer Leinwand überdeckt war, lagen geschmackvoll geordnet die Beste, welche, wenn das Schießen zu Ende ist, nach der Mehrzahl der Schwarzschüsse ausgetheilt werden. Sie bestanden zum größten Theile aus Bändern von allerlei Farben, die mit Silberstücken geziert waren, Denkmünzen, auf welche man den Bischof und sein Wappen geprägt hatte. An jeder Seite des Beste-Tisches lehnte sich ein Bild an die Wand. Das eine stellte den Fürstbischof

als Knaben dar; den Ränzel auf dem Rücken, das „Regendach" in der Hand, im Begriffe, nach Innsbruck zum Beginn seiner Studien aufzubrechen, nimmt er von seinem Vater, dem Gerbermeister, Abschied, welcher ihm auf der Stirne das Zeichen des Kreuzes macht; der kleine Bub ist jetzt der rüstige Mann auf der Denkmünze, um dessen Brustbild „Bischof und Fürst" (episcopus et princeps) zu lesen ist. Auf dem zweiten Bilde erblicken wir den Bischof in prächtigem Ornate, rothem Gewande, ein großes Diamantkreuz auf der Brust, vor ihm der Vater, ein alter Greis, der seinem Bischof die Hand küssen will, was dieser aber nicht zuläßt.

„Ereignete sich gerade so, wie du es dargestellt siehst," sagte Johann, auf das Bild deutend. „Nicht lange nach seiner Wahl zum Bischof kam derselbe hierher; der Vater wollte dem Sohne die Hand küssen, aber das Umgekehrte geschah."

Als Johann und ich die Heimfahrt angetreten hatten, drehte sich unsere Unterhaltung noch eine Zeitlang um das Gesehene. „Selten ist wohl die Wahl eines Bischofs einstimmig mit solchem Jubel begrüßt worden, wie die von Vincenz Gasser," bemerkte Johann. War eine Freude, als er zum ersten Mal ins Oberinnthal kam, hätte für Vieles nicht schon in Venedig sein mögen! Konnte kaum Schöneres geben, als der Empfang desselben in Rodau! Das ganze Dorf war e i n Fichten- und Tannenwald, Häuser mitten darinnen! Jeder half, die Bäumchen herbei zu schaffen von den Bergen, und dem Vater konnte es gar nicht genug werden, so heikel er

auch sonst ist mit Holz. Und die Mutter, die sonst nit viel gibt auf Zierrath, war die eifrigste, als es galt, Geflechte zu winden aus Moos und Taxen, daß damit Fenster und Thüren geschmückt würden. Vor dem Dorfe stieg der Bischof, von Geistlichen, Schützen und Kranzjungfrauen feierlich eingeholt, aus dem Wagen und ging die Gassen des Dorfes entlang in die Kirche. Groß und Klein lag auf den Knieen vor den Häusern, Allen ertheilte er den Segen, der neugeweihte Herr Bischof! War's doch, als ob ein heiliger Jünger des Herrn selber ihn spendete!"

Die eigentliche Bedeutung der drei schönen Worte „segnen," „heiligen" und „weihen" ist meinem Vaterlande längst verloren gegangen, welches dieselben nur in bildlicher Bedeutung gebraucht; was man unter „weihen" und „Weihe" versteht, ist ihm vor Allem ein Räthsel. In unbefriedigter Sehnsucht nach etwas Besserem und Höherem verzehrt sich der weihelose, nein, der entweihte deutsche und scandinavische Norden. Die sogenannten Reformatoren raubten ihm die Weihe, welche Bonifacius und Ansgarius dem weihelosen heidnischen Norden hatten zu Theil werden lassen.

Das blonde Lisele.

Anstatt diesseits des Inn bis zur Rodauer Brücke zu bleiben, überschritten Johann und ich den Strom schon bei Acherling. Der alte Jörg hatte dem Sohne eine Be-

stellung an einen Acherlinger Bauern aufgetragen, und so mußte er das Dorf berühren, das er begreiflicher Weise möglichst meidet, da er, ganz abgesehen von seinem den Eltern gegebenen Versprechen, zu gesund und frisch an Geist und Körper ist, um Tantalusqualen selbst aufzusuchen. Johann richtete die Bestellung aus und zeigte mir von Ferne Pater Clemens' Schlößchen, das in der That nicht viel Schloßähnliches zu bieten scheint und nur bei Weitem das größte Haus im Dorfe ist, auf einer Anhöhe belegen. Wir näherten uns dem Ende des Dorfes. Laute Kinderstimmen ließen sich hören, fröhliches Jauchzen drang zu uns herüber.

Auf dem grünen Plane vor dem letzten Hause Acherlings — es gehört zu den kleinsten — tummeln sich ein Bube, zwei kleinere und ein erwachsenes Mädchen. Diese, ein weißes Tuch über die Augen gebunden, sucht vergeblich die Kleinen zu haschen, welche bald hier, bald dort an ihrem Gewande zerren und auf alle mögliche Art und Weise ihre Anwesenheit zu erkennen geben. Der Jungfrau blonde Locken flatterten im Winde.

„Sieh nach Links hinüber!" sagte ich zu Johann, der unverwandt nach Rechts blickte. „Welch schöne Locken!" Aber das Roß rechter Hand, obwohl es seinen geraden Weg in gemächlichem Trabe fortsetzte, mußte sich irgend Etwas zu Schulden kommen lassen, was dem jungen Rosselenker nicht Recht war; unabläßig zog und zerrte er am Zügel und plötzlich ließ er die Peitsche knallen, daß die Rosse in gestrecktem Trabe davoneilten, und doch ging es nicht wenig bergan.

Kaum blieb mir Zeit, den Kopf aus dem Wagen steckend noch einmal rückwärts zu blicken, um mir das liebliche Bild besser einzuprägen, an welchem wir allzu flüchtig vorüber geeilt waren. Aber es war schon ein ander Bild geworden! Die Geschwister — denn Alle sahen sich sprechend ähnlich, — vor ein paar Minuten in lebhafter Bewegung und in offener Fehde gegen einander, bildeten jetzt eine friedliche Gruppe. Auf der Thürschwelle des Hauses saßen sie, das kleinste Mädchen auf dem Schoße der Jungfrau. Diese hatte die Binde von den Augen genommen und bemühte sich, die Haare der kleinen Schwester glatt zu streichen und ihr Gewand zu säubern, welches mit thaufeuchtem Grase und Erde in nähere Berührung gekommen sein mochte. Pfeilgeschwind rollte der Wagen davon, Mädchen und Bube entschwanden meinen Blicken.

Johann ließ die Rosse langsamer gehen. „Das waren Lisele's blonde Locken!" sagte er leise, und mir schien, daß seine Augen feucht waren. „Halte, was ich Vater und Mutter versprochen habe, du bist Zeuge davon!" fügte er hinzu, und mit jedem Worte klang seine Stimme lauter und kräftiger. Dann schwieg er eine Weile. „Ist ein freundliches Haus, wo das Lisele wohnt," sagte er wiederum.

Johann und ich hatten während meiner Anwesenheit in Rodau selten oder nie von den Herzensangelegenheiten des Ersteren gesprochen. Da so wenig Aussicht zu einer günstigen Wendung derselben war, scheute sich mein junger Freund sichtlich, durch Erwähnung derselben

seinen Gast in der heiteren Stimmung zu stören, in welcher er ihn während seines Besuches erhalten wollte, der zum Theil auch aus Gesundheitsrücksichten gemacht wurde. Selten sah ich Johann fröhlicher als am Morgen nach jenem Abend im Obstgarten, an welchem ich das innige Verhältniß kennen lernte, in dem er zu Regina steht, und trotz der günstigen Vorhersagungen der Blinden in so hohem Grade wehmüthig gestimmt worden war, welche Stimmung in den übrigen Abendstunden der junge Tiroler theilte. Auch fürchtete dieser ohne Zweifel, durch Hervorhebung seines Kummers gegen mich die Pietät zu verletzen, welche er seinen Eltern schuldig ist, deren Abgeneigtheit, insofern es sich um Erfüllung seiner sehnsüchtigsten Wünsche handelt, ich ja hinreichend kenne. Was mich anbetrifft, so konnte ich mich ebenfalls nicht zur freiwilligen Einmischung in Dinge für berufen halten, deren Aenderung zu Gunsten des theuren Freundes durchaus nicht in meiner Macht stand. Johann hatte das Versprechen gegeben, sich nicht um das Lisele zu kümmern; wie gesagt, er ist zu gesund und frisch, um aus freien Stücken Tantalusqualen aufzusuchen. Aber da er einmal an der Geliebten Hause vorüber kam, da er die Blondlockige auf einige Augenblicke betrachten konnte, kostete es ihm gewiß nicht geringe Ueberwindung, siegreich der großen Versuchung zu widerstehen. Der bittere Pfeil des Schmerzes war wiederum recht tief in sein wundes Herz gedrückt und die Stärke seiner Liebe ihm recht klar geworden. Hatte er selbst sich nicht getraut, nach Links hinüber zu blicken, so durfte er sich doch wohl

getrauen, bei dem Freunde Erkundigungen einzuziehen, der so glücklich gewesen war, nach Links hinüberschauen zu dürfen. Ich erkannte, daß meine Mittheilungen das süßeste Labsal für ihn sein würden.

„Ist ein freundliches Haus, wo das Lisele wohnt!“ hatte er zurückhaltend begonnen, hätte wohl lieber gleich nach dem Lisele selber gefragt, der Johann!

Ich beschränkte mich vorläufig darauf, die Freundlichkeit des Häuschens zu rühmen. „Besonders gefiel mir das Fenster rechts von der Thüre,“ sagte ich; „ist zwar nur klein und die Scheiben sind sogar von ungleicher Größe, aber üppiges Weinlaub ist wahrhaft kunstreich ringsherum gezogen, und die spiegelblanken Scheiben glänzen aus dem grünen Laube hervor, daß es eine Freude ist!“

„Habe oft hinausgeblickt aus den spiegelblanken Scheiben, wie du sagst,“ erwiederte Johann lebhaft. „Lag in dem kleinen Zimmer wochenlang still zu Bette mit verbundenem Kopfe, und wenn das Lisele nicht bei mir war, sondern draußen in der Kochel oder mit den Geschwistern zu thun hatte, vertrieb ich mir nicht selten die Zeit damit, auf die Weinranken zu schauen, wie sie, vom Winde bewegt, hin- und herschwankten und an das Fenster schlugen, schimmerten damals grün und gelblich und röthlich. Als ich das erste Mal zum Lisele von den losen Ranken redete, wurde sie ganz roth im Gesichte. Wußte gar nicht, was das zu bedeuten hätte! „„Werde sie hurtig aufbinden, Johann,““ sagte sie, „„vergaß es sonst nimmer.““ Das gute Lisele glaubte,

ich wollte ihr's vorwerfen. Da sagte ich schnell, wie sich's in Wahrheit verhielt, und das Lisele wurde wieder fröhlich und meinte, „so lange ich krank wäre, könnten die Ranken am Fenster recht ihre Freiheit haben, würden doch nit abbrechen, da ein heftiger Wind nicht herzu käme, und ich wünschte halt immer, daß es ein wenig wehte draußen!“

Ich erzählte Johann, was ich auf dem grünen Plane vor dem Hause und auf der Thürschwelle gesehen hatte. Die geringste Kleinigkeit wollte er ausführlich wissen. „Hatte der Bartl, der kleine Krauskopf, noch sein graues Hütchen auf? Wie waren Beppy und Nanny gekleidet?“ Zu allerletzt, nach einer kleinen Pause, kam dann das Lisele an die Reihe; gehörte ja auch mit zu der Gesellschaft! Und als ich wirklich alle Fragen nicht zu beantworten im Stande war, da grollte der junge Herr sogar ein wenig, daß ich so schlecht aufgemerkt habe, und waren doch wie im Fluge am Hause vorübergeeilt. Konnte auch nicht dem Freunde die kleine Strafe ersparen, mich mit ernster Miene bei ihm zu erkundigen, weshalb er so plötzlich in vollem Trabe bergan gefahren sei? eine Frage, die gänzlich unbeantwortet blieb!

Johanns jugendliches Herz war in dieser Stunde so voll vom Lisele, und wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über, sagt das Sprüchwort. Aber er sollte sich das Lisele aus dem Sinne schlagen, — das von ihm geliebte Lisele, so war ja der Sinn des Verbotes; die treue Pflegerin, die Lebensretterin zu verges-

sen, konnte ihm Niemand verbieten! Was er auf der Insel San Lazaro flüchtig berührt hatte, er nahm es noch einmal auf und schilderte mir die Zeit, welche er krank bis zum Tode im Anfange bei Lisele's Vater zugebracht hatte.

Das lebhaft erregte Gefühl riß ihn fort. In jenen Wochen hat sich die Pflegerin in sein Herz gestohlen, ohne daß diese vielleicht selbst eine Ahnung davon hatte, und in seinem Herzen eine Stätte gefunden, wo sie sicher wohnen wird, bis es bricht. Johann kam auf des Rauschers Moidele zu sprechen, von welcher die Mutter wiederum gestern geredet hatte, „schon ihr Name bringt mich auf," rief er leidenschaftlich aus. „Die Mutter — Gott verzeih' mir die Sünde, daß ich es ausspreche, aber heraus muß es! — die Mutter ist Schuld an Allem! Hätte der Vater doch längst eingewilligt, wenn sie nicht immer dawider spräche! Glaubst du, daß ich blind bin mit sehenden Augen?" Ich versuchte Johann zu beruhigen. „Die blinde Base wird thun, was in ihren Kräften steht," sagte ich. „Deine Mutter hält viel auf Regina!"

„Ginge es nach Regina's Wunsch, hätte ich schon längst das Lisele fragen dürfen, ob es meine Frau werden will! Alles thut die Mutter der Base zur Liebe, hierin ist sie unerbittlich, und weiß doch nitte, warum. Die Mutter mag dem Vater viel zugebracht haben, der Vater war auch nicht arm! Wozu brauch' ich mehr? Habe genuok, und ist noch genuok für Andere übrig. Zuweilen will mich im innersten Herzen ein Zorn fassen

gegen die Mutter! — Das ist der Teufel! Dann bete ich schnell ein Vaterunser oder Ave Maria, und er muß weichen, wenn er sich auch noch so gern einnisten möchte!"

Man kann seine Pflicht streng erfüllen, aber das Gefühl inniger Liebe und Zuneigung läßt sich nicht erzwingen. Als wir vor dem Posthause anlangten, standen Vater, Mutter und Philomene im Thorwege, und ich glaubte nicht zu irren, wenn ich die Begrüßung, welche Johann der Mutter zu Theil werden ließ, viel weniger herzlich nenne, als diejenige, welche Vater und Schwester galt. Es waren dieselben herkömmlichen Worte, aber die Betonung war eine andere, und als die Mutter die Hand ausstreckte zum Gruß, da übersah sie der Sohn oder wollte sie nicht sehen; ersteres mochte wohl der Fall sein. Hastig zog die Mutter die ausgestreckte Hand zurück, die Röthe des Unwillens überzog ihr Gesicht, sie wandte sich zum Fortgehen; da kam im Hofe Regina daher, von ihrem Mädchen geführt.

„Grüeß Gott, Base!" rief Johann herzlich, und eilte auf sie zu, ihre beiden Händen ergreifend. „Hab' etliche Neuigkeiten mitgebracht, Euch zu derzählen! Muß zuvörderst Hafer austheilen für die Rosse, werd' gleich kömme!"

Die Röthe auf der Mutter Antlitz hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht, sie warf einen vielsagenden Blick auf die Blinde, und statt sich ihr mit Worten der Liebe zu nahen, wie dies sonst immer bei deren Eintritt ins Posthaus der Fall war, sprach sie kein Wort, sondern

preßte die Lippen zusammen, um das unausgesprochen zu lassen, was ihr auf der Zunge lag. Dann schritt sie an Regina vorüber auf die Kochel zu.

Die Blinde erkannte die Vorübergehende am Gange. Ihr Gehör, durch angestrengte Uebung seit dem Verluste ihres Augenlichtes geschärft, indem Gehör und Gefühl dazu beitragen mußten, den fehlenden Gesichtssinn zu ersetzen, mochte an dem hastigen Gange die leidenschaftliche Erregtheit der Schwägerin erkennen und auch die Ursache derselben errathen, welche sich heute nicht zum ersten Male geboten hatte.

„Cordula!“ rief sie mit weicher, inniger Stimme. Die Schwägerin blieb auf der Schwelle der Kochel stehen, zweifelhaft, ob sie weiter gehen oder sich zurückwenden sollte.

„Cordula!“ rief Regina noch einmal, und mir kam der Ausdruck, den sie in die drei Sylben hineinlegte, noch inniger, seelenvoller vor, und die Gerufene wandte sich um. Auf ihrer hohen Stirne lag ein Ernst, wie ich ihn vordem niemals bei der ernsten, stillen Frau in dem Grade bemerkt hatte, aber Zorn und Unwille waren aus ihren Zügen geschwunden; sie trat auf die treue mütterliche Freundin, ihre und ihres Erstgeborenen Pflegerin zu und entschuldigte mit freundlichen Worten sich wegen ihrer Eilfertigkeit, da es die höchste Zeit sei, das Mues für das Nachtmahl zu bereiten. Regina nahm die Entschuldigung in gleicher Weise entgegen, und Cordula führte sie in die Kochel auf ihren gewöhnlichen Sitz

zwischen Heerd und Fenster, gegenüber der Thüre des Postzimmers.

Die Mutter brachte die große, schwarze Muespfanne, an welcher ich ungeschickter Mues-Esser, ich Neuling in Bezug auf gute, alte Tiroler Sitten und Gebräuche mir schon oft beim Essen die Finger geschwärzt habe, zur Belustigung der Uebrigen, mit köstlicher, fetter Milch zum Feuer. Dann ergriff sie den Muesbesen mit der einen, mit der anderen Hand einen Topf mit Türkenmehl; das Mehl wurde in die kochende Milch geschüttet, und beides wußte die Mutter recht tüchtig mit dem Besen zu schlagen. Philomene zerschnitt die vom Morgen her übrig gebliebenen Semmeln zur Suppe, und die Blinde auf ihrem Stuhle am Fenster plauderte bald mit der einen, bald mit der anderen, bald mit den anderweitig am Herde beschäftigten Mädchen. Draußen im Thorwege aber stand der kleine Mann in dem braunen Rocke vor der mächtig großen Korntruhe, die manches Staar Hafer enthält, für schweres Geld gekauft im Bayerlande, und gab dem Vintschger, Silzer, Marian und den anderen Knechten ihr Bestimmtes.

Und der Vater? Er richtete in seinem Heiligthume, inmitten all' seiner Schätze aus alter und neuer Zeit, Briefe zusammen für den nächsten Eilwagen. Hätte ihn wohl sehen mögen den alten Herrn, wie sich bei diesem Geschäfte sein Gesicht aufklärte, als er von der Kochel her die Scherzreden hörte, welche Frau und Schwester wechselten; denn er hatte wohl bemerkt, was nach unserer Ankunft von Inzing und Acherling auf dem Ge-

sichte und im Herzen der Seinigen vorgegangen war, und auf die heitere, freie Stirn des Greises hatte sich eine Wolke des Trübsinnes gelagert.

Rodau den 18. Juli.

Die verkehrte Welt.

Dem Vater verzeiht das Kind unbeugsame Strenge und Halsstarrigkeit, wenn es sich um die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche handelt. Zu der Mutter flüchtet es sich. Aus ihren freundlichen Augen, aus ihren milden Worten saugt es Trost und Hoffnung; verspricht ihm ihre Fürbitte bei dem Vater, welche meistens erfolgreich ist; denn das Weib versteht gründlich die Ueberredungskunst, des Weibes einschmeichelnder Weise widersteht so leicht Niemand!

Das Posthaus zu Rodau ist in dieser Hinsicht die verkehrte Welt. Der Vater würde, wie Johann richtig erkennt, den Bitten desselben längst nachgegeben haben, wenn ihn die Mutter nicht zurückhielte. Er selbst hat auch seine guten Gründe, dem Sohne Lisele's Hand zu verweigern; schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Rodau wurde ich damit bekannt gemacht, als wir dem Eierle einen Besuch abstatteten, und ich konnte ihnen keineswegs alle und jede Berechtigung absprechen. Dann ist Jörg ein Mann der alten Zeit, er hängt an dem Alten als dem Besten in großen und kleinen Dingen. Die Ehefrau wurde ihm vom Vater bestimmt, geduldig fügte sich der schon ge-

reifte Mann darein. In Meran zum Besuche angelangt, kam er nach kurzer Zeit zur Erkenntniß, daß er die vom Vater Erkorene selbst erkürt haben würde, und er hält seine Ehe in gegenwärtiger Stunde für eine durchaus glückliche, da die Stürme, welche sie Anfangs in ihrem Gefolge hatte, längst ausgetobt haben, und die Erinnerung daran durch die vielen schönen Erinnerungen verdrängt wird, welche ihm sein späteres Leben an der Seite einer musterhaften Gattin und Mutter bieten, an deren Ernst und Strenge er sich längst gewöhnt hat. Bei der an Schwäche gränzenden Weichheit seines eigenen Charakters hat er gewiß oft erfahren, wie heilsam der Rath seiner ernsten, strengen Ehefrau war, und was Johanns Neigung zum Lisele anbelangt, so tröstet er sich, wenn ihn Mitleid mit Johann ergreift, mit dem Gedanken, daß Cordula auch in dieser Sache auf dem richtigen Wege ist. Der alte Jörg liebt seine Frau nicht weniger herzlich, wie seine Kinder. Als er es für Letzterer Wohlfahrt höchst ersprießlich hielt, sie in Innsbruck unterrichten zu lassen; hörte er nicht auf die Widerreden seiner Frau. Soll er ihr zum zweiten Male in einer wichtigen Angelegenheit entgegen handeln? Läuft er nicht Gefahr, eine düstere, traurige Vergangenheit heraufzubeschwören, welche er so gern für immer begraben wissen möchte? Muß er nicht fürchten, daß Cordula zürnend vor ihn tritt mit den Worten: „Du und der Vater, ihr drangt so lange in mich, bis ich dich, den reichen Rodauer heirathete. Ich stürzte dadurch den armen Michael in den Tod! Um Geld und Gut zwang man mich, die geschwo-

rene Treue zu brechen, aber wir lebten glücklich mitsammen, Jörg, und du willst unserem Sohne die Bettel-dirne geben, zu welcher er noch kein Wörtchen von Liebe geredet hat?"

Die Zeit, welche ich im Posthause von Rodau verlebt habe, ist zu kurz gewesen, als daß ich mir über Cordula's verschlossenes Wesen ein vollständiges Urtheil hätte bilden und die Beweggründe errathen können, welche ihre Handlungsweise in Betreff Johanns und Lisele's leiten. Sollte sie dem Sohne ein Glück mißgönnen, das sie selbst nicht kosten durfte? Ein solcher Neid stände im schreiendsten Widerspruche zu dem in Leid und Freude bewährten Edelsinn ihres Charakters. Mit Liebe umfaßt sie Mann und Kinder, wenn sich dieselbe auch nicht in zärtlichen Worten und dergleichen ausspricht; das ist mir aus Pater Clemens Mittheilungen und eigener Anschauung hinreichend klar geworden, und wie könnte sie auch selbstsüchtige Härte gegen den eigenen Sohn mit der strengen Pflichterfüllung in Einklang bringen, durch welche sie, nach Pater Clemens Worten, den so schwer von ihr beleidigten Gott zu versöhnen sucht? Vielleicht sind ihr die irdischen Güter hoch, sehr hoch im Werthe gestiegen, während eines langen verhältnißmäßig glücklichen Ehebundes, welcher um jener Güter willen eingeleitet und geschlossen und durch sie in eigenem Genusse und im reichlichen, gemeinsamen Geben an Bedürftige gekräftigt und verschönt wurde. Vielleicht erscheint ihr Johanns Lebensglück in Wahrheit gefährdet, wenn er das Lisele, „die Betteldirne," hei-

rathet, und der Neid in ihrem Herzen mag sich darauf beschränken, daß sie die blinde Schwägerin um eine Liebe beneidet, die sie sich selbst, die ernste, strenge Frau, bei ihrem weichherzigen, lebhaften, gefühlvollen Sohne nicht erwerben konnte. Ihre furchtbaren Jugenderlebnisse haben das so mit sich gebracht! Wer wollte Cordula zürnen, wenn sie zuweilen eines unendlich bitteren Gefühles nicht gleich Herr werden kann?

Dem Vater verzeiht das Kind unbeugsame Härte und Halsstarrigkeit, wenn es sich um Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche handelt. Aber wenn Vater und Mutter in dieser Hinsicht die Rollen wechseln, gehört eine Kraft dazu, sich mit Gleichmuth darein zu finden und der Mutter die Verzeihung nicht vorzuenthalten, welche der erst vor wenigen Jahren dem Knabenalter entwachsene Johann nicht besitzt. Niemals wird er die Ehrerbietung außer Acht lassen, die er der Mutter schuldig ist, sich niemals ihr ungehorsam beweisen in Worten und Werken. Dabei bleibt es aber, so lange die Mutter nicht nachgibt.

Heute Morgen hatte Johann ein freies Stündchen. Er öffnete den alten Schrank, welcher neben seinem Zimmer auf dem Gange steht und nahm ein sauber eingebundenes Büchlein hervor, welches eine Gedichtesammlung enthält. Er las darin unweit desselben Tisches, an welchem ich arbeitete. Ein kleines Gedicht war ihm theilweise unverständlich, er bat mich um eine nähere Erklärung, die mir nicht so ganz leicht fiel. Ich wußte ihm die schönen, inhaltsreichen Worte nicht besser verständlich zu machen, als indem ich ihm eine Geschichte erzählte,

die mit der Jugendgeschichte seiner Mutter Aehnlichkeit hatte. Wie gern hätte ich ihm zur richtigen Beurtheilung und Würdigung Cordula's getreulich mitgetheilt, was sie erlebte und erlitt! Aber Johann ist der Sohn Cordula's! Das kleine Gedicht lautete:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

Nicht einmal, mehrere Male trat mir heute in allerlei Kleinigkeiten, die sich kaum niederschreiben lassen, so unbedeutend waren sie und doch so bedeutungsvoll, das gespannte Verhältniß zwischen Mutter und Sohn entgegen. Möge Gott geben, daß die Mutter nachgibt, sowohl um ihrer, als um ihres Sohnes willen!

Wir erhielten Briefe von Pater Clemens, in denen er uns schrieb, der Erfolg seiner Brunnenkur sei ein so günstiger, daß er vielleicht schon bald eintreffen werde, um die Nachkur auf seinem Schlößchen in Acherling durchzumachen. Die Liebesangelegenheit wird ihm nicht verborgen bleiben. Ich setze große Hoffnung auf seinen klugen Sinn. Daß er bald nach Tirol aufbricht, ist vorläufig mein sehnlichster Wunsch.

Rodau den 19. Juli.

Des Rauschers Moidele.

„Des Rauschers Moidele ist da!“

Weiß wie die Wand wurde Johanns Gesicht, als Philomene, hastig die Thüre öffnend, uns diese Worte zurief.

„Was will die hier? Sucht sie mich auf, des Rauschers Moidele?“ rief er auffahrend.

Philomene trat vollends ins Zimmer, schloß die Thüre und auf den Bruder zutretend, faßte sie seine Hand und sagte ruhig und ernst: „Das Mädchen ist von der Mutter Verwandtschaft, und du bist deiner Mutter Sohn, vergiß das nicht, Johann!“

Der junge Tiroler war wieder Herr seiner selbst geworden: „Ich verspreche es dir, Philomene!“ entgegnete er, und der Ernst auf dem Antlitze der Schwester machte einem schalkhaften Lächeln Platz, indem sie wiederum die Thürklinke ergriff mit den Worten:

„Eile dich, Bruder, und halte den Kopf oben! Das Mädel schaut mir nicht danach aus, daß es einmal deine Frau wird!“

Unten an der Treppe kamen uns schon der Postmeister und die Postmeisterin entgegen, im Begriffe, ihre Gäste hinauf zu geleiten. Jörg und Cordula hatten die Hände voll Reisegepäck, und der Rauscher, der reiche Weinhändler von Meran, trug in der einen Hand eine ungeheure gestickte Reisetasche, in der anderen eine Damenhutschachtel, während seine Tochter mit dem elfenbeinernen Griff eines

blauseidenen Sonnenschirmes spielte, der einzigen Bürde, die sie auf sich genommen hatte.

Als der alte Jörg seine Kinder und mich dem Rauscher mit kurzen Worten „aufgeführt" hatte, sagte Philomene zu diesem: „Gebt Tasche und Schachtel her!" und wollte sie ihm fortnehmen. Abwehrend warf er einen ängstlichen, fragenden Blick zur Tochter hinüber, deren von Natur hochrothes Gesicht noch röther erglühte, während sie mit kreischender Stimme rief: „Laßt beide Theile nicht aus der Hand, Vater, ich rath's euch! — Seit wir von Hause abreisten," sagte sie, zu Philomene sich wendend, die etwas erzürnt aussah und nebst ihrem Bruder den Eltern das Gepäck abnahm, „trug der Vater sie immer auf dem Schoße und gab sie auch niemals fort, wenn wir irgendwo anhielten. In der Schachtel ist ein neuer Federhut. Ihr würdet staunen, wenn ich euch sagte, wie viele Gulden der kostet! — In der Tasche sind gestickte Unterärmel, Halbstiefelchen, seidene Tücher, auch ein Geschenk für die Frau Base, das leicht zerbrechlich ist, weshalb man auf die Tasche sehr Acht haben muß."

Mit einer Geschwindigkeit sonder Gleichen ergoß sich der Redestrom aus dem breiten Munde des Mädchens; es schien, als wenn die kleine kugelrunde Gestalt dadurch den Schneckengang gut machen wollte, indem sie sich die nicht unbequeme Treppe hinauf bewegte, zuweilen tief Athem schöpfend ob der gewaltigen Anstrengung.

„Welch eine hohe, steile Treppe," stöhnte sie, und mit diesen Worten umschlang ihr Arm denjenigen des Vaters, welcher getreulich mit ihr Schritt gehalten hatte und sich

geduldig in die neue Last fügte, welche ihm die Tochter mit ihrer eigenen Persönlichkeit aufbürdete.

Nachdem wir Alle glücklich oben angelangt waren, wurden den Gästen Zimmer angewiesen. Der alte Jörg schüttelte den Kopf und murmelte etwas in den Bart von verzogenen Kindern und dergleichen, als er wieder im großen Saale zum Vorscheine kam; die Mutter meinte: „Wenn man das einzige Kind ist, wird einem halt Allerlei nachgesehen, obwohl es nicht sein sollte!" Der Johann aber, der so kreideweiß geworden war, als ihm Philomene die Ankunft des Moidele mitgetheilt hatte, sah so vergnügt aus, als wenn es zum Tanze ginge; er mochte der Prophezeiung von Base und Schwester gedenken, welche Letztere schleunig in die Kochel zurückgeeilt war und gewiß ernstlich in Erwägung zog, was sie so vornehmen Verwandten, die mit so viel Gepäck, mit Federhüten, gestickten Unterärmeln und leicht zerbrechlichen kostbaren Geschenken anlangten, zum Nachtmahle vorsetzen sollte.

Während wir Anderen noch im Saale darüber sprachen, wie wir die Gäste unterhalten sollten, ertönte zu gleicher Zeit ein donnerndes Geklirr und Gekrache. Die Thüre des einen Zimmers flog auf und das Moidele stand da: „Die kleine Hexe," kreischte sie, „hätte ich sie vor mir, sollte fühlen, was es heißt, nicht thun, was einem aufgetragen ist!" Die kleinen, grauen Augen des Moidele funkelten vor Zorn, ihre Hände, noch in schwarze Handschuhe steckend, waren geballt, als wenn sie große Lust hätte, den ersten Besten von uns feindlich anzugreifen.

Aus dem Nachbarzimmer kam in höchster Bestürzung ihr Vater hervor und erkundigte sich, was seinem Moidele fehle. Aber die aufgebrachte Tochter würdigte ihn keiner Antwort, sondern fuhr ihn an mit den Worten:

„Habe ich dir nicht längst gesagt, daß Nanny fort muß? Nanny ordentlich? eine brave Magd? Werde in Rodau eine Innthalerin annehmen, die Etschländerinnen sind alle nicht recht!"

Erschöpft hielt die Kleine eine Weile inne. Des Rauschers Augen waren vor Staunen immer größer geworden. „Was ficht dich an, Moidele?" sagte er, die günstige Pause benutzend. „Die Nanny ist in Meran und nicht hier."

„Die Nanny ist hier!" rief eine Stimme von unten, „wird gleich kömme!"

Starr und stumm stand das Moidele da. „Ist das Haus behext?" sagte sie endlich.

Der alte Postmeister machte ein höchst ärgerliches Gesicht und sich gerade vor sie hinstellend, sagte er mit Nachdruck — drunten im Thorwege gingen Gäste hin und her und hatten des Mädchens Worte vielleicht gehört —: „Das P o s t h a u s zu R o d a u ist nicht behext! Daß a n d e r e L e u t e es sind, ist nicht unmöglich."

Starr und stumm stand das Moidele wiederum da, ihren alten Verwandten anblickend; in einem solchen Tone hatte man wohl noch niemals zu ihr geredet.

Wahrscheinlich hätte das gute Einvernehmen zwischen Wirth und Gästen schon jetzt eine höchst bedenkliche Störung erlitten, wenn nicht Nanny, die alte Kellnerin, die

Arme in die Seite gestemmt, sich plötzlich neben ihrem Herrn vor dem Moidele aufgepflanzt hätte: „Hier ist Nanny! Was steht zu Befehl? Hab' nit viel Zeit, die Wirthsstube ist voll von Bauern."

Der Rauscher brach in ein Gelächter aus, in welches die Tochter mit einstimmte!

„Geh' nur wieder! Es gibt mehr Nanny's in der Welt, als du!" sagte die Postmeisterin, und die scherzhafte Wendung, welche die Sache genommen hatte, benutzend, fuhr sie lächelnd fort:

„Aber, lieb Moidele, Jörg und ich wollen nun auch wissen, was die andere Nanny verbrochen hat. Nicht wahr, Jörg?"

Der Postmeister lächelte zwar nicht, wie seine Frau, — daß sein altes, gutes Haus, welches er von Vater und Großvater überkommen hatte, behext sein sollte, war zu empörend für sein Gefühl gewesen, — aber er grollte auch nicht mehr und sagte ruhig:

„Kannst Recht haben, Cordula."

Das Moidele erzählte jetzt in ihrer lebhaften, hastigen Weise, in welcher ein Wort buchstäblich das andere jagte, sie hätte eine kostbare milchweiße Caraffe, mit einer rothen Schlange ringsherum und drei milchweiße Gläser für Cordula zum Geschenke bestimmt. Sie seien der Dienstmagd zum Einpacken in die Reisetasche von ihr übergeben worden und statt dieser habe sie die tägliche Caraffe nebst den dazu gehörigen Gläsern vorgefunden.

„Du sagtest, packe die Caraffe und die Gläser ein," bemerkte zögernd, in bescheidenem Tone der Vater, und

dieser Ton war für einen Dritten äußerst komisch, wenn er auf die herkulische Gestalt des Weinhändlers blickte mit den breiten Schultern, den gewaltigen Waden, die sich in ihrer ganzen Fülle zeigten; denn der Rauscher war in der Meraner Tracht, während das Moidele sich durchaus „französisch“ kleidete.

„Beide Caraffen standen im Zimmer,“ fuhr er fort, „ich hatte weder damals noch später Zeit, mich weiter darum zu kümmern. Mir scheint, der Irrthum des Mädchens ist verzeihlich.“

Die Tochter ließ den Vater kaum ausreden: „Verzeihlich? Auf der Stelle muß sie fort, aus dem Hause! Ich weiß, was ich gesagt, gethan habe! Hab dem Mädchen Alles selbst in die Hand gegeben!“

Des Vaters Langmuth und Geduld, wohl unerschöpflich, wenn er mit der Tochter allein war, ging denn doch vor so vielen Zeugen zu Ende.

„Geh' ins Zimmer, Moidele, und leg' dein Reisekleid ab,“ sagte er mit barscher Stimme.

Die Tochter schien eine Erwiederung auf den Lippen zu haben, hielt es aber doch für das Gerathenste, dem Gebote Folge zu leisten, nachdem sie vorher einen befriedigten Seitenblick auf Johann geworfen hatte.

Kopfschüttelnd entfernten sich Jörg und Cordula. Jener ging mit dem Sohne auf den Hof, wo die Knechte eben die Rosse abschirrten, diese unterstützte Philomene bei Bereitung des Nachtmahles, und ich glaube, das neckische Mädchen mußte sich recht Gewalt anthun, über

die junge Etschländerin den Mund zu halten gegen die Mutter, aber sie ist ja der Mutter Verwandte!

Außergewöhnliche, vornehme Gäste sind zum Besuche angelangt im Posthause zu Rodau! Wann kam es zum letzten Male vor, daß nicht drunten gespeist wurde, sondern in einem der oberen Gastzimmer, wo sonst der Herr Peter und andere geistliche Herren ihre Halbe zu trinken pflegen?

„Viele Jahre mögen seitdem verflossen sein," meinte die Kellnerin, indem sie über den langen, braunen Eichentisch mit seinen mächtigen, geschweiften Beinen, welcher vor dem alten, mit Haartuch überzogenen Sopha stand, ein blendend weißes Tischtuch vom feinsten Gewebe breitete.

„Die Rosel ist Kellnerin auf ein Halbstündchen," fuhr sie fort. „Den Tisch zu decken versteht keine, wie ich im Hause, wenn's darauf ankommt! Das weiß die Postmeisterin auch recht wohl! War beim Herrn Peter Widdumhäuserin zehn Jahre, und wenn der Herr Bischof von Brixen herüber kam zur Firmung, mußte Alles festlich hergerichtet sein und beim Mahle durfte Nichts fehlen. Der Herr Bischof, der alte Mann — Gott habe ihn selig — scherzte mit unserem Pfarrer und sagte: „„Die Nanny mache ich ihnen abspenstig; so einen Tisch sieht man nicht alle Tage, wie sie zu decken versteht."" Ist mir noch jetzt eine Freude!" Und unter Nanny's kunstfertiger Hand verwandelte sich eine Serviette in einen langhalsigen Schwan. Eine andere wurde ergriffen, was dachte ich anders, als daß ein zweiter Schwan daraus gebildet

werden würde? Weit gefehlt! Ich wußte noch nicht, welche Geschicklichkeit bei einer Kellnerin dazu gehört, um von einem Bischofe gelobt zu werden! Aus jeder Serviette ging ein anders gestalteter Vogel hervor, sie alle hatten nur die weiße Farbe gemeinsam.

Ich sprach mein Erstaunen über eine solche Mannigfaltigkeit aus. „Weiß noch schönere Vögel zu machen,“ sagte geschmeichelt die Kellnerin. „Aber das Herz ist mir schwer heute, da geht's halt nitte! Dem Johann ist's Herz schwer, da fühlen wir Anderen es mit! Das ganze Haus weiß, daß er des Rauschers Moidele heirathen soll und doch des Stiebers Lisele möchte, die ihn in der Krankheit gepflegt hat. Ein schönes Mädchen, das Moidele! Wird den Johann cujoniren und uns Andere auch, wenn die einmal an's Regiment kommt! Wird wohl noch eine Weile währen und die Nanny nicht mehr Kellnerin sein im Posthause von Rodau, aber der Johann dauert mich!“ und sie nahm den Zipfel ihres weißen Fürtuches und wischte sich damit die Augen.

„Mögen Gott und die lieben Heiligen geben, daß der Schaffer und seine Frau sich eines Besseren besinnen und die alte Nanny die Stunde erleben, in der das Lisele Johanns Frau wird! Bin ich auch hundert Meilen von hier, ich komme nach Rodau herüber und decke den Tisch zum Hochzeitsmahle. Werdet auch nicht fehlen dürfen und einen Vogel finden auf euerem Platze, der mehr werth ist, als diese alle mitsammen!“

Der Tisch nahm sich recht festlich aus, an dem wir uns zum Nachtmahle niederließen, mit all' seinen weißen

Vögeln, seinen blinkenden Tellern, Gläsern und Flaschen und dem großen Blumenstrauß in der Mitte. Nanny stand in der Thüre, um sich an einigen Ausrufen der Verwunderung über ihr Meisterwerk, die sie zuversichtlich erwartete, zu laben. „Piept der Vogel auch," sagte das Moidele spöttisch, und statt denselben eine Weile zu betrachten und dann sorglich auseinander zu nehmen, wie die Anderen zu Nanny's Trost thaten, ballte sie mit beiden Händen das Kunstwerk zusammen und warf es dann auf den Schoß. Nanny entfernte sich; so fest, wie in diesem Augenblicke, war sie noch niemals überzeugt gewesen, daß das Moidele den Johann höchst unglücklich machen würde!

Das Mahl nahm seinen Anfang, reich an Speisen aller Art. Wie sehr man auch das Moidele nöthigte, von Allem zu kosten, sie beschränkte sich nur auf einige Leckereien, von denen sie ein reichliches Maß auf ihren Teller füllte. Wenn sie nicht aß, ließ sie ihrer Geschwätzigkeit freien Lauf. Eine geschliffene Caraffe mit Gläsern, worauf die Postmeisterin besonders stolz ist, stand vor ihr.

„Diese dickbäuchige Glasflasche soll etwa eine Caraffe sein?" sagte sie fragend zu Cordula. „Wenn ihr nur zwei Minuten die gesehen habt, die ich euch schenken will, stellt ihr diese in den Schrank und nehmt sie nie wieder hervor. Daß die Nanny, die Dienstmagd, mein Geschenk vergaß!" und das Moidele wäre wohl wiederum in Verwünschungen gegen die Unglückliche ausgebrochen, wenn nicht drunten im Thorwege Pferdegewieher

und Getrampel laut geworden wäre und ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben hätte.

„Wie hellhörig das Haus ist! Kommen Nachts auch Eilwagen?“ fragte sie den alten Jörg.

„Um sechs Uhr der erste.“

„Da ist's um meinen Schlaf geschehen!“

„Könnt auch ausgeschlafen haben bis sechs,“ meinte Jörg.

„In eurer Stelle ließe ich den alten Kasten niederreißen und baute ein neues Haus, wie sich der Vater eines gebaut hat zu Meran!“

Auf des Postmeisters Stirne hatten sich während dieser Worte verderbendrohende Wetterwolken zusammen gezogen. Das Posthaus zu Rodau war vor einer Stunde behext und jetzt ein alter Kasten! Das vom Vater und Großvater überkommene Haus! Solch' eine Verunglimpfung war mehr als empörend!

Der Rauscher suchte das grobe Versehen seiner Tochter wieder gut zu machen. „Euer Haus, Herr Vetter, ist zehnmal besser, als das meinige! Wollt ihr tauschen? Ich schlage ein auf der Stelle! Ließ mich verführen, ein neues Haus zu bauen, und läßt mich Gott alt werden, fällt es mir über dem Kopfe zusammen. In früheren Zeiten bauten die Baumeister anders als jetzt! Solch' ein Haus, wie das Posthaus zu Rodau, kann noch manch hundert Jahr stehen, und daß man Alles, was drunten vorgeht, hier oben hört, ist höher zu schätzen als Tapeten von Sammet und Seide. Da weiß der Schaffer immer,

was geschieht und kann auf dem Platze sein, wenn's Noth thut."

Das klang schöner als die schönste Musik in Jörg's Ohren! Aber das Moidele verwischte einen guten Theil des Eindruckes, als sie den Vater fragte, weshalb er so urplötzlich das neue Haus nicht gut fände, wisse ja doch nicht genug den Baumeister zu loben an allen Orten, und nun hub sie an, die innere Einrichtung zu beschreiben. Sie erzählte so viel von großen Flügelthüren und hohen Spiegeln und anderen herrlichen Dingen, daß einem das Gastzimmer ganz unscheinbar vorkam, und ist doch ein wohnliches, behäbig eingerichtetes Gemach. Der Rauscher war fast darauf angewiesen, den Reden seiner Tochter fortwährend die scharfe Spitze zu benehmen; die Schilderung seines stattlichen Hauses in Meran mochte ihm übrigens ganz erwünscht sein. Jörg erhielt dadurch einen Begriff von seinem Reichthum, der im Stande war, allerlei Mängel bei seiner Tochter zu verdecken, sowohl in geistiger, wie in körperlicher Hinsicht. Das kleine, kugelrunde Mädchen mit dem dicken Kopfe auf kurzem Halse, eingeklemmt zwischen den breiten Schultern, kann keinem jungen Manne als Ehefrau begehrlich erscheinen. Dies sieht unzweifelhaft der Vater ein bei all' seiner Liebe zu dem einzigen Kinde, aber er weiß auch aus Erfahrung, wie begehrenswerth Geld und Gut erscheint, und wenn er von seinen ausgedehnten Weinbergen redet, von dem hohen Ertrage, den sie zu geben pflegen, wenn er sich erkundigt, ob die und die Innsbrucker

Herren auch noch sicher sind, bei denen er so und so viel zu Gute hat, so sind alle diese Reden wohl überlegt.

Nach Beendigung der Mahlzeit forderte Philomene ihre junge Verwandte auf, einen Spaziergang im Obstgarten zu machen, es wäre so angenehm dort beim Mondscheine.

„Sind breite Stege im Obstgarten?“ fragte sie, und als Philomene ihre Frage verneinte, mit dem Hinzufügen, es würde zu viel Heu dadurch eingebüßt werden, belustigte sich das Moidele weidlich über so unerhörte Sparsamkeit. Dann sagte sie: „Im thaufeuchten Grase umherzuspazieren, habe ich noch nicht gelernt; würde bei dir Lectionen nehmen, Philomene, wenn es mir nicht zu viel Lehrgeld kostete!“

Die Postmeisterin trat auf sie zu und machte ihr den Vorschlag, einen anderen Spaziergang zu unternehmen, auf dem sie nicht durch thaufeuchtes Gras zu gehen brauche, nämlich durch Küche und Speisekammer, und das Moidele, wenn es auch Anfangs den Mund ein wenig verzog, konnte doch nicht füglich diesen Spaziergang ausschlagen.

Ich habe mich bereits für heute beurlaubt und bin gespannt, welche Beiträge mir der morgende Tag zu einer Charakteristik des Moidele liefern wird. Johann hat alle Ursache, sich zu freuen, daß gerade dieses Mädchen für ihn bestimmt worden ist; denn wenn auch Jörg und besonders Cordula geneigt sind, des Moidele Häßlichkeit, ihre Fehler und Schwächen mit dem Mantel der Nachsicht zu bedecken, ich glaube, der Mantel ist nicht

weit genug, um Alles zu verbergen, und was noch sichtbar bleibt, reicht hin, ihnen die Schwiegertochter als solche gänzlich zu verleiden.

Rodau den 20. Juli.

Ein Tag liegt hinter mir, so bedeutungsvoll für meinen jungen Freund, wie nur möglich.

Der Postmeister machte in der Frühe mit seinem Gaste einen Gang in's Freie, um dem reichen Weinhändler zu zeigen, was Alles an Feldern und Bergwiesen „sein" ist, wenn das Posthaus zu Rodau auch keine Flügelthüren und hohe Spiegel aufzuweisen hat. Das Moidele lag bis acht Uhr in den Federn. So konnten denn Johann, Philomene und ich uns hinlänglich über sie aussprechen, soweit dies der Mutter gegenüber thunlich war.

Philomene hatte die Mutter und das Moidele auf ihrem Abendspaziergange durch Küche und Speisekammer begleitet und wohl bemerkt, wie das Moidele bestrebt gewesen war, das Vergangene wieder gut zu machen und der Mutter den Glauben beizubringen, daß sie in Räumlichkeiten wohl zu Hause sei, in denen sie sich allem Anscheine nach selten oder niemals bewegt hat.

„Der Johann sticht ihr in die Augen," fügte Philomene lachend hinzu. „Hätte besser gethan, das Moidele, mäuschenstill zu sein und nicht über Dinge mitzusprechen, die ihr ganz unbekannt sind. Was die für Fragen an die Mutter richtete! Ich hatte große Mühe, an mich zu halten und nicht laut aufzulachen! Wer weiß, viel-

leicht will sie heute kochen und backen und ich brauche mich nicht um den Mittag zu kümmern. Ich fragte die Mutter vor'm Schlafengehen, was sie vom Moidele meinte? „Was nicht ist, kann werden!" erwiederte sie. „Das Moidele fragt nach Allem, das ist ein gutes Zeichen! Wer fragt, der lernt auch, was er vorher nicht wußte."

Die Mutter trat in die Kochel und machte unserer Unterhaltung ein Ende.

„Guten Morgen, bin hier schon bekannt, Base!" rief wenige Augenblicke nachher eine bekannte Stimme. „Habt gut geschlafen, ich hoffe!"

Das Moidele eilte, so schnell sie vermochte, auf die Postmeisterin zu. Ein einfaches Morgenkleid deckte statt des gestrigen Putzes ihre unschöne Gestalt, welche sich in jenem noch weit weniger vortheilhaft ausnahm; aber mit Wohlgefallen ruhten die Blicke Cordula's auf dem Kleide ihrer jungen Verwandten, das sie vielleicht auf den Rath ihres Vaters angethan hatte.

„Wo ist der Vater?" rief sie.

„Draußen im Felde, hat sein Frühstück noch nit eingenommen."

„Ist seine Weise," erwiederte das Moidele. „Erst einen Gang ins Freie, dann das Frühstück, das ich ihm selber bereite. „„So gut, wie dein Kaffeh, schmeckt mir halt keiner,"" pflegt er zu sagen, und auch heute lasse ich mir's nicht nehmen, ihn zu bereiten. Er kann nicht lange mehr ausbleiben, wir trinken mitsammen!"

Solche Sprache gefiel der Mutter noch mehr, wie

das Morgenkleid, man sah es ihr an, und sie nahm den kleinen eisernen Kaffeekessel und reichte ihn dem Mädchen.

„Jetzt mußt du auch Alles selbst besorgen, Moidele!"

„Versteht sich, werde schon machen!"

„Möchte einmal den Kaffeh probiren!" murmelte Nanny, als sie nach dem Keller an mir vorüberging, der ich, im Thorwege stehend, unweit der Kochel Augen- und Ohrenzeuge von Allem war, was sich dorten ereignete. Das Moidele nahm die Kaffeedose, welche Philomene ihr reichte.

„Moidele, das ist reiner, guter Kaffeh, weder Eichel, noch Feige dazwischen," rief sie ängstlich, „du schüttest genug in den Kessel für eine Gesellschaft von zwanzig Personen."

„Der Vater trinkt den Kaffeh immer stark," erwiederte sie gereizt, „uns kommt es nicht darauf an!"

„Und uns auch nicht," nahm die Postmeisterin das Wort, „aber ein solcher Kaffeh wird dick wie Mues."

„Macht mich doch nicht ganz wirr! Als wenn es das erste Mal wäre!"

Nanny, aus dem Keller zurückkehrend, hatte zum Theil die Unterredung gehört.

„Möchte einmal den Kaffeh probiren," murmelte sie zum zweiten Male. Ich merkte, Nanny erinnerte sich noch der geringschätzigen Behandlung ihres Vogels.

„Moidele, was fällt dir ein? Du gießt den kleinen Kessel zum Ueberlaufen voll Wasser," rief die Mutter.

„Ich nehme euch von Allem zu viel! Der Vater ist durstig, wenn er heimkehrt!“

Auch diese Zurechtweisung wurde von ihr in den Wind geschlagen, und als der Kessel mit seinem Inhalte glücklich auf das Feuer gesetzt worden war, konnte man sie ebenfalls nicht hindern, immer neue Holzscheite hinzuzuthun. Das Moidele wurde der Sache offenbar überdrüssig. Wenn sie auch, was die Bereitung von Speisen und Getränken anlangt, nicht ganz im Klaren war, so wußte sie doch, daß Verstärkung der Hitze das Kochen beschleunigt, und konnte unmöglich gewisse furchtbare Zufälligkeiten vorhersehen, die ein derartig beschleunigtes Kochen zuweilen in seinem Gefolge haben mag.

„Gib Acht auf den Kaffeh, Moidele!“ sagte die Postmeisterin, einige Scheite aus dem Feuer reißend. Dann ging sie mit der Tochter an eine häusliche Arbeit, wobei sie jedoch den Heerd fortwährend im Auge behielt.

„Der Kaffeh kocht über!“ ruft sie aus und eilt vom Küchentische auf den Heerd zu. Das Moidele kommt ihr zuvor, es ergreift den Kessel am Henkel, doch mit einem Schrei läßt sie ihn fallen und mit einem noch stärkeren Schrei sinkt sie wenige Augenblicke nachher auf den hochlehnigen Stuhl am Fenster nieder, welchen Regina einzunehmen pflegt.

„Mein Fuß ist verbrannt!“ kreischt sie. Alle eilen herzu, und Cordula führt das Mädchen, welches fortwährend Schmerzensrufe ausstößt, in ein benachbartes Zimmer, um den Fuß zu besichtigen und vorläufig die erforderlichen Hausmittel anzuwenden.

Die Mutter kehrte bald mit der beruhigenden Versicherung zu uns zurück, daß der Fuß nur äußerst unbedeutend verbrannt worden sei, sandte aber dennoch eine Dienstmagd zum Doctor, da das Moidele darauf bestand und versicherte, daß sie von den heftigsten Schmerzen gepeinigt werde.

Die Dienstmagd kehrte ohne den Doctor zurück; ein Bauer war plötzlich auf das Gefährlichste erkrankt, der Doctor, beiläufig Doctor, Apotheker und Barbier von Rodau in einer Person, hatte erklärt, des Bauern Krankenlager in den nächsten zwei Stunden nicht verlassen zu können. Das Moidele gebehrdete sich, als wenn es sich auch bei ihr um Tod und Leben handelte, ergoß sich in Verwünschungen gegen den Doctor und die ganze Reise nach Rodau, und Einzelnes drang hinaus bis auf den Thorweg, so daß die Mutter nahe daran war, gänzlich die Geduld zu verlieren.

Als der Rauscher endlich anlangte, beschwor ihn die Tochter, in eigener Person den Doctor aufzusuchen. Vergebens stellte ihm Cordula vor, daß die Brandwunden von der allerunbedeutendsten Art seien und sie sich getraue, dieselben ebenso gut zu behandeln, wie der Arzt. Der Rauscher, von seiner Tochter gedrängt, begab sich auf den Weg, auch er kehrte ohne den Doctor zurück, fand aber zu seinem freudigen Erstaunen das Moidele in den wenigen Minuten seiner Abwesenheit soweit wieder hergestellt, daß sie bereits im Zimmer auf- und abwanderte und recht vergnügt dreinschaute. Die kühlenden,

schmerzstillenden Mittel der Frau Postmeisterin mußten ganz vortrefflich sein, und die herzlichen Danksagungen und Lobeserhebungen von Seiten des erfreuten Vaters wollten gar kein Ende nehmen. Cordula nahm sie ruhig hin, als wohlverdient, aber von demjenigen Hausmittel, welches sich eigentlich als das rechte bewährt hatte, wußte der Rauscher Nichts. Das war uns Uebrigen allein bekannt. „Im nächsten Dorfe ist heute Nachmittag ein Schießen," hatte der alte Jörg gesagt. „Alles ist festlich hergerichtet, es fehlt nicht Musik noch Tanz! Wären hinüber gefahren, Moidele, wenn du dir nicht den Fuß verbrannt hättest." Diese Worte waren das rechte Heilmittel.

Jörg und seine Ehefrau mochten sich indeß überzeugt haben, daß das Moidele sich niemals zur Postmeisterin von Rodau eignen, und daß sie ihren Sohn höchst unglücklich machen würde. Ohne die Pflichten der Gastfreundschaft zu verletzen, legten sie es doch nicht mehr, wie früher, darauf an, den Rauscher und seine Tochter besonders für sich zu gewinnen, und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher das Moidele die blinde Regina behandelte, machte ihr Maß voll auch in Cordula's Augen.

Plötzlich gegen Mittag erklärte der Rauscher, daß er nicht länger bleiben könne, wenn er die Sache recht bedenke. Habe im Oberland und Vintschgau alte Schulden einzutreiben und neue machen zu lassen, wolle nach dem Mittagbrode zunächst gen Imst mit dem Moidele

aufbrechen. Die dringenden Bitten der Tochter, das Festschießen in Haltingen noch von Rodau aus mitzumachen, waren ebenso vergeblich wie diejenigen Jörg's und seiner Familie. Das Moidele mußte trotz allen Sträubens daran gehen, das Morgenkleid mit dem Reisekleide zu vertauschen und ihre Sachen zusammen zu packen. Keiner wünschte in Wahrheit ein längeres Verweilen der Gäste aus dem Etschlande, aber Niemand sah ihrer Abreise freudiger entgegen, als Johann. Er hatte wohl bemerkt, wie Vater und Mutter leise mit einander geredet hatten im Postzimmer, dann war der Vater allein gegangen mit dem Rauscher. Das waren lauter günstige Vorzeichen!

Als der Mittagstisch gedeckt war — und Nanny hatte auch heute Nichts zu wünschen übrig gelassen, währte es längere Zeit, ehe das Moidele erschien. Endlich trat sie in's Zimmer und in Wahrheit, man sah, daß man des Rauschers Tochter vor sich hatte, des reichen Weinhändlers. So geputzt war das Moidele. Beim gestrigen Nachtmahle in einem fort schwatzend, sprach sie heute kaum ein Wörtchen; verdrießlich und mürrisch sah sie vor sich nieder und blickte nur zuweilen nach Johann hinüber. Dann herrschte ein wehmüthiger Ausdruck in ihrem Gesichte vor und sie schaute ihn unverwandt an längere Zeit; es war, als wenn sie sich die Züge seines Gesichtes recht einprägen wollte, so daß Johann die Augen niederschlug. Doch die leckere Mahlzeit blieb dessenungeachtet nicht ungewürdigt von ihr, und Verdruß

und Wehmuth waren nicht im Stande, ihrem guten Appetit Abbruch zu thun.

Der Innsbrucker Eilwagen langte an, die Gäste aus dem Etschlande nahmen Abschied von ihren Wirthen und der Rauscher lud dieselben dringend ein, seinen Besuch bald in Meran zu erwiedern. An Johann erging indeß keine besondere Einladung, obschon er solche wohl hätte erwarten dürfen, und dennoch bewies er sich so aufmerksam und dienstfertig gegen Vater und Tochter, reichte dem Ersteren so behutsam die große Reisetasche in den Wagen, wenn sie auch keine zerbrechliche Waare mehr enthielt, und die Damenhutschachtel, wenn auch ihr Inhalt, der in Botzen gekaufte Federhut, auf seiner jugendlichen Besitzerin Kopf prangte, half so artig dem Moidele sammt ihrem blauseidenen Sonnenschirmchen beim Einsteigen, daß es eine Lust war anzusehen. Der Wagen rollte davon, ich sah ihm nach, und meine Gedanken eilten schneller dahin als jener, zu den hohen Lorbeerbäumen am Strande der Lagune, auf der Insel San Lazaro: Ich hatte des Rauschers Moidele gesehen!

„Mir ist, als wenn ich von Neuem geboren wäre!" sagte am Nachmittage Johann; wir saßen unter dem Birnbaume im Obstgarten. „So frisch und frei ist mir zu Muthe!" fuhr er fort. „Möchte hinaus in die weite Welt und jubeln und singen!"

„Ich wünsche, mich einige Tage in Bad Rothenbrunn aufzuhalten, um das dortige Leben und Treiben kennen zu lernen," erwiederte ich. „Pater Clemens wird bald

eintreffen, ich möchte vorher meinen Plan ausführen. Vielleicht begleitest du mich!" „Herzlich gern! Morgen und übermorgen werde ich zu Hause in Anspruch genommen. Wenn das Wetter gut ist, lasse uns Donnerstag aufbrechen."

II.

Tiroler Sommerfrische

oder

Einige Tage in Bad Rothenbrunn.

„Allzeit fröhlich, ist gefährlich,
Allzeit traurig, ist beschwerlich,
Allzeit glücklich, ist betrüglich,
Eins in's Andre ist vergnüglich."

Devise des Markgrafen
Karl von Burgau.

Inhalt.

Einleitung.

Tiroler Sommerfrische, Tiroler Sommerfrischler! O wie wird mir so frisch und froh zu Muth, wenn ich eurer gedenke, wenn ich noch einmal in der Erinnerung die Stunden durchlebe, in denen ich selbst ein Sommerfrischler war, den Hut geschmückt mit Speik und Edelweiß, den langen, mit eiserner Spitze versehenen Bergstock in der Hand! Und stürmt auch draußen der rauhe Nord, hat sich auch die Erde den Schnee- und Eispanzer angethan, durch den kein grünes Blättchen, kein blaues Veilchen dringt, die Gefilde der Erinnerung sind ewig grün, da glänzen und duften Alpenblumen in Fülle, da feiert das Herz auch im ernsten, prosaischen Norden, mitten zur kalten Winterszeit seine Sommerfrische.

Hat die Junisonne mit ihren warmen Strahlen den letzten Schnee auf Almen und Bergtriften geschmolzen, den ein sieben- bis achtmonatlicher Winter mit so freigebiger Hand ausschüttete, dann zieht Alt und Jung, Vornehm und Gering in die Hochthäler, auf die Alpen. Wer nur irgend ein oder mehrere Wochen seine Berufsgeschäfte liegen lassen, ein paar Gulden zum Vergnügen ausgeben kann, geht in die Sommerfrische, und besonders der unbegüterte Hauptstädter, wenn er auch kaum

das tägliche Brod hat, spart das ganze Jahr zusammen, um sich eine Erholung zu bereiten, die ihm über Alles geht. Da ist es wohl gar staubig und eng in der Hauptstadt des Landes? Da schwebt auch wohl über ihr, wie über den anderen deutschen Schwestern, eine beständige ungeheure Wolke von Steinkohlendunst, die aus unzähligen Essen und langen Schornsteinen immer neue Nahrung erhält, nur selten einen wahrhaft hellen Sonnenblick, noch seltener einen erquickenden Athemzug den so hoch bevorzugten Bewohnern der Haupt- und Residenzstadt erlaubt? Wer von meinen freundlichen Lesern und Leserinnen jemals nach Innsbruck kam, wird mir einräumen, daß es ebenfalls eine so freundliche Stadt ist, wie nur eine im weiten deutschen Reiche gefunden werden kann, und der Innsbrucker in der That keine Veranlassung hat, anderswo Naturgenüsse und Naturfrische zu suchen. Worin der Vorzug Tirols vor so vielen anderen Ländern besteht, dadurch zeichnet sich auch seine Hauptstadt aus. Mitten durch sie wälzt der frische Sohn des Sanct Gotthard, der herrliche Inn, seine grünen Wogen, schattige Alleen säumen seine Ufer ein, allenthalben bieten sich geschmackvoll angelegte Promenaden und Gärten, und die Häuser selbst mit ihren grünen „Schaluh" vor den Fenstern nehmen sich wie Landhäuser aus. Gelangt der nordische Fremdling auf seiner Wanderung durch die Stadt nach dem Hofgarten, blickt er erstaunt auf das stattliche Gebäude seitwärts. Wie ein Fürstenpalast liegt es da, zwei Schildwachen vor dem Thore zeigen an, daß eine hochstehende Persönlichkeit die

inneren Räume bewohnt, und doch geben die grünen theils geschlossenen, theils halbgeöffneten „Schaluh" auch diesem Bau einen so einfach ländlichen Anstrich. Fragt aber der Fremde einen ehrsamen Bürger oder einen schmucken Buben, der des Weges daher kommt, wer dort wohne, erhält er die Antwort: „Da wohnt der Herr Statthalter." Was für eine der ungemein sauber gehaltenen Straßen er entlang wandeln mag, hat sein Auge sich satt gesehen an den köstlichen Waaren aller Art vor den großscheibigen Fenstern der Kaufläden, kann er es ruhen lassen auf den Schneehörnern der Hochalpen, den Matten und Wäldern des Mittelgebirges; auch unter den dunkeln Lauben des älteren Stadttheiles athmet er stärkende Bergluft ein und freut sich über den gewaltigen Busch gelber Jochraute, der sammt allen Wurzeln an dem Hut des ihm begegnenden Bauerburschen prankt, als unwiderlegliches Zeugniß seines Muthes und seiner Geschicklichkeit; denn die Jochraute, das edelste aller Alpenkräuter, wächst an Felsnadeln und Schrofen, die nur mit äußerster Lebensgefahr zu erreichen sind.

Ich kenne auch wohl noch andere Residenzen, deren Physiognomie durch ihre Frische einen erquickenden Eindruck macht, jedoch in keiner weilte ich, wo ein so freies, fröhliches Leben herrschte, wie in Innsbruck, und auf den Gesichtern Aller zu lesen stand. Manchem Residenzbewohner wird die Luft zuweilen so drückend schwül, er weiß nicht wie, die Brust preßt sie ihm zusammen, und doch ist kein Staub auf den Straßen und in seinen Zimmern gleichfalls kein Steinkohlengeruch zu verspüren;

vergebens hofft er, daß der beängstigende Druck nachlassen wird, ihm bleibt zuletzt nichts übrig, als einige Wochen zur Erholung auf's Land zu gehen, und erst, wenn er die Stadt im Rücken hat, athmet er wieder frei auf. Solch ein beklommenes Gefühl ergreift den Innsbrucker niemals, das treibt ihn nicht, in die Sommerfrische zu gehen, denn in der prächtigen Neustadt, wie in der engen holperigen Höttinger Gasse, allüberall blüht ein Blümchen, welches stärker und würziger duftet, als Brunelle, Speik und Jochraute und die Luft immer wunderbar frisch und rein erhält. Es ist dasselbe Blümchen, von dem in dem Abschiedsgruße die Rede ist, den die Tiroler und Vorarlberger am achten August 1848 zu Innsbruck „ihrem geliebten Kaiser Ferdinand" widmeten, in dem es unter Anderem heißt:

Nimm gnädig, Herr, ein Blümchen
Von uns zum Lebewohl,
Das dir zum Abschied reichet
Vorarlberg und Tirol.

Nicht braucht es dir's zu nennen,
Du kennst es, Vater, wohl,
Dies Blümchen dir zu pflücken,
Kamst du ja nach Tirol.

„Die Unterthanentreue,"
„Die Lieb zu Ferdinand,"
Dies ist die Wunderblume
In uns'rem Alpenland.

Wäre ich selbst nicht Sommerfrischler gewesen, würde mir das Hinausziehen der guten Innsbrucker mit Weib und Kind auf die Berge ganz unerklärlich gewesen sein,

und noch viel weniger würde ich begriffen haben, daß ebenfalls der Bauer, der im schönen Oberinnthal ein stattliches Gehöft besitzt, — beiläufig ein paar tausend Fuß über dem Meere, — also in leidlich gesunden Luftschichten, dort nicht den ganzen Sommer über ausdauern kann, sondern wenigstens acht bis vierzehn Tage in's Sellrain, nach Praxmar zum Loys oder nach Kühetay in die Sommerfrische geht. Das Eigenschaftswort „frisch" läßt eine Steigerung zu und nicht leicht ein Völkchen hat eine solche Fertigkeit darin, es zu compariren, wie die Tiroler. Der Innsbrucker und Oberinnthaler geht in's Hochthal Sellrain, der Sellrainer einige tausend Fuß höher auf die Alpe Längenthal, und wenn der Senner in Längenthal einmal recht frische, reine Luft athmen will, steigt er hinauf an die Grenze des ewigen Schnee's oder erklimmt gar den Fernerkogel. Ich glaub', wenn er oben „auf demselbigen Spitz" steht, schaut er sehnsüchtig zum blauen Himmel empor, der sich in so unvergleichlicher Klarheit über ihm wölbt, und spricht zu sich selbst: „Da droben bei Gott und den lieben Heiligen muß es halt noch frischer sein! Da ist's am Allerfrischesten!"

I.

Auf der Wanderschaft.

„Heute weht ein fein's Lüfterl! Laß uns in's Sellrain aufbrechen!" Mit diesen Worten trat eines Morgens der Johann in mein Zimmer, als ich eben beschäftigt

war, einige Notizen in mein Tagebuch einzutragen. Hoch und schlank wie eine Pappel stand er vor mir, den grauen Hut mit der gekrümmten Spielhahnfeder auf dem Lockenkopf, am Riemen über den Nacken geschlungen die dunkle Ledertasche, mit Proviant gefüllt, aus der verlockend der lange Hals einer Flasche hervorguckte. Bald stand auch ich reisefertig da, und wir eilten durch den geräumigen Saal die Treppe hinunter. Auf der Bank der Treppe gegenüber neben dem Speisegaden saßen ein Weib und ein kleiner Knabe; Lumpen deckten spärlich ihre Blöße, und ihre bleichen, eingefallenen Wangen redeten deutlicher, als es Worte zu thun vermochten, von Mangel und Noth. Bittend um etwas Speise wandte sich das Weib an den Sohn des Hauses, der sofort in die Kochel ging und eine warme Suppe für die Beiden forderte. „Gleich wird für Alle ausgeschöpft, dann sollen sie auch ihr Theil haben!" entgegnete die am Heerde stehende Schwester, und der Bruder ging wieder auf die Vordiele, wo der Herr Cooperator soeben anlangte. Derselbe ließ einige Kreuzer in die Hand der Bettlerin gleiten und zeigte uns dann mit strahlendem Gesichte ein schönes Best, welches er sich gestern durch einen trefflichen Schwarzschuß auf einem Schießen in der Nähe erobert hatte. Sorgfältig polirte er mit dem Schnupftuch den großen Kronenthaler, die Hauptzierde des Gewinnstes, um uns die Vortrefflichkeit des Gepräges besser einleuchtend zu machen, pries die Vorzüge seines Stutzen, erzählte, wer von den Schützen gut, wer schlecht geschossen und Anderes mehr. Der Johann, wie sehr er

auch als leidenschaftlicher Schütze derartige Mittheilungen zu lieben pflegte, lieh ihnen diesmal kein besonders aufmerksames Ohr und warf bald einen Blick auf Mutter und Sohn, bald in die Kochel hinein. Da sprach der Kleine leise zur Mutter das Wort „Hunger,“ kaum vernehmbar tönte es zu uns herüber, und in demselben Augenblick sah ich meinen jungen Freund flugs in die Kochel gehen, Napf und Löffel vom Gesimse nehmen und selbst Suppe ausschöpfen. Dann hieß er den Knaben aufstehen und stehend aus dem Napf, den er sorglich auf den Schoß der Mutter gesetzt hatte, essen, und als er mit einem „Guten Appetit, Bube!“ ihm den hölzernen Löffel in die Hand gab, begleitete derselbe sein „Vergelt's Gott! Vergelt's Gott tausendmal!“ mit einem so innig dankbaren, freudigen Blick aus seinen großen, dunkelbraunen Augen, daß die Herzensfreude, welche darin lag, gleichsam in dem Geber zündete; eine zarte Röthe überhauchte seine weiße, freie Stirne und ein wunderbar schimmernder Lichtglanz überflog auf einige Augenblicke sein ganzes Antlitz. Rasch entzog er dem Weibe, die seine Linke ergriffen hatte, dieselbe und bat mich, — der Herr Cooperator hatte sich inzwischen entfernt, ihm war Dergleichen nichts Neues — im Gastzimmer einen stärkenden Trunk zu thun und darauf mit ihm die beabsichtigte Wanderung anzutreten. Ich willfahrte seinem Begehren, wir sagten Allen Lebewohl und während die Straße rechts ein flinker Einspänner mit zwei Kapuzinern entlang rollte, die der alte Jörg in eigener Person nach dem mehrere Stunden von Rodau entfernten Haltingen

kutschirte, schlugen wir wohlgemuth den Weg links ein durch die lange Hauptgasse des Dorfes. „Laßt euch Derweil! Laßt euch Zeit!“ und andere wohlgemeinte Ermahnungen gaben uns die uns Begegnenden mit auf die Reise, die wir mit einem freundlichen „Sollst Dank haben!“ erwiderten; der Eine und der Andere erkundigte sich auch wohl: „Wohin geht's denn?“ und wenn der Johann dann „In's Sellrain, in die Sommerfrische“ zur Antwort gab, schaute der Fragende halb wehmüthig drein; er hätte uns für sein Leben gern begleitet und konnte sich vielleicht den ganzen Sommer kein solch Vergnügen machen.

Als wir das Dorf hinter uns über eine Brücke auf die Straße jenseits des Inn geschritten waren, statt die Straße neben dem Kalkgebirge auf Acherling zu entlang zu gehen, gedachte ich der beiden Kapuziner im Einspänner. Ich hatte schon früh Morgens mit ihnen gefrühstückt, und sie waren nicht die einzigen gewesen, die während meines Aufenthaltes in des alten Jörgs Hause dort gerastet hatten und reichlich mit Speise und Trank erquickt worden waren. „Dein Vater ist sehr gütig,“ sagte ich zum Johann, „daß er die Ordensbrüder auch noch bis Haltingen hinabführt. Wie viele Bettelmönche gehen aus und ein bei euch!“ „Als der Vater vor fünf und dreißig Jahren das Haus antrat,“ entgegnete der Sohn, „that er das Gelübde, bis an sein Lebensende, das unser Herrgott noch lange hinausschieben möge, jeden Kapuziner und Franziscaner, der bei ihm vorkehrte, mit Speise und Trank zu laben, ihn über Nacht zu be-

halten, wenn er wollte, und im Wägele ein paar Stunden weiter zu führen. Es gibt nicht leicht so ein Kloster im Oesterreich und Bayerland, wo man meinen Vater nicht kennt. Alle wissen's und wer des Weges kommt, spricht bei uns ein." Ich wollte meinem freudigen Erstaunen über des Alten eigenthümlich schönes Gelübde, das der Mann gethan und auch als Greis treu hielt, Worte leihen, aber der Johann unterbrach mich mit der Mittheilung seiner Wetterbeobachtungen: „Sieh, wie die Berge vor uns rüstigen Wanderern Respect bekommen! Einer nach dem anderen zieht die Nebelkappe vom Kopf. Ich wette, nach einer halben Stunde haben sie alle ihr Haupt demüthig vor uns entblößt! Nun heißt's: rasch fortmarschiren! Je rüstiger wir sind, je schneller machen die Berge vor uns ihre Reverenz. Die Montan di Telfs scheint sich ein gut Stück auf ihren wälschen Namen einzubilden, rückt die Haube bald auf's rechte, bald auf's linke Ohr, kann sich gar nicht entschließen, sie endlich abzunehmen, wird auch dran müssen!" Mein lieber Begleiter hatte in gewisser Weise Recht. Der Nebel, welcher sich nach mehrstündigem Frühregen um die Höhen der Berge zu beiden Seiten des Thales gelagert hatte, schwand immer mehr. Ein frischer Wind trieb ihn auseinander, und die einzelnen wunderbar gelappten Nebelfetzen umtanzten, von dem wilden Jäger unabläßig gejagt, in tollem Wirbel die Bergkuppen. Die treue Bundesgenossin des Jägers, die Sonne, kündigte sich ebenfalls schon von ferne durch die vernichtenden Wirkungen ihrer Geschosse an; der verzweifelte Widerstand,

den der Nebel den beiden auf ihn einstürmenden Feinden leistete, war in raschem Schwinden begriffen, bald lachte ein Stück blauen Himmels über uns, das von Minute zu Minute größer ward, und endlich brach die Sonne strahlend vor Siegesfreude hervor; der rastlose Jäger, der Wind, überließ ihr den Genuß des Triumphes, zwei, drei Mal stieß er in sein Horn zum Abschied und enteilte darauf in andere Thäler, um neue Feinde, neue Siege aufzusuchen.

In traulichem Geplauder wanderten der Johann und ich das herrliche Oberinnthal hinunter, welches in der ganzen Pracht eines Tiroler Sommermorgens dalag. An die Stelle des Nebels war die reinste, klarste Luft von der Welt getreten, so daß die Spitzen des Kalkgebirges zu unserer Linken, vor Allem die weißen Nadeln und Zacken der Telfser Munda sich unübertrefflich schön gegen den blauen Himmel abhoben, alle von der sanftgebogenen Kuppe des Sohlstein überragt, welche in graulich-grüner Färbung am Horizonte aufstieg. Einzeln stehende, dunkle Tannen, nur hier und da zu Wäldern vereinigt, umgürteten die Kalkberge, welche jäh sich erhebend mit dem nackten Fuß aus dem grünen Thalgrunde, in ihrer schauerlichen Wildheit und Zerklüftung einen scharfen Gegensatz zu dem Schiefergebirge zu unserer Rechten bildeten. Hier trat nirgends das Felsgestein zu Tage; Türkenäcker, grasige Abhänge und Wälder von Fichten, nicht selten mit den weißschimmernden Stämmen und dem lichten Laube der Birken untermengt, boten sich in sanfter Steigung unseren Blicken

bar, während über der dem Auge nicht sichtbaren Terrasse des Mittelgebirges im Hintergrunde des Hochgebirges Kuppen glänzten. Diesseits Dörfer, einzelne Gehöfte in Menge, jenseits solche nur spärlich gesäet, so war der Charakter des Oberinnthales.

Eine stattliche Kirche und mehrere hohe, in gleichem Styl errichtete Gebäude, die ein Ganzes zu bilden schienen und deren unzählige Fenster hell in den Strahlen der Morgensonne blinkten, tauchten bei einer Biegung des Weges vor uns auf, und zugleich kam eine lange Reihe Männer und Weiber, paarweise geordnet, laut singend und betend daher gezogen. „Das sind Wallfahrer, die wallfahrten zum heiligen Blut nach Stams,“ sagte der Johann. „Da wo du jetzt die reiche Cisterzienser-Abtei, von fruchtbaren Feldern und Gärten umgeben, erblickst, stand vor sechshundert Jahren ein dichter, dunkler Eichenwald mit einer uralten Johanniskapelle. Als der blonde Conradin auf dem Schaffot in Neapel sein junges Leben ausgehaucht hatte, stiftete hier seine Mutter Elisabeth ein Ordenshaus, auf daß darin für das Seelenheil des letzten der Hohenstaufen gebetet würde. Anfangs umgaben die hölzernen Hütten der Mönche die Kapelle, aber Elisabeth's zweiter Gemahl, Graf Meinhard von Tirol, erbaute an deren Stelle die steinerne Stiftskirche und das Kloster. Elisabeth, Friedrich mit der leeren Tasche, Kaiser Max zweite Gemahlin, die schöne Mailänderin Maria Blanca und viele andere Fürsten und Fürstinnen haben in der Kirche ihre letzte Ruhestätte gefunden: Stams ist das Escurial Tirols. Eine noch

größere Bedeutung hat es indeß dadurch, daß in der Heiligenblutkapelle eine äußerst kostbare Reliquie aufbewahrt wird, ein Stück von der Erde, in welcher das Kreuz des Erlösers gestanden und das von seinem Blute befeuchtet wurde. Von der heiligen Magdalena aufgerafft, kam es vielfach vertheilt in ein französisches Kloster, welches dasselbe nach Stams verschenkte; eine kunstreich gearbeitete, goldene Monstranz schließt es ein."

Ich dankte meinem Freunde für seine Mittheilung und wir wanderten weiter, durch die Rietzer Aue Pfaffenhofen mit seinem schlanken Spitzthurme zu, der sich an der Stelle erhebt, wo noch ein heidnischer Götzentempel stand, als ringsumher christliche Gotteshäuser erbaut waren. Die guten Pfaffenhofner sträubten sich mit besonderer Halsstarrigkeit gegen die Annahme des neuen Glaubens, und müssen sich deshalb noch jetzt nach mehr als tausend Jahren einen keineswegs ehrenden Beinamen von ihren Nachbarn gefallen lassen, obwohl sie dieselben in gegenwärtigen Tagen an frommem christlichen Sinne eher übertreffen, als ihnen nachstehen sollen.

Das Thal ward immer breiter und üppiger; durch ein freundliches Dorf nach dem anderen führte uns unser Weg, die das unverkennbare Gepräge der Wohlhabenheit trugen, und war das Auge früher bei dem Schweifen in die Ferne auf der schönen himmelhohen Kuppe des Sohlstein haften geblieben, so ergötzte es sich jetzt an der vorspringenden, die eine Längenhälfte des Thales absperrenden Martinswand, die in der That den Namen

„der steilste Fels im ganzen Land" mit Recht verdient, berühmt durch viele denkwürdige Ereignisse im Laufe der letzten vier Jahrhunderte, von Kaiser Maximilian's, „des letzten Ritters" wunderbarer Rettung an bis zu dem blutigen Gefechte am dritten November 1809, welches die glorreichen Vertheidigungskämpfe der Tiroler in diesem Jahre beschloß.

„Wie schön ist dein Heimathland, Johann!" Der Ausruf entschlüpfte mir halb unwillkührlich. „Selle wol! du kannst Recht haben. Nirgends hat's mich sonst gfreut, weder draußen im Reich, noch in Wälschland." Er schaute mit so recht zufriedenen, glücklichen Blicken rund umher und hub dann an, mit seiner glockenreinen Stimme zu singen:

„Wo i geh und steh,
Thuat miars Herz so weh,
Meine liabe Leutlen, glab's miars g'wiß,
Denk i an Tirol,
Wird miars weh und wohl.
Weil's mei liabes Hoamathland'l is.

Wer die Berge kennt,
Wo der Gamsbock rennt,
Wo die Kuahlen groß'n in dem Frühlings Grüen,
Und die frische Quell
Fliaßt wia Silber hell,
Jo dem mueß das Herz vor Wehmuth glüh'n.

Wenn die Sennerin singt
Und ihr Liedlein klingt,
Liablich von der Alp in's Thal herab,

Wo so redlich guot
Das Tirolerbluot,
Wo i meine Liab'n alli hab'.

Jetzt im fernen Land,
Fremd und unbekannt,
O, wia oft, wia oft denk i zurück,
Thuat miars Herz so weh,
Wo i geh und steh,
Wenn i unsre Felsen nit erblick!"

Indem wir Zirl links liegen ließen mit seinem prächtigen Calvarienberge, welcher nach der Zirler Aussage mit dem Oelberg im heiligen Lande eine große Aehnlichkeit haben soll, mit seiner stattlichen, durch die rastlosen Bemühungen des würdigen Ortspfarrers erst vor Kurzem neu erbauten Kirche, deren niedriger, alterthümlicher Thurm noch dem früheren, von Kaiser Max dem Dorfe geschenkten Kirchlein angehörte, schlugen wir einen Feldweg ein, bis unserem weiteren Vordringen den Inn hinunter der reißende Ranken, eine Art lebendigen Berges, Schranken zu setzen schien. In Folge anhaltender Regengüsse, besonders im Frühling und Spätherbst, löst sich nicht selten am Bergeshang die dünne Erdschichte, welche auf leicht zerbröckelndem, verwitterndem Gestein oder auf lockerem Sandgrund liegt, in einer Breite von mehreren hundert Fuß los und stürzt mit Allem, was darauf befindlich ist, mit Kornfeldern, Bäumen und Häusern hinunter in's Thal. Das nennt der Tiroler einen Muhrbruch, und solch ein Muhrbruch ist der reißende Ranken. Fortwährend rollen mit dem

Sande Steinchen und größere Steine herab, und wenn der Inn bedeutend hoch war und den schmalen Steig an seinem Ufer überfluthete, brachte schon Mancher, gezwungen an dem lebendigen Abhang entlang zu gehen, eine Quetschung oder dergleichen mit nach Haus, noch herzlich froh, daß der tückische Stein wenigstens nicht seine Schläfe getroffen hatte. Auch heute ging der Inn bis unmittelbar an den Abhang.

„Rasch vorwärts! Immer die Augen auf die Steine, die den Berg herunterkommen, gerichtet, damit du ihnen bei Zeiten ausweichen kannst! Bei Leibe kein Wort gesprochen!“ lautete die Mahnung meines getreuen Mentor.

Und willst du die schlummernde Löwin nicht wecken,
So wandere still durch die Straße der Schrecken,

dachte ich und folgte getrosten Muthes dem Johann, der tapfer voranschritt. Aber der ersten seiner Verhaltungsregeln Folge zu leisten, war leichter gesagt als gethan. Bei jedem Schritte versank man bis an die Kniee in den Sand, und es bedurfte einer gewissen Anstrengung, ehe sich Fuß und Bein zu einem neuen Schritt hervorgearbeitet hatten. Dazu hemmte die stete Beobachtung der gleitenden und fallenden Steinchen ebenfalls nicht unbedeutend das Vorwärtskommen. „Hurtig, mit Donnergepolter entrollten“ sie eben nicht; als Diminution begnügten sie sich mit einem Knaspern, Knispern und Knuspern, welches den solcher Pfade ungewohnten Sohn der gefahrlosen Ebene halb verwirrte und betäubte. Als mein Begleiter längst geborgen war, hatte

ich kaum die Mitte des lebendigen Berges passirt. Seine Lebendigkeit erfüllte mich in hohem Grade mit dem Gefühl der Unsicherheit und des Unbehagens, und glücklich am Ziele angelangt, ohne den geringsten Unfall gehabt zu haben, war mir fast zu Muthe, wie dem Schiffbrüchigen, der mit einem zwischen Freude und Angst getheilten Herzen auf die überstandenen Gefahren zurückblickt.

Noch eine Weile ging es den Inn entlang. Die Sonne hatte bald die Mittagshöhe erreicht; von ihren Strahlen und der mehrstündigen Wanderung erhitzt, nahmen wir häufig zu dem kühlenden Inhalt der in der Ledertasche steckenden Flasche unsere Zuflucht; denn die jenseitigen Thalbewohner, zu denen der Johann gehört, verschmähen — ob mit Recht oder Unrecht, vermag ich nicht zu entscheiden — die hiesigen Wasser als ungesund und allerlei Krankheiten erzeugend. Die diesseitigen Thalbewohner weisen dagegen eine derartige Behauptung ebenso entrüstet wie entschieden zurück und erklären sie für elende Verläumdung ihrer mißgünstigen Nachbarn, deren schlechtes Kalkwasser ja für Mancherlei ganz unbrauchbar und dem Gedeihen der schönsten Gartenblumen hinderlich sei, so daß dieselben von ihrem Wasser hinüberholen müßten. Das Surrogat in der Flasche leistete uns zwar die besten Dienste, aber wir freuten uns doch herzlich, als wir aus dem sonnigen Thalgrunde in das zum Mittelgebirge aufsteigende Vorholz traten mit seinem Fichtendunkel.

An den geraden Stämmen des steilen Abhanges begann erst in bedeutender Höhe die Verästung und Ver-

zweigung; Unterholz fehlte gänzlich, und die graugrüne Bodenfläche ward ausschließlich von einer Schicht Fichtennadeln gebildet, welcher die Herbst- und Winterstürme immer neue Nahrung zukommen lassen, und reichlichen Ersatz geben für die unteren sich in Erde auflösenden Nadeln. Kein Vogel unterbrach mit seinem Gesange, keine Blume mit dem Glanze ihrer Farben die Waldeinsamkeit und Waldeinförmigkeit; kein Schmetterling gaukelte durch diese stillen Räume, wo ihm weder Blatt noch Blumenkelch ein Ruheplätzchen boten, auszurasten von seinem Fluge.

Als wir den Kamm der Höhe erklommen hatten, veränderte sich, wie mit einem Schlage, die Physiognomie des Waldes. Unter die Fichten mischten sich Tannen, Lärchen und Birken, über Gestrüppe und Strauchwerk breitete sich das saftige Blätterdach der Buche aus, und wo nicht Moos mit seinem Rothgelb oder Aschgrau feuchte Strecken überkleidete, entsproßten der Erde die fein gefiederten Blätter des Farrenkrautes, und neben weißblühendem Sternkraute nickte an zartem Stengel die blaue Glockenblume. Der Pfad durchschnitt eine kleine Lichtung; in ihrer Mitte stand eine Anzahl mächtiger Tannen, und an dem bemoosten Stamme der einen, welcher das Alter indeß noch nicht die Jugendkraft geraubt hatte, hing in einem, vorn geöffneten Holzhäuschen ein mit großer Kunst geschnitztes Cruzifix, wahrscheinlich das Werk eines Holzfällers, welches durch das vorspringende Dach und die beiden Seitenwände leidlich gegen Regen und Schnee geschützt war. Dichte Haide-

krautbüsche in aller Pracht ihres röthlichen Blüthenschmuckes luden zur Rast unter der alten Tanne ein; wir leisteten der Einladung Folge und erquickten uns mit dem Inhalte unserer Proviantasche. Der Johann schickte sich darauf an zu schlafen; ich lehnte mich gegen den Stamm des Baumes und versank in Nachdenken über die freud- und leidvollen Fügungen, welche mich aus dem Staube der Bibliotheken und der schwülen Luft des Studirzimmers in die freie, frische Gottesnatur treten ließen, welche mich gewaltsam aus dem Kreise der Träger unserer modernen Bildung und Verbildung rissen und zu Naturmenschen führten, die mich mit Liebesarmen umschlossen. Sie hatten die Binde des Irrthums von meinen Augen gerissen, an der ich selbst vergeblich gerückt hatte. Wohl war es mir vergönnt gewesen, zuweilen einen flüchtigen Blick auf die Wahrheit zu werfen, wohl war eine dämmernde Ahnung von der unendlichen Fülle ihrer Schönheit in mir aufgestiegen, aber erst meine Tiroler Freunde hatten sie mich klar erkennen lassen. Die süße Gewißheit, die man Glauben nennt, war schon bei meinem Uebertritte zum Katholicismus in mir lebendig; indem ich an der Hand meiner neuen Freunde die Berge und Thäler ihrer Heimath durchstreifte, unter gastlichem Tiroler Dache Tiroler Leben und Treiben kennen lernte, ward jene süße Gewißheit zuversichtlicher von Tage zu Tage, und mein Herz schwoll von Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten, der mich auf wunderbar verschlungenen Pfaden zu einem herrlichen Ziele geleitet hatte.

Ein eigenthümliches Geräusch über mir, wie es die Eichhörnchen zu machen pflegen, wenn sie von Zweig zu Zweig hüpfen, weckte mich aus meinen Betrachtungen; ich blickte in die Höhe, eines jener niedlichen Thiere sah mich mit seinen klugen Augen eine oder zwei Minuten an und enteilte dann flugs nach einer anderen Tanne. Aus der Ferne tönt das Gepicke des Spechtes herüber; lieblich flötet die Drossel, und die Tannenmeise, welche vielleicht soeben, das Köpfchen unter die Flügel geduckt, ein Mittagsschläfchen gehalten hat, gibt mit ihrer süßen Stimme der Frau Nachbarin Antwort. Leben und Bewegung regen sich hier und da, ohne jedoch dem Sommernachmittage im duftigen Walde den Charakter der Ruhe zu nehmen und den Jüngling an meiner Seite in seinem Schlummer zu stören.

Der Hut mit der Spielhahnfeder war in das Heidekraut gefallen; auf dem gebogenen rechten Arme ruhte das Lockenhaupt; der ein wenig geöffnete Mund, die rosigen Wangen, die Stirne lächelten, oder es lag vielmehr jener Lichtglanz über das ganze Antlitz ausgebreitet, welcher am Morgen darüber zuckte, als der blauäugige Bettelknabe dem jungen Tiroler für die warme Suppe dankte. Plato sagt, daß ein schöner Gedanke, der in uns aufsteigt, ein Strahl aus dem Lichtreiche ist, dem wir einst angehörten und dessen wir durch eigene Schuld verlustig gingen, und dieselbe Idee vertritt der heilige Paulus, wenn er von der seufzenden Creatur redet, die in Erdendunkel und Trübsal nach dem verlorenen Paradiese seufzt, in dem sie einst wandelte, Im Fürsten, im

Bettler, im Gelehrten und Ungelehrten macht sich solche Sehnsucht wieder und wieder geltend, in keinem mehr, als in dem jungen Tiroler, und keinem ist es in höherem Grade vergönnt, sie zu befriedigen, soweit dies auf Erden schon möglich ist. Sein Leben ist reich an schönen Gedanken und schönen Liebeswerken, auf seinem Antlitze spiegeln sie sich wieder, jene Strahlen aus dem Reiche des Lichtes und der Liebe.

II.

Abendunterhaltungen in Bad Rothenbrunn.

Rothenbrunn, die eigentliche Badeanstalt des Sellrain, lag im Abendscheine vor uns. Wir waren, an Obergerfuß, dem Geburtsorte des ausgezeichneten Geographen Peter Anich vorüber, die Terrassen des Mittelgebirges empor gestiegen, wo die Römer ihre ersten Niederlassungen gründeten, da das Innthal zur Zeit des Eindringens der Welteroberer mit Sümpfen angefüllt war, über welche sich beständig eine dichte, ungesunde Nebeldecke lagerte, und mit Erstaunen und Schrecken hatte ich die korn- und kräuterreichen Berggelände hinangeblickt, an deren Höhen die Wohnungen der Menschen wie Geiernester hängen. Etwas bergab hatte uns ein enges Hochthal aufgenommen, an dessen linker jäh sich senkenden Seitenfläche oben ein schmaler Pfad durch Gebüsch und Laubholz sich hindurch windet, während in schauerlicher Tiefe unten der Wildbach rauscht und mit reißender Schnelle über Klippen und Steingerölle dahin-

braust, daß weißer Gischt hoch aufspritzt und die düsteren Föhren, welche die Ränder des Baches einsäumen, noch düsterer erscheinen. Anmuthige Gehöfte, Felder und Matten auf dem jenseitigen Mittelgebirge dieses Thales hatten einen um so lieblicheren Eindruck auf uns gemacht, bis wir endlich selbst aus Busch und Wald in's Freie hinaus getreten waren. So schön auch die Aussicht sein mochte auf Bach und Dorf, Berge und Felder, wir kümmerten uns nicht viel darum, denn eine andere Aussicht war viel verlockender, nämlich bei dem Hansel in Rothenbrunn uns mit einem Bratel und einer Halben guten Tirolers zu erquicken.

„Dort unten wird man einen ehrlichen Tropfen bekommen," meinte der Johann. „Nur Schade, daß der Wirth selbst allzu oft aus dem rothen Brunnen für sich schöpft! Thäte er's nicht, würden mehr Gäste sich bei ihm einstellen, um aus dem Eisen-, Kupfer- und Dintenbrunnen, und wie die Brunnen sonst alle heißen mögen, zu schöpfen und sich in kaltem Melachwasser zu baden."

Einem Feldsteg folgend, gelangten wir an das Ufer der Melach, und nachdem wir eine Brücke überschritten, und uns links gewandt hatten, erreichten wir das Ziel unserer Tagereise, Rothenbrunn, das erste Hotel des Ortes und zugleich die Badeanstalt. In der Thüre stand eben die schmucke Kellnerin, unzählige große und kleine Schlüssel am Schlüsselriemen des Fürtuchbandes, und daneben die mächtig große lederne Geldtasche, das eigentliche Zeichen ihrer Würde. Freundlich bewillkommnet wurden wir in ein großes Zimmer rechts geführt, wo

ein geistlicher Herr und zwei andere Herren Karten spielten. Wir bestellten eine Halbe und nahmen neben den spielenden Herren Platz.

„Also auch in Tirol sind die Bäder zu Spielhöllen geworden!" höre ich meine Leser rufen, „wo der Körper nicht Kraft und Gesundheit gewinnt, sondern ausgemergelt wird durch die furchtbarste aller Leidenschaften, die zugleich den Körper zu Grunde richtet." Am hellen Tage spielen, dazu in einem Bade, das ist allerdings höchst verdächtig, und meine Leser mögen an L'hombre, ja an Roulette und Pharao denken.

Aschgrau gefärbt ist die Wange des Spielers, das Auge, in dem ein verzehrendes Feuer glimmt, schaut unstäten Blickes auf die Ebbe und Fluth der blinkenden Goldstücke, welche Bohnen gleich auf dem grünen Tische hin- und herrollen; immer mehr schwindet der Haufe vor ihm und in demselben Verhältniß setzt er höher und höher. Jetzt hält er inne, die Aufgeregtheit in seinem Gesichte macht einer eisigen Ruhe Platz, ruhigen Blickes verfolgt er den Gang des Spieles, stützt den Kopf auf die Rechte, überlegt eine Weile und setzt dann bedächtig die noch übrigen Goldstücke auf eine einzige Zahl. Sie kommt nicht heraus, Alles ist verloren, der unglückliche Spieler entfernt sich und bebt fast selbst zurück vor den krampfhaft verzerrten Zügen seines eigenen Gesichtes, das ihn aus den hohen Spiegeln des prächtig geschmückten Kursaales anschaut.

Unsere Spieler waren anderer Art, anderer Art der Kursaal von Rothenbrunn mit seinen weißen Kalkwän-

den, seinem großen Holzcruzifixe, oben in der einen Ecke angebracht, seinen hölzernen Bänken, Stühlen und Tischen. Obwohl die Herren mit Lust und Eifer Tarock spielten oder „trockten,“ und die Karten zuweilen mit solchem Kraftaufwande auf den Tisch warfen, daß dieselben hoch aufflogen, war von leidenschaftlicher Aufgeregtheit und was damit zusammenhängt, bei ihnen keine Rede.

Sie hatten am Nachmittage eine längere Wanderung auf die Berge gemacht und sich nach ihrer Heimkehr zur Abwechslung zu einem Spielchen niedergesetzt. Gold und Silber gewahrte man nicht auf dem grünen oder vielmehr vor Alter gebräunten Tische von Rothenbrunn; nur ein Silbersechser glänzte unter den Kupfermünzen des einen, mit einem gewaltigen Schnauzbart geschmückten Herrn, und aus dem Klagen desselben über das Mißgeschick, das ihn diesen Sommer beim „Trocken“ verfolge, war klar ersichtlich, daß er in Erwartung abermaliger großer Verluste so bedeutende Summen in Bereitschaft hielt. Ernst und Schweigen, diese gewöhnlichen, und für die, welche nicht mitspielen, äußerst widerwärtigen Begleiter einer Spielpartie, stellten sich übrigens sehr selten bei derjenigen ein, welche ich hier getreu zu schildern versuche; den Klagen des Schnauzbärtigen fehlte nicht eine humoristische Färbung, der geistliche Herr — Pater Remigius war sein Name — gab bald dieses, bald jenes lustige Histörchen und Anekdötchen zum Besten und ließ alle fünf bis zehn Minuten seine hörnerne Schnupftabacksdose umhergehen, deren Dimensionen

in Länge, Breite und Tiefe so gewaltig waren, daß, wenn der Johann von einem rothen, von einem Kupfer- und Dintenbrunnen gesprochen hatte, man auch versucht war, einen Schnupftabacksbrunnen in diesem Bade aller Bäder anzunehmen, eine Annahme, die ich im Verlaufe der folgenden Tage immer verzeihlicher fand. Nicht allein Mitspieler, sondern jeder, der sich mit Pater Remigius in einem und demselben Zimmer befand, oder ihm auf Spaziergängen in den Wurf kam, hatte, falls er es nicht, wie ich und mein Freund, verschmähte, so oft das Glück, der Nase aus dem hellbräunlichen Inhalt der Dose eine kleine Erquickung zuzuführen, als der Pater selbst sich ihrer bediente.

Sein Schnupftaback ging ihm über alle Makuba's der Welt, und wie der Tiroler von dem, was ihm das Liebste ist, Anderen am liebsten und reichlichsten mittheilt, so auch der gute Remigius. Auf die Neige ging der Taback nie. Sicherlich ward mehrere Male des Tages eine frische Füllung vorgenommen, aber kein Auge hatte sie jemals gesehen, kein Ohr jemals davon gehört; die Dose blieb in ein mysteriöses Dunkel gehüllt, bis ihr freigebiger, freundlicher Besitzer und sie mit ihm nach einigen Tagen verschwand, um nächsten Juli — und zwar zum fünf und zwanzigsten Male — wiederzukehren. Führt mich dann mein guter Stern in's Sellrain, werde ich alle Kräfte aufbieten, um die feierliche Begehung eines fünf und zwanzigjährigen Sommerfrischler- und Kurgast-Jubiläums zu veranstalten, und wie der alte Herr seine hörnerne Schnupftabacksdose umherwandern läßt von

Einem zum Anderen, werde ich einen langen Subscriptionsbogen umherwandern lassen, auf daß ein Jeder seinen Beitrag verzeichnet zum Ankauf einer kostbaren Dose für den Jubelgreis.

Kehren wir zu unserer Spielpartie zurück. Das Mißgeschick wird auch dies Mal nicht müde, den Schnauzbärtigen zu verfolgen. Seine Kupfermünzen spazieren zu seinem Mitspieler hinüber, seufzend schiebt er jetzt den Silbersechser Pater Remigius zu, indem er auf die fünf Kreuzer harrt, welche er noch davon sein nennt. Aber Pater Remigius beachtet nicht einmal das blanke Silberstück, sondern schaut unverwandt nach dem ihm gegenüber liegenden Fenster. Wir folgen seinen Blicken und wundern uns nicht, daß der alte Mann Silbersechser und „Trocken" vergißt, an seiner Stelle würden wir es auch thun; ein wahrhaftiges Engelsgesicht guckt zum Fenster hinein, zwinkert schelmisch mit den Augen, sieht nach Rechts hin, nickt wiederholt; offenbar besteht eine vertraute Bekanntschaft zwischen dem kleinen Buben und dem geistlichen Herrn; dieser erwiedert mit einem freundlichen Nicken die Geberden- und Zeichensprache des Kleinen, und der Lockenkopf verschwindet vom Fenster. „Naz, Tonerle und wie meine anderen Freunde heißen mögen, erwarten mich, wie gewöhnlich um diese Zeit, zum Kegelschieben," sagte Pater Remigius; „es ist schon spät, lassen Sie uns aufhören!" Man willfahrte seinem Begehren, und er, der unverbesserliche Erzspieler, verließ, von uns Allen gefolgt, Zimmer und Haus.

Auf den Holzbänken neben der Kegelbahn sahen meh-

rere Sommerfrischler, Herren und Damen, sechs Buben zu, von denen der größte — er hatte das Engelsgesicht, welches zum Fenster hineingeguckt hatte — dreizehn Jahre zählen mochte, und die mit großem Eifer dem Kegelschieben oblagen; eine Beschäftigung, welche besonders von Knaben wohl in keinem anderen Lande in dem Grade gepflegt wird, wie in Deutsch-Tirol. Nicht allein in der Nähe der Schenken, sondern auch neben vielen Bauernhäusern finden sich kleine Kegelbahnen, wo sich die Knaben vergnügen, wenn sie nicht bei dem Herrn Lehrer ernsteren Pflichten genügen müssen. Während das Bergsteigen schon in frühester Jugend den Beinen Mark und Kraft gibt, stärkt das Kegeln die Arme und bildet zum Bergsteigen die nothwendige Ergänzung. Ein Billard habe ich in keinem Tiroler Dorfe bemerkt, und wenn es auch einen noch so städtischen Charakter hatte, wie zum Beispiel die Dörfer am linken Ufer des Inn; beim edlen Waidwerke und dem Scheibenschießen wird das Auge zur Genüge geschärft.

Als die Buben Pater Remigius erblickten, brachen sie keineswegs in ein Freudengeschrei aus, sondern drängten sich nur um ihn und küßten seine Hand, und erst als derselbe versprach, einen Kreuzer zum Besten geben zu wollen, machte ihr schüchternes Wesen einigen lauten Ausbrüchen der Fröhlichkeit Platz. Sie pflegten stundenlang um einen einzigen Pfennig zu spielen, der Demjenigen, welcher seine Sache am Besten machte, zu Theil wurde; jetzt war in einer halben Stunde ein schwerer Kreuzer zu gewinnen, das ist keine Kleinigkeit, was kann man

dafür nicht Alles kaufen! Das Spiel nahm seinen Anfang, und obschon die Bahn weder gerade noch eben war, obschon auch Kegel wie Kugeln gar Vieles zu wünschen übrig ließen, ist schwerlich jemals mit mehr Eifer und Lust Kegel geschoben worden, als heute Abend in Rothenbrunn. Pater Remigius war Kind mit den Kindern. Wie bauschte sich sein langes schwarzes Ordensgewand, wie flog der Rosenkranz am Gürtel hin und her, wenn er einen tüchtigen Anlauf nahm, um durch kräftiges Niederschmettern aller Neune seinen Genossen Ausrufe des Staunens und der Bewunderung zu entlocken! Wenn aber die Kugel absprang von der Bahn und der alte Herr ganz verzweifelt trübselig dreinschaute, wie freuten sich die kleinen Schelme, wie weidlich lachten sie ihn da aus! Die unerwachsenen Buben und Mädchen Deutsch-Tirols fesseln ganz besonders durch den schelmischen, neckischen Ausdruck ihres Gesichtes den Fremdling, schwere Arbeit, Mühen und Sorgen späterer Jahre vermögen ihn selten ganz zu verwischen, und der Großvater mit dem Silberhaar schaut zuweilen eben so schelmisch drein, wie der krausköpfige Enkel, der auf seinen Knieen reitet.

Auf dem Feldsteig, welcher sich jenseits des Thalweges durch blumige Wiesen hindurchschlängelt und an das Ufer des Wildbaches führt, kamen Brunnengäste daher, große Gläser, noch zum Theil gefüllt, in der Hand, und Andere setzten sich dorthin in Bewegung, nachdem sie sich von der Kellnerin Trinkgefäße ausgebeten hatten. Hansel, der Wirth, der bis jetzt unsichtbar geblieben war, kam auf den Johann, dessen Vater er kannte, und mich

zu, begrüßte uns und forderte uns auf, ebenfalls zur Gesundheitsquelle hinunter zu gehen, und uns an ihrem eisenhaltigen, köstlichen Wasser zu laben, das schon tausend und aber tausend Kranken geholfen habe und sich gegen alle erdenkliche Leiden und Gebrechen heilsam erweise. Noch ist Hansel, der ganz ersichtlich soeben seinem rothen Brunnen mehr zugesprochen hat, als unumgänglich nothwendig zur Löschung seines Durstes, mit Anpreisung der Gesundheitsquelle beschäftigt, da rumpelt und rollt es die holperige und enge Thalstraße entlang, ein schmales, hochbeladenes Wägele, von einem mageren Klepper mühsam vorwärts gezogen, wird sichtbar, und zieht die ausschließliche Aufmerksamkeit Aller auf sich; die auf dem jenseitigen Feldsteig sich Nahenden beflügeln ihre Schritte, und die, welche jenen entgegen wandern wollten, geben ihr Vorhaben auf. Mädchen und Frauen — das schöne Geschlecht ist besonders stark in Bad Rothenbrunn vertreten — drängen sich um das Wägele, mit dessen Inhalt ein Frachtwagen Ehre eingelegt hätte, und können es kaum erwarten, bis der Fuhrmann Säcke und Säckchen, Töpfe und Töpfchen, Kisten und Kasten, große und kleine Bündel und ein Allerlei von tausend anderen Dingen aus dem Gefährte genommen hat, welche dann von den Eigenthümerinnen in freudiger Hast in Empfang genommen werden. Doch auch Mißvergnügen malt sich auf dem Gesichte der Einen oder Anderen, wenn der Innsbrucker Eheherr oder Papa dieses oder jenes vergessen hat, dessen Uebersendung auf's Strengste befohlen wurde. Der unaufmerksame, vergeß-

liche Sünder befindet sich vor den Scheltworten seiner beleidigten, auf's Tiefste verletzten Gattin oder Tochter in Sicherheit, diese muß jedoch ihrem Unmuthe Luft machen, und läßt nach Frauenart den Unschuldigen für den Schuldigen leiden. Vergebens betheuert der Fuhrmann, unterwegs Nichts verloren zu haben, man gibt ihm Schuld, daß ihm das, was sich nicht vorfindet, abhanden gekommen sei, und die Mißvergnügten suchen sich dann unter einander durch allerlei spöttische Bemerkungen über die an ihre begünstigten Genossinnen erfolgten Sendungen schadlos zu halten. Besonders ein Paar feiste Küchlein, die noch keineswegs gerupft und zum Gebratenwerden präparirt sind, sondern ganz lustig in ihren Federn sitzen und ihre Anwesenheit durch fortwährendes Piepen deutlich genug zu erkennen geben, liefern, von einer hübschen Frau entgegen genommen, reichlichen Stoff zu Bemerkungen.

„Sehen sie," wispert die Eine der Anderen in's Ohr, „wie der alte Reichert seiner jungen Frau sogar Küchlein schickt? Nicht genug, daß er sie mit goldenen Ketten und Ringen behängt, er schickt ihr die fettesten Küchlein, die er auf dem Markte finden konnte, drei Stunden weit. Das nenn' ich „unter Commando stehen!" Als nun gar der Fuhrmann ein niedliches Bauer mit einem gelben Kanarienvogel der beneideten Besitzerin der zwei feisten Küchlein, die eine besondere Liebhaberei für Vögel zu haben schien, als „Präsent" von ihrem eben nicht gestrengen Eheherrn, dem wohlehrsamen Schneidermeister Reichert in der Neustadt zu Innsbruck zustellte, da waren

böse Zungen erst recht geschäftig, den unglücklichen Mann zu bedauern, der nach ihrer Meinung eine viel bessere und weniger kostspielige Wahl hätte treffen können. Ich fragte meinen blonden Sommerfrischler-Nachbar, was es eigentlich mit diesen Sendungen für eine Bewandtniß habe; er sagte mir, daß Rothenbrunn ein Lieblingsbadeort für Mädchen und Frauen des niederen Bürgerstandes von Innsbruck wäre; sie hätten fast den ganzen zweiten Stock des Hauses inne und kochten und wirthschafteten für sich; zuweilen langte ein solcher Wagen mit Vorräthen von Innsbruck an, was immer ein höchst ergötzliches Bild abgäbe.

Die Dämmerung fing bereits an, ihren dichten Schleier über Berg und Thal, über vergnügte und mißvergnügte Innsbruckerinnen in Bad Rothenbrunn auszubreiten. Der beabsichtigte Gang nach der Gesundheitsquelle unterblieb, und wir ließen uns im Speisesaal, welchen wir bereits als Kursaal in seiner prunklosen Einfachheit kennen gelernt hatten, zum Nachtmahle nieder. Toilette brauchten wir dazu nicht eigens zu machen, man war in dieser Beziehung sehr tolerant gegen einander, und es schien nicht gegen die Gesetze des Wohlanstandes, insoweit solche hier anerkannt waren, zu verstoßen, als mehrere Herren, die über Hitze klagten, sich endlich ihrer Röcke entledigten. Mir gefallen, aufrichtig gestanden, blendendweiße Hemdärmeln als Bekleidung kräftiger Schultern und muskulöser Arme zehnmal besser, als die seidegefütterten Aermel jener modischen, allem wahrhaft guten Geschmacke Hohn sprechenden Mißgeburt, die wir

Frack oder Leibrock nennen. Ich bin überzeugt, daß weder ein solcher, noch ein gewisses schwarzes, gestaltverlängerndes Ungethüm in der ganzen Badeanstalt aufzutreiben gewesen wäre.

Der Johann und ich speisten an demselben Tische mit einem Herrn mittleren Alters, einem Beamten aus Innsbruck und seinen zwei unerwachsenen blühenden Töchtern. Der Papa benutzte einen dreiwöchentlichen Urlaub, um mit seinen Töchtern die schönsten Seitenthäler des Oberinnthales zu durchwandern, allenthalben auf den Jöchern umher zu klettern, und bald hier, bald dort, wo gutes Wasser, gute Gesellschaft und gute Forellen, einige Tage in der Sommerfrische zuzubringen, Gab er sich so als Freund der Natur zu erkennen, so war er auch nicht weniger im Reiche der Kunst zu Hause. Freundlich theilte er mir auf mein Befragen Verschiedenes über das Theater der Hauptstadt mit. „Auch Tänzerinnen," schloß er seine Mittheilungen, „gastirten vor einiger Zeit auf unserer Bühne. Anfangs hatten sie gewaltigen Zulauf, Alt und Jung strömte in's Schauspielhaus, aber bald bot die Geistlichkeit Alles auf, den Besuch des Theaters zu hintertreiben, wenn die Tänzerinnen Vorstellungen gaben, und ihre rastlosen Bemühungen wurden leider nur zu sehr mit Erfolg gekrönt. Das Haus ward leerer und leerer, der Director sah sich genöthigt, vor Ablauf des Engagements die Tänzerinnen zu entlassen!" Ich äußerte meinen Beifall über das Streben der Geistlichkeit, von den Tirolern, die sich bis jetzt durch ihren kindlich frommen, reinen Sinn und ihre Einfach-

heit vor anderen deutschen Stämmen in so rühmlicher Weise ausgezeichnet haben, Alles fern zu halten, was von irgendwie schädlichem Einfluß auf die schönsten Eigenthümlichkeiten ihres Nationalcharakters sein kann. „Wir wollen doch keine Chinesen sein!" unterbrach mich halb entrüstet der Kunstfreund. Bescheiden wagte ich die Bemerkung, daß zwar mancher Fortschritt wünschenswerth, aber mancher nur ein sogenannter Fortschritt und vom Uebel sei, worauf ich auf einen anderen Gesprächsgegenstand überging. Aber die Erinnerung an die Pas de deux, Fandango's und El Ole's der Tänzerinnen, die des Herrn Laune sonst unzweifelhaft noch rosiger gemacht hätten, hatte jetzt nur dazu gedient, sie zu trüben. Der Johann und ich verfügten uns zur Ruhe, ich meinerseits mit dem schönen Bewußtsein, zweierlei am heutigen Abend gelernt zu haben: erstens, daß auch in Tiroler Badeörtern das Klatschen zu Hause ist, zweitens, daß ein kaiserlich königlicher Beamter kein Chinese sein will.

III.

An der Gesundheitsquelle.

Frisch und munter erwachten wir am folgenden Morgen. Hatten wir auch nicht auf Eiderdunen, sondern vorwaltend auf Türkenstroh geruht, war unser Schlaf doch ein vortrefflicher gewesen, und rasch machten wir Toilette, wobei uns ein großes Stück eines zerbrochenen Spiegels, ein Vieleck in des Wortes verwegenster Bedeutung, welches sich auf dem einbeinigen, wackeligen Tische

vorfand, die besten Dienste leistete. Als wir auf den Gang hinaustraten, begrüßten uns — wir waren nämlich im zweiten Stock einquartirt worden — hin- und hereilende Sommerfrischlerinnen in einfachsten Morgengewändern, und eine geöffnete Thüre ließ uns einen Blick in ihre geräumige Küche werfen, wo auf zwei stattlichen Heerden lustige Feuer prasselten. Der Morgen war so schön, daß wir auf der Steinbank vor dem Hause unser Frühstück einnahmen. Der Kaffee schmeckte zwar in äußerst geringem Grade nach der arabischen Bohne, Cichorien, gedörrte Eicheln und Feigen mochten seine Hauptbestandtheile ausmachen, — ich hatte bereits zur Genüge die Bereitung des Tiroler Kaffeepulvers kennen gelernt, die jedenfalls eine Hauptschattenseite des sonst so angenehmen dortigen Lebens ist, — aber die frische, unverfälschte Milch dieses Hochthales ließ uns besser munden, als mancher Mokka in Baden-Baden oder Bad Ems dem Norddeutschen mundet, welcher, nicht im Stande, die Vorzüge eines „schwarzen Kaffees" zu würdigen, sich genöthigt sieht, ihn mit einer Art bläulichen Kalk- und Mehlwassers, das ganz kühn „Milch" getauft worden ist, zu verdünnen. Wie herrlich schmeckte zu dem leckeren Weißbrod die Alpenbutter und der goldgelbe Honig! Je höher im Gebirge die Bienenhäuser, desto goldiger färbt sich derselbe, und wie die gelbe Arnika, der blaue Enzian, die chocoladenfarbene, chocoladendüftende Prunelle und viele andere Gebirgsblumen an Intensität der Farben und durchdringendem, lieblichen Duft der Ebene meiste Blumen weit übertreffen, so wird auch

der Honig, den die geschäftigen Bienen aus den Kelchen jener Blumen saugen, immer goldiger von der Thalsohle bis zu den höchstgelegenen Bienenhäusern, und in demselben Verhältniß nimmt sein Geschmack zu an Würzigkeit, sein Duft an köstlichem Aroma.

„Guten Morgen! Wie haben Sie geschlafen, meine Herren?“ rief Jemand von Oben. Ueber das Geländer des bedeckten Ganges gelehnt, welcher vom ersten Stock quer über die Straße gehend eine bequeme Verbindung zwischen dem Wirthshause und dem dazu gehörigen eigentlichen Badehause abgab, stand mein Tischnachbar von gestern Abend, der mir gegrollt hatte, weil ich Andreas Hofer's und sein eigenes Vaterland mit der Heimath der Nankingbeinkleider, der Mandarinen und Bastonaden verwechselt hatte. Sein Groll war vorüber und freundlich erkundigte er sich, wie uns die gestrige Wanderung bekommen wäre. Er war eben im Begriff, nach dem Badehause hinüber zu gehen, um dort ein Wannenbad zu nehmen; andere Badegäste, Herren und Damen, Junge und Alte wurden sichtbar, rosige Kindergesichter dazwischen, die über das Geländer neugierig auf die Thalstraße guckten, wo sich die seltene Erscheinung eines Schimmels bot, welchen ein schmucker Bursche ritt. Man wünschte sich guten Morgen, gratulirte sich zu dem wolkenlosen Himmel, plauderte ein Weilchen miteinander, die Conversationshalle von Rothenbrunn gewährte ein recht trauliches, erquickliches Bild, und wenn auch einer der dort Versammelten die schimmernde Conversationshalle Baden-Badens inmitten deutscher Gräfinnen, inmitten

von Russinnen und Französinnen in rauschenden Seidenstoffen entlang gewandelt war und sich an den herrlichen Wandgemälden der nur nach einer Seite hin offenen Halle ergötzt hatte, — er sehnte sich sicherlich nicht danach zurück; er konnte sein Auge auf Naturschönheiten ruhenlassen, die aus Gottes schöpferischer Hand unmittelbar hervorgegangen, Alles an Pracht übertrafen, was der Pinsel des Malers auf Leinwand, Stein und Holz zu zaubern vermag.

Der Johann brach nach Rodau auf, ich sagte dem Freunde ein herzliches Lebewohl und schloß mich einem Tischlermeister aus Wiltau bei Innsbruck an, mit dem ich schon am vergangenen Abend einige Worte gewechselt und Bekanntschaft anzuknüpfen versucht hatte, da sich in seinem Aeußeren jenes kernige, biedere Wesen aussprach, das von vorn herein so herzgewinnend ist, und seine beiden Kinder, Rosalie, ein frisches Naturkind von sechzehn Jahren und der zwölfjährige Anton ebenfalls für sich einnahmen. Der Vater hatte ein Glas in der Hand und stand im Begriffe, mit Rosalie und Anton nach der Gesundheitsquelle aufzubrechen, obwohl alle drei auch schon gefrühstückt hatten. Aber die hiesigen Kurgäste waren in dieser Beziehung nicht so heikel, auch kam es auf ein paar Gläser mehr oder weniger durchaus nicht an, wie Meister Valentin mir auf mein Befragen versicherte. Der Krankheitszustand schien bei keinem der Badenden und Brunnentrinkenden irgendwie bedenklicher Art zu sein, und die Frau Wirthin, welche in demselben Grade schlank und dünn, wie ihr Mann das Gegentheil war, hatte — so ging nach Meister Valentins Mittheilung im ganzen

Sellrain die Rede, — sich einmal über den starken Appetit ihrer Gäste beim Mittagstisch gegen eine Freundin ausgesprochen; ob sie den Appetit der Leidenden „gesegnet" oder „unverschämt" genannt hatte, darüber war man nicht ganz einig, doch entschieden sich die Meisten für das letztere Eigenschaftswort. Der einzige Doctor des Ortes und zugleich Brunnenarzt, vollkommen der Unbequemlichkeit überhoben, alle Morgen von Kranken aller Art umdrängt und mit Fragen bestürmt, zu werden, war nur im Stande, äußerst langsam auf der Promenade vorzurücken, ambulando seine Befehle zu ertheilen. Nicht als ob man ihm kein Vertrauen geschenkt hätte! Jeder, der ein Mal vier und zwanzig Stunden, sei es als Badegast oder einfacher Sommerfrischler im Sellrain gewesen war, wußte, daß Doctor Strobel einem steinreichen Engländer, der zu den wenigen Söhnen Albions gehörte, die dies ziemlich abgelegene Thal betreten, von einem Augenübel curirt hatte und zum Dank mit einer schweren Rolle Goldstücke beschenkt worden war. Das Bedürfniß, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, machte sich hier nur in sehr seltenen Fällen geltend, und Doctor Strobel konnte gern beim Glase Bier im Gastzimmer oder auf der Steinbank diesen oder jenen guten Rath geben, ohne in Gefahr zu kommen, allzuwenig an sich, an Frau und Kinder zu denken.

Solche und ähnliche Mittheilungen aus der Badechronik Rothenbrunns machte mir mein ältere Gefährte, bis wir die Gesundheitsquelle erreichten. Kein kuppelförmiges Dach, von schlanken, zierlichen Säulen getragen,

wölbte sich über den Heilquell; Menschenhand hatte nur eine kleine Röhre angebracht, durch welche das köstliche, eiskalte Wasser floß, das aus dem Gestein hervorsprudelte. Als nun Rosalie, des Meisters Töchterlein, das Glas aus der Hand ihres Vaters nahm, es füllte und mir darreichte, mit dem freundlich ausgesprochenen Wunsch, daß der Trunk mir wohl bekommen möge, da konnten Karlsbader Sprudel und Marienbader Kreuzbrunnen die Gesundheitsquelle von Rothenbrunn um eine so anmuthige Hebe beneiden. Das Glas machte die Runde, und dann ließen wir uns auf eine einfache Bank nieder, die sich an den grasigen Abhang lehnte, welcher sich von der Thalstraße herabsenkte.

Vor uns lagen steile, hohe Berggelände, jäh aufsteigend jenseits des Wildbachs, der hier einen weiten, uns zugekehrten Bogen machte, so daß die Berggelände zur Rechten und Linken zurücktraten. Jedoch eine Einförmigkeit der Aussicht machte sich deshalb nicht fühlbar; Wiesen und Matten, Roggen-, Waizen- und Haferfelder in buntem Gemische deckten den geringen, klar vor uns daliegenden Theil des Höhenzuges bis hinauf zu seinem Rücken. Gebüsche und Baumgruppen unterbrachen sie hier und da, aus denen weißschimmernde Gehöfte hervorlugten. Drunten schäumte die Melach über mächtige Steinblöcke, welche sie zornentbrannt von den Felswänden des Hochgebirges losgerissen und in ihren weißen Riesenarmen stundenweit thalabwärts getragen hatte, bis sie ermüdet vom rasenden Laufe endlich ihre Beute fahren gelassen, toste und brauste sie in tollem Wirbel

dahin, die wilde Tochter des ewigen Schnees und des Gletschereises, und lieferte eine Brunnenmusik, so voll und kräftig und melodisch, daß man nicht Flöten und Geigen, Clarinetten und Waldhörner vermißte.

„Der breite, freundliche Strom, über dessen Spiegelfläche unzählige Segel- und Dampfschiffe hinauf- und herabgehen, ist mir nicht so lieb, wie der tosende Wildbach," sagte ich zu meinem Nachbar, der sich ebenfalls an dem Landschaftsbilde vor uns und der Musik der Melach zu ergötzen schien, während seine Kinder einen Kranz von Vergißmeinnicht wanden, die rund umher in Fülle wuchsen. „Als ich vor vier Wochen nach langen Jahren zum ersten Male wieder ein hellgrünlich-weißes, schäumendes Gebirgswasser sah, die Etsch bei Verona, ward mir auf ein paar Augenblicke so frisch zu Muthe, obwohl die Hitze im Eisenbahnwagen das war, was der Wälsche eine zitternde Hitze nennt, als wenn ich schon in den Hochthälern und auf den luftigen Bergen umherstriche!" „Sie waren in Verona?" entgegnete Meister Valentin lebhaft, „da sahen Sie vielleicht auch den alten Vater Radetzki? Wie schaut er aus? Noch immer munter und frisch, nicht wahr?" Ich sprach mein Bedauern aus, nur an Verona vorübergefahren zu sein. „Die Zeit vergesse ich nie und nimmer," fuhr der Meister fort, „als Vater Radetzki die Wälschen zusammenhieb. Mein Bruder stand unter den Kaiserjägern, war mit dabei in der Schlacht von Vicenza, bei Custozza, Mailand und Novara. Der weiß zu erzählen, wie einer von seinen Kameraden die Wälschen Dutzendweise vom Thurm des Mailänder

Doms herab niederg'schossen hat, konnt' auch auf demselbigen Thurm brav um sich schau'n, ruhig zielen, gelten's? hat auch nacher vom Kaiser einen Orden oder so was bekommen, ihn ehrlich verdient. Der Kaiser, von dem gilt's Sprüchwort: Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten, wollt' es bei der Armee unter Vater Radetzki nicht anders haben, als ein simpler Soldat. Einmal — der Kaiser war damals noch Erzherzog und ein ganz junger Herr — setzte es wieder blutige Kämpfe zwischen Wälschen und Oesterreichern. Der Franz Joseph wollt' auch drein schlagen, mit Gewalt, unter den Vordersten, und war doch des guten Ferdinand Neffe. Da sagte der alte Vater Radetzki zu ihm und den anderen Offizieren: Was würd' denn die Sophie sagen, wenn ich den Franz Joseph nicht g'sund und munter heimbrächt'? Aber der junge Herr woll't sich nicht halten lassen, bis der Radetzki endlich ein streng Gesicht machte und sprach: Ich bin Obergeneral und Sie gehorchen! Da mußt' er halt zurückbleiben, so schwer's ihm fiel. Hat nacher, unser gnädiger Herr Kaiser manche Batallje mitgemacht, wo's noch heißer herging, und waren doch nicht Kanonen noch Stutzen dabei, wie ich wohl in den Zeitungen gelesen habe."

Rosalie und Anton, so emsig sie auch Kränze wanden, waren keineswegs unaufmerksam gewesen, während Meister Valentin mir erzählte. Als er inne hielt, neigte sich Tonerle zu des Vaters Ohr und fragte ihn schüchtern, ob er nicht auch von dem guten Kaiser Ferdinand dem fremden Herrn erzählen wolle. „Rück' nur selbst mit der

Sprache heraus, Bube!" erwiederte laut der Vater. „Was weißt du von Kaiser Ferdinand? Hast längst Alles vergessen, was ich von ihm redete, gelt?" „Nein, hab' Alles im G'dächtniß, Vater," antwortete Tonerle rasch, durch die geringe Meinung von ihm ein wenig gekränkt. „Haben Sie wohl," und er wandte sich zu mir, „g'hört, daß ein großer, großer Wagen, mit einem Herrn darin, vorwärts geht, und keine Rosse sind davor, und der große Wagen fährt nicht zwei, drei Minuten, fährt eine halbe Stunde weit?" Mein Verneinen seiner Frage und mein Erstaunen über solch einen curiosen Wagen gewährte ihm eine sichtliche Befriedigung, und im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit ward er gesprächiger, als dies sonst der Fall gewesen wäre. „Einmal, ich war erst ein Jahr alt, hat der Vater g'sagt, einmal reiste der gute Kaiser Ferdinand nach Schpruck, hat er g'sagt. Die bösen Menschen in Wien hatten ihn nicht mehr lieb, seine Tiroler hatten ihn immer lieb, das wußte er. Die Schprucker hörten, daß er käme, da liefen sie alle aus der Stadt, ihm entgegen, bis nach Mühlau. Und als ein großer Wagen kam und als der gute Kaiser Ferdinand seinen Kopf herausstreckte, da fingen Alle an zu rufen: „Sollst leben, sollst leben Kaiser Ferdinand, guter Kaiser Ferdinand!" und die Mannsbilder spannten die Rosse aus und zogen den Wagen mit Kaiser Ferdinand bis nach seinem Hause in Schpruck, bis nach der Burg. Ein großer Wagen ging ohne Rosse ein halbe Stunde weit! Gelten's? So etwas g'schieht auch nur im Land Tirol! das hat der Vater uns nicht einmal, son-

dern zehnmal erzählt und noch viele schöne Dinge mehr von dem guten Kaiser Ferdinand. Einmal im Zirler Gebirg, da wo die Martinswand ist, glitschte ein Mann aus — denn es war überall Schnee und Eis und gefährlich zu gehen im Gebirg — und der Mann stürzte viele, viele Fuß hinunter in eine tiefe Schlucht und zerbrach und zerquetschte sich alle Glieder. Am Abend fanden ihn Leute, und er blieb noch viele Jahre am Leben. Wenn schön Wetter war, saß er oft in einem Wägele vor'm Hause, an der Straße nach Schpruck, und waren der Kaiser Ferdinand und seine Frau in Schpruck, fuhren sie jedesmal hinaus und schenkten dem armen Manne allerlei Schönes." Erschöpft hielt der Kleine inne und erndtete die redlich verdiente Anerkennung von seinem Vater und mir.

„Und wenn ich tausend Jahre alt würde," sagte Meister Valentin, „und unser Herrgott mir viele Freude schenkte Jahr aus Jahr ein, solch einen Freudentag würd' ich schwerlich wieder erleben, wie für uns Wiltauer Alle der zwei und zwanzigste Juni gewesen ist im acht und vierziger Jahr! Tonerle, sag' dem Herrn das Lied her, das du mir alle Samstag Abend hersagen mußt, wenn ich aus der Werkstatt komme und die Arbeit der Woche gethan ist!" Der kleine Bursche stellte sich in Positur, ein Vergißmeinnichtkränzchen war eben fertig geworden, die Schwester bekränzte ihn damit, der Vater commandirte: „Kopf in die Höhe! Brust heraus!" und der Kleine begann mit wohlklingender, für sein Alter kräftiger Stimme:

Die Wache beziehen
Die Wiltauer heut';
Sie jubeln, sie jauchzen,
Sie weinen vor Freud'.

Es ist einem Jeden
Ganz freudig zu Muth',
Ganz keck sitzt am Kopfe
Der spitzige Hut.

Die Fahne der Schützen
Zu Boden sich senkt,
Und jeder am Stutzen
Den Spielhahnhut schwenkt.

Was ist dieses Jubels
Wohl Ursach' und Grund?
Heut' ist ja der Wiltauer
Herrlichste Stund.

Schaut nur auf den Prinzen.
Der vor uns marschirt,
Und staunt ob der Ehre,
Die heute uns wird.

Der Prinz hat die Joppe
Der Wiltauer an
Und ziehet den Schützen
Als Hauptmann voran.

Nicht läßt es sich sagen,
Was Jeder empfand,
Als Er unsr'em Hauptmann
Gedrückt hat die Hand.

Am Söller der Oheim,
Die Tant' Ihn begrüßt;
Die Mutter, hold lächelnd,
Ihn herzet und küßt.

So lang in den Adern
Ein Tropfen Blut fließt,
Des heutigen Tages
Ja Niemand vergißt.

Wir sagen's den Enkeln
Und weinen gerührt,
Daß heut' auf die Wache
Ein Prinz uns geführt.

Solch kaiserlich' Liebe,
Solch Huld kannt' man nie;
Ein Prinz wird ein Hauptmann
Unsr'er Compagnie.

Drum läßt für's erlauchte
Haus Jeder sein Blut
Da Alle so edel,
So fromm und so gut.

„Der junge Hauptmann der Wiltauer Schützencompagnie war der Erzherzog Ludwig Victor, der Bruder von unserm Herrn Kaiser!" sprach Meister Valentin gerührt. — Wir brachen auf und wanderten die schmale,

baumlose, aber blumenreiche Promenade entlang, zurück nach Bad Rothenbrunn.

Der nordische Fremdling hatte begierig die Worte eingesogen, welche Vater und Sohn redeten. Ihm war es nicht so wohl geworden in den Tagen seiner Kindheit, wie Meister Valentins Tonerle. In seiner Eltern Hause durfte Niemand, weder Hausgenosse noch Gast, Den mit Worten zu erniedrigen versuchen, den Gott zum Obern gesetzt hatte über das Land; aber Niemand gedachte auch seiner in treuer Anhänglichkeit und Liebe. Keiner hatte den Fürsten gesehen, jenseits stürmischer Meere stand sein Haus, in fremder Zunge redete er, und es gab schlimme Leute, die dem Volke ihren Fürsten und dem Fürsten sein Volk entfremdeten. Eines Abends kehrte der Vater heim von der Reise, sein Gesicht war ernster, wie es sonst zu sein pflegte, „König Friedrich der sechste ist todt!" waren seine ersten Worte. Als sein kleiner Sohn zu Bette ging, stand die alte Kinderfrau, eine Tochter der nordischen Königsstadt, schluchzend gegen den eisernen Ofen gelehnt und wischte sich mit dem Zipfel ihrer blauen Schürze die Augen. „Was fehlt dir, Stina?" „Mein König Friedrich ist bei Gott!" erwiederte sie, und in späteren Zeiten, die reich waren an Schmäh- und Spottreden gegen die Gewaltigen dieser Erde, reich an blutigen Thränen, an Jammer und Trübsal, da dachte der herangewachsene Sohn oft an die alte Stina, wie sie an jenem Abend weinte und schluchzte. Sie war längst heimgegangen zu ihrem König Friedrich. Die Herzen schlagen auch warm im kalten Norden.

IV.

Diesseits der Melach.

Als wir wieder Rothenbrunn erreicht hatten, sah ich mir das schindelngedeckte Badehaus mit seinen Badekammern und Kämmerchen näher an; es war ein einfacher Holzbau mit mehreren Söllern und Treppen, während das Wirthshaus aus Stein aufgeführt war. Die Conversationshalle, der Verbindungsgang zwischen beiden war leer; nur ein älterer Herr, der äußerst grämlich und verdrießlich aussah, wanderte, die Hände auf dem Rücken, hüstelnd auf und ab und schien als einziges Exemplar der leidenden Bade- und Brunnen-Menschheit hier am Orte der Bekanntschaft nicht unwerth zu sein. Behutsam versuchte ich solche anzuknüpfen, indem ich mich von vorneherein in gleichmäßige Bewegung mit dem alten Herrn versetzte, ohne durch Stillstehen ihm irgendwie störend und den Erfolg seiner Kur beeinträchtigend in den Weg zu treten. Mein mit großer Vorsicht ins Werk gesetzter Operationsplan gelang vollkommen. Der alte Griesgram war ein Rentier aus der Hauptstadt, der früher als Beamter einen hohen Posten bekleidet und sich unter Actenstößen und Folianten Brust- und Leberleiden zugezogen hatte, die nach seiner Meinung durchaus incurabel waren. Nachdem er die böhmischen und die Taunusbäder besucht, hatte er im vorigen Jahre mit Oberladis begonnen, die Runde durch die Tiroler Bäder zu machen. „Soeben nahm ich ein Wannenbad

und verschluckte einige Seidlitz-Pulver aus der Schöpferschen Apotheke — ist die beste in Innsbruck —; in aller Frühe besuchte ich schon den Kupferbrunnen," schloß er seine Mittheilungen. Verwundert über den Gebrauch kupferhaltigen Brunnens gegen Brust- und Leberleiden, wünschte ich dem alten Herrn einen glücklichen Erfolg aller seiner Kuren und trat dann allein eine Wanderung durch das Dorf an.

Zehn bis zwanzig Schritte von Bad Rothenbrunn beginnt das Dorf Sellrain. Die Melach entlang ziehen sich die anmuthigen Tirolerhäuser hin, mit ihren weißen kalkübertünchten Mauern, von ein oder zwei hölzernen Söllern mit durchbrochenem Geländer umgeben, über der Thüre die Mutter Gottes in roth und blauen Gewändern gemalt, das Jesuskindlein auf dem Arm, welche das vorspringende Dach leidlich gegen das Ungemach der Witterung schützt, unter dem auf der lang sich hinziehenden Holzbank auch bei Regen und Wind die Bewohner des Hauses Abends zu rasten pflegen nach vollendetem Tagewerk. Streckenweise bilden die Wohnungen eine Gasse, doch immer wieder drängt sich die ungestüme Melach so nahe an den Thalweg, daß nur an der einen Seite Raum für Gebäude bleibt. Gärten fehlen fast ganz; wenn der Sellrainer ein kleines Kornfeld sein Eigenthum nennen kann, ist er schon überglücklich; nur neben dem Widdum, der an den künstlich gearbeiteten Heiligenköpfen über der Thüre und der Klingelschnur kenntlichen Wohnung des Pfarrers gewahrt man einen größeren Garten mit dicht-

umrankten Lauben, Gemüsepflanzungen und einigen Blumenbeeten, auf denen über Rosen und Nelken große gelbe Sonnenblumen emporragen.

An einem Brunnen zur Linken schöpften mehrere Mädchen Wasser und Badegäste auf der daneben befindlichen Bank ließen einen kleinen Becher von Mund zu Mund gehen, der, offenbar zum gemeinsamen Gebrauche bestimmt, am Brunnentrog gehangen hatte. Als ich erstaunt die schöpfenden Mädchen fragte, ob die Eimer voll Kupferwasser etwa zur Füllung von Flaschen bestimmt wären, die anderswohin versandt würden, verstanden sie mich durchaus nicht, und erst nach allerlei ergötzlichen Mißverständnissen von beiden Seiten brachte ich in Erfahrung, daß der köstliche Heilquell ebensogut den Bewohnern der umliegenden Häuser Koch-, Trink-, Wasch- und Spülwasser in reichlicher Fülle spendet, wie er der leidenden Menschheit in kleinen Quantitäten genossen zu Nutze kommt. Jetzt begriff ich, daß der brust- und leberkranke alte Herr, der an so vielen Quellen Heilung seiner Leiden gesucht hatte, auch von dem Kupferbrunnen von Rothenbrunn vier Wochen lang täglich einige Gläser ohne Schaden trinken konnte.

An einem Badeorte pflegen auch Kaufläden zu sein, mit Schaufenstern, vor denen Luxusgegenstände aller Art ausgestellt sind. Hier schimmern schwere Lyoneser Seidenstoffe in den buntesten Farben; straußfederngeschmückte Hüte, Brüsseler und Valencienner Spitzen, goldene Brochen, bei denen sich reiche Arabesken um

Blumen schlingen, aus deren Kelchen rubinengetupfte Staubfäden emporsteigen, lassen manch schönen Busen höher wogen in ungestilltem Verlangen nach dem Besitze derselben. Dort sind duftende Seifen, in Gold- und Silberpapier eingewickelt, pyramidenförmig aufgeschichtet; am Fuße der Pyramide liegen feine Bürsten, von denen man schon deshalb eine kaufen möchte, um täglich den Stiel von Elfenbein in Händen zu haben. Pomaden, Oele, wohlriechende Wasser aller Art locken zum Kaufe, und vor dem Schaufenster gegenüber bietet sich ein rosenfarbenes, goldgeränderten Flacon freundlich zur Entgegennahme des Kölnischen Wassers an, neben hohen Vasen von Alabaster, würdig, die Räume eines Fürstenpalastes zu schmücken. Alle diese Gegenstände üben eine magische Gewalt auf die Vorübergehenden aus; unwillkürlich bleiben sie stehen, schauen sich Alles genau an, und einmal in der Gewalt des Zaubers sind sie gezwungen, in den Laden zu treten, wo wohlfrisirte Handlungsdiener in Frack und weißer Weste ihrer Befehle harren; wenige Minuten sind vergangen, und ein Geldstück nach dem anderen hat der Zauber aus der Börse zu locken gewußt.

Vergebens sehe ich mich längere Zeit nach derartigen Kaufgewölben in Rothenbrunn um; doch siehe! Was wölbt sich dort zu meiner Rechten? Es ist das einzige Schaufenster Rothenbrunns! Tabakpäckchen, Cigarren, dazwischen Seifen, die sich ihrer Güte zu sehr bewußt sind, um nicht jegliche Papierumhüllung zu verschmähen, bunte Tücher, und oben am Fenster

Lichte, welche an Fäden befestigt herabhängen — — auch diese Gegenstände üben — — ich zweifle nicht daran — — einen starken Zauber aus auf manchen Vorübergehenden. Bei mir war es nicht der Fall, und dennoch mußte ich in meiner Wanderung innehalten und sogar einen Standort aufsuchen, von welchem aus ich, selbst unbemerkt, genau das Kaufhaus betrachten konnte. Das war die Macht eines anderen Zaubers.

Auf der Schwelle des Hauses sitzt eine junge, frische Frau, mit dem Flechten von Strohhüten beschäftigt, die ebenfalls einen Ladenartikel ausmachen; zu ihren Füßen spielt ein kleiner, dicker Bursche und vergreift sich zuweilen vorwitzig an den einzelnen langen Geflechten, aus denen der Hut zusammengesetzt wird. Jedes Mal gibt ihm die Mutter einen Schlag auf's Hanterle, aber der muß nicht sehr hart sein, denn der Bube macht sich immer wieder auf's Neue mit den verbotenen Dingen zu schaffen. Auf der Hausflur neben der Thüre steht eine Wiege, und in ihr liegt oder sitzt vielmehr ein kleines Mädchen, ein Spielzeug vor sich. Nicht selten gibt es gewisse unarticulirte Laute von sich, und wenn dann die Mutter aufblickt, streckt es die Aermchen nach ihr aus und spitzt den kirschrothen Mund, als wenn es sagen wollte: „Gieb mir a Busherl!“ und die Mutter wirft die Geflechte hin — sie kann nicht anders — beugt sich über ihr Töchterlein und küßt es. Hurtig eilt sie dann wieder zurück an die Arbeit, um durch verdoppelten Fleiß das Versäumte nachzuholen.

„Grüß Gott!" rede ich sie an, näher tretend, „was habt ihr da für eine kleine Gesellschaft? Wie heißen die Beiden?" „Vincenz und Maria nach unserem Herrn Bischof und unserer lieben Frau!" erwiederte sie freundlich, sah mich einige Augenblicke freundlich an und richtete dann die Gegenfrage an mich: „Wo seid's denn her?" „Aus Dänemark;" ich konnte nicht annehmen, daß ihr mein engeres Vaterland bekannt war. „Also ein Dännemarker! Wo ist denn dehs?" „In der Gegend von England," entgegnete ich; der Doctor des Ortes hatte ja einen augenkranken Engländer geheilt. Die Frau schlug die Hände über dem Kopfe zusammen: „So jung und schon so weit von der Heimath? Das ist ja ein Gräuel! Das ist ja grauslich!" Sie konnte sich gar nicht beruhigen. Der augenkranke Engländer war ein alter Herr gewesen, und wenn auch jüngere Söhne Albions durch das Sellrain gekommen waren, hatte doch schwerlich einer von ihnen hier Einkäufe gemacht. Ich hielt es für schicklich, einige Kleinigkeiten zu erstehen; die brave Sellrainerin führte mich durch einen Raum, der zugleich als Wohn-, Speise- und Schlafzimmer zu dienen schien, und dessen einzige Zierde die Bilder des Kaiserpaares ausmachten, von frischen Mooskränzen umgeben, in den daranstoßenden Laden, der nicht viel mehr enthielt, als was sein Schaufenster bot. Während ich Etwas auswählte, erkundigte ich mich nach ihrem Manne. „Der Loys fällt Holz im Walde," antwortete sie und plauderte mir Allerlei von ihrem häuslichen Glücke vor; als ich von ihr, von Vincenz und Maria Abschied nahm, mußte ich fest

versprechen, ihr und „der kleinen Gesellschaft“ einmal wieder einen Besuch zu machen.

Viele Straßen mag der Wanderer entlang ziehen, nach Nord und Süd, nach Ost und West, und findet doch nicht einen so herrlichen Tempel der Liebe, wie die Tiroler Hütte mit dem Dache von Schindeln, am grünen Ufer der rauschenden Melach!

V.

Jenseits der Melach.

Hinter dem Kaufladen tritt die Melach eine längere Strecke so nahe an den Thalweg, daß zwischen beiden kein Platz für Häuser übrig bleibt. Frei sieht man auf die Wiesen jenseits des Baches, die mit unzähligen grauen und weißen Leinwandstücken belegt und mit zerstreut liegenden hölzernen Waschhütten bedeckt sind; Wäscherinnen sind eifrig vor ihnen beschäftigt, und ihr fröhliches Geplauder und Singen würde zu mir herüber dringen, wenn nicht das Tosen der Melach und des hier sich in sie ergießenden Fatscherbaches alle anderen Töne verschlänge.

Das Hochthal Sellrain ist zu eng und steinig, als daß der Grund und Boden seine Bewohner allein nähren könnte; sie sind darauf angewiesen, auch mit anderen Erwerbszweigen ihr täglich Brod zu verdienen. Bei einer Wanderung durch das Dorf ertönt aus gar manchem Hause das Rasseln des Webstuhles, und wenn man durch dies oder jenes niedrige Fenster in's Stübchen

guckt, sitzt nicht selten die rosige Tochter des Hauses mit Weißsticken beschäftigt am Tische; unter ihrer emsigen Hand wachsen aus der feinen Leinwand, die vor ihr ausgebreitet liegt, Blumen- und Blätterguirlanden hervor, und wie mühevoll auch die Arbeit, wie das Mädchen auch immer und immer wieder den Faden durchzieht, Stich auf Stich, so schaut sie doch fröhlich aus, denn der Erlös für die Stickerei wird der kleinen Haushaltung gut zu Statten kommen, und dazu noch ist die Arbeit ihrer Hände bestimmt, binnen Kurzem den Altar des Herrn zu schmücken. In der inneren Ecke des Zimmers sitzt auf der Holzbank die Mutter, und während sie selbst die Spindel schnurren läßt, wirft sie oft einen zufriedenen Blick auf die fleißige Tochter. Aber Weben, Sticken und Spinnen sind neben Ackerbau und Viehzucht nicht die einzigen Erwerbsquellen des Sellrain. Sellrain ist die Bleiche und Waschanstalt Innsbrucks. Die Frauen und Mädchen des Dorfes sind geborene Wäscherinnen, und rechtfertigen vollkommen das Vertrauen, welches die Innsbrucker Hausmütter ihnen schenken, wenn sie alle ein, zwei Wochen ihre eigene und ihrer Männer und Kinder Leibwäsche senden.

Neben einer kleinen Kapelle, deren Außenwände mit stattlichen Heiligen bemalt und mit lehrreichen Inschriften versehen sind, zur Erbauung für Jedermann, führt ein Steg über die Melach. Ich überschreite ihn, statte in einer der Waschhütten einen Besuch ab und plaudere ein Weilchen mit den Wäscherinnen, kräftigen, gedrungenen Gestalten, in hoch aufgeschürzten wollenen Röcken,

das Gesicht geröthet von der schweren Arbeit und dem Feuer, an welchem das Wasser heiß gemacht wurde, welches die mächtigen Waschkübel füllt.

Wenn der Johann mir das Sellrain als das grünste Plätzchen weit und breit dargestellt hatte, so gab ich ihm im Stillen vollkommen Recht, als ich aus der Waschhütte hinaustretend mich umschaute und mein Auge in einem Meere von Grün schwelgte. Grün sind Berg und Thal, und in der ganzen Schattirung von dem hellsten bis zum dunkelsten Grün fehlt auch nicht der leiseste Farbenton auf dem Riesenteppich, auf welchem der Wanderer zum Sanct Quirinus-Kirchlein hinansteigt, welches den Kamm der diesseits des Wildbaches jäh aus dem Wiesengrunde emporstrebenden Seitenfläche dieses Thales krönt. Nicht wenige Tiroler Thäler habe ich durchwandert, aber in keinem — so will mir scheinen — wirft Gott allsommerlich einen so reichgewirkten, wundervollen Teppich über die Höhen, wie derjenige ist, von dem ich hier rede, und von dem ich schon in aller Frühe auf der Bank am Ufer des Wildbaches einen kleinen Theil zu sehen Gelegenheit hatte. In wie unzählige, an Färbung und Größe ungleiche Felder theilt sich der Teppich! In wie vielen Krümmungen zieht sich durch dieselben das aus Gesträuchen und einzeln stehenden Bäumen gewirkte Band, welches entlang der Wanderer schreiten muß. Sellrain ist ein Tiroler Dorf im eigentlichen Sinne des Wortes. Auf den ersten Blick scheint es an sich schmucklos zu sein, doch beim näheren Anschauen gewahrt man, daß es im herrlichsten Schmucke, in dem der Landesfar-

ben prangt: Weiß und Grün, das sind die Farben Sellrains. Die Farbe der Unschuld und der Reinheit und die der Hoffnung — schönere konnte sich das Land Tirol nicht wählen, und kein Volk hat zu der Fahne, zu der es geschworen, mit mehr Treue gehalten, als die Tiroler. Weiß und Grün gehören ihrer ganzen Natur nach eng zu einander. Nur in dem schuldlosen und reinen Herzen findet die Hoffnung eine Wohnstätte, das schuldbeladene, unreine Herz kennt nur die Furcht. Und wenn der junge Bursche aus dem Sellrain einen centnerschweren Korb mit Leinwand stundenweit auf dem Kopfe nach der Hauptstadt trägt, wenn der Schweiß aus allen Poren bricht, wenn Kopf, Brust und Arme ihm fast ihre Dienste versagen wollen, und er doch heiter und zufrieden ausschaut und ein fröhliches Liedchen trillert, was anderes hält ihn da aufrecht, als die Hoffnung auf ein Jenseits, eine Hoffnung, die der sogenannten gebildeten Welt immer mehr verloren geht.

VI.

An der Table d'hôte.

In Bad Rothenbrunn waren während meiner Abwesenheit zwei vornehme Gäste eingetroffen, von denen zunächst der eine mit sorgfältig gepflegtem, obwohl in's Graue spielenden Haupthaare und gefärbtem Schnurrbarte trotz seiner vorgerückten Jahre den Jugendlichen spielte, wobei ihm sein schlanker Wuchs vortrefflich zu Statten kam. Bei meinem Eintritte in's Gastzimmer

saß er an einem Tische mit dem Rentier und seiner Frau; ersterer gab eben ein Langes und Breites über die Unheilbarkeit seines Brust- und Leberleidens zum Besten, wodurch sich der Galante jedoch nicht abschrecken ließ, die beiden Alten für das Muster eines eisernen Ehepaares zu erklären. Man vertiefte sich in Erinnerungen an die im vorigen Sommer gemeinsam zu Oberladis genossenen Badefreuden; „wissen sie wohl, Frau Hofräthin," sagte der Galante, „wie wir Morgens immer um die erste Kanne Rahm kämpften, denn die erste war immer die beste!" Solche und ähnliche schöne Erinnerungen wurden gegenseitig geweckt; dann zogen sich alle drei in ihre Gemächer zurück, um in stolzer Isolirung von den übrigen Badegästen ihr Mittagsmahl einzunehmen.

Die Table d'hôte nahm ihren Anfang; mir gegenüber saß der zweite neu angekommene Fremde, ein Herr mit ungemein buschigen Augenbrauen, deren inpertinentes Blond ebenso sehr wie das seines Kopfhaares und struppigen Backenbartes in's Röthliche spielte. An seiner Frage an Hansel, den Wirth, ob in den Bergen von Lisenz, wohin er am Nachmittage aufbrechen wollte, auch „Jämsen" zu finden wären, erkannte ich sofort, daß ich ein Berliner Kind vor mir hatte und knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Der Herr war ein Berliner Professor, der botanische Excursionen durch Tirol machte. Die vergangene Nacht war er gezwungen gewesen, in einer Sennhütte bei Hirten zuzubringen, und wußte nicht genug davon zu erzählen, was für widerwärtige Eindrücke aller Art ihn kein Auge hätten schließen lassen. Vor Allem

beklagte er sich bitter über die schlechte Beköstigung hier zu Lande im Allgemeinen und in Rothenbrunn im Besonderen. Heute war Freitag, und wie in sehr vielen Tiroler Wirthshäusern wurde auch in Rothenbrunn an Fasttagen nur Fastenspeise gegeben, welcher Confession auch die Gäste sein mochten. Auf die Brennsuppe, die dem Herrn Professor noch einigermaßen zu munden schien, waren leckere Krapfen gefolgt, die der preußische Herr mit äußerst mißtrauischen Blicken musterte. Dann schnitt er seine Portion in lange Streifen und kostete einen davon, der jedoch durchaus nicht seinen Beifall hatte. Lange stocherte er auf dem Teller umher, offenbar unentschlossen, ob er mit Essen fortfahren sollte. Darauf zog er die buschigen Brauen in die Höhe und führte, da der Hunger gestillt sein wollte und nichts Besseres da war, einen zweiten Streifen zum Munde, dem indeß ein äußerst verdrießlicher Blick aus seinen grauen Augen das Geleite gab. Feine Eierspeise bildete den dritten Gang, welche ebenso wenig wie die Krapfen nach einem Kochbuche angefertigt war, deren Verfasserin in derjenigen Stadt das Licht der Welt erblickt hatte, welche sich stolz die Metropole der deutschen Intelligenz nennt. Diese Eierspeise raubte dem Herrn Professor vollends jede gute Laune, und machte ihn immer einsylbiger. Doch seine Einsylbigkeit machte sich auch nicht im Mindesten fühlbar; denn ernste und scherzhafte Worte flogen an den Speisetischen hinüber und herüber, an Geplauder und Gelächter fehlte es keine Minute. Der chinesenfeindliche und tänzerinnenfreundliche Beamte nebst seinen zwei Töch-

tern, der gute Pater Remigius, Meister Valentin und seine Kinder, alle speisenden Badegäste verabredeten Spaziergänge und weitere Ausflüge für den Nachmittag, theilten sich ihre Wetterbeobachtungen mit, die alle darauf hinausliefen, daß wir noch längere Zeit schönes Wetter behalten würden, und was sonst noch für Gegenstände der Unterhaltung an der Table d'hôte eines Badeortes auf's Tapet gebracht werden. Nach dem Mittagessen machten die Meisten ein Schläfchen, denn Rothenbrunn hat mit anderen Kurörtern gemeinsam, daß man dort sehr früh aufsteht und sich deshalb das unabweisliche Bedürfniß eines Extraschläfchens nach Tische geltend macht.

Auch ich verfügte mich in mein Schlafkämmerchen, und wie die Melach uns die Brunnenmusik lieferte, so sang sie uns auch in den Schlaf. Nach wenigen Minuten war ich unter ihrem Rauschen entschlummert.

VII.
Sanct Krain.

„Wie gefällt euch die Aussicht auf das Dorf und die Stubaier Eisgebirge?" „Vortrefflich!" lautete meine Antwort auf Michels Frage. Michel war aus dem Stubai, ein Neffe Meister Valentin's und auf einen Tag in Rothenbrunn eingetroffen, den Ohm heimzusuchen.

Wir Alle hatten uns im Grünen gelagert, nachdem wir ungefähr die Hälfte des Weges nach Sanct Krain hinauf zurückgelegt hatten, wie die Sanct Quirinus-

kirche und die in der Nähe befindlichen Gehöfte im Sellrainer Dialekt heißen. Ein höchst anmuthiges Bild lag vor uns entrollt da. Hatte drunten im Grunde die Beweglichkeit der Melach und ihr unaufhörliches Brausen der Landschaft das charakteristische Merkmal eines Bildes, die Ruhe, geraubt, so drang kaum bis zu der Höhe, in welcher wir uns befanden, der wilde Gesang der Hochgebirgstochter, und der stürmische Lauf, in dem sie dem Innstrome zueilte, machte sich ebenso wenig bemerkbar. Fast nichts nahm das Ohr in Anspruch, und um so tiefer prägten sich dem Geiste die Eindrücke ein, die derselbe vermittelst des Auges in sich aufnahm. In drei Thäler spaltet sich das Thalgelände. Linkshin erblicke ich das Melachthal mit der Kirche des Dorfes, welche 1702 durch Beiträge der Badegäste erbaut und der heiligen Anna geweiht wurde. Das weiße Kirchlein lehnt sich an einen düsteren Bergwald, über den sich die lachenden Fluren eines Mittelgebirges lagern, worauf hohe, nadelholzbedeckte Kuppen das Bild abschließen. Gerade vor uns, am äußersten Horizonte, da, wo die Schneekrone des Pillerspitz funkelt, deren blendendes Weiß sich scharf losscheidet von dem tiefblauen Himmel, beginnt der Silberfaden des Fatscherbaches sich durch das nach ihm benannte einsame Thal zu dehnen, dessen einziger Reichthum in Holzschlägen und Alpentriften besteht, bis er sich mit der breiteren Melach vereinigt, von der zur Rechten das Grieserthal gebildet wird.

Tonerle beklagte sich über Durst, und das war nicht zu verwundern. Der kleine Bursche hatte den Weg von

Rothenbrunn hierher nicht einmal, sondern zwei oder drei Mal zurückgelegt. Immer lief er eine weite Strecke voraus und kehrte dann im Triumphe, Blumen hoch empor haltend in den kleinen Händen, zurück, um dem Vater, dem Michel, der Rosalie oder mir ein Geschenk damit zu machen. Wenn er einen bunten Schmetterling gewahrte, welcher auf dem Felde oder der Wiese jenseits des Pfahlwerkes umherflog, das sehr häufig zu beiden Seiten den Weg einfriedigte, so bedurfte es in der That der ganzen Strenge des Verbotes, welches der Meister gleich beim Aufbruche seinem Söhnchen gegeben hatte, um dasselbe zurückzuhalten, daß es nicht über die verhaßte Schranke hinüber kletterte. Es war scherzhaft anzusehen, wie der Bube stehen blieb und trübselig durch die Löcher des kreuzweise angelegten Pfahlwerkes nach dem bunten Schmetterlinge lugte, der durchaus nicht zu ihm herüberfliegen wollte, in den Bereich seines Schmetterlingsfängers. Bittend sah Tonerle zu dem Vater empor, wenn wir zu ihm herangekommen waren, aber der war unerbittlich, und er that Recht daran; denn die Einfriedigung sollte eben dazu dienen, falls einer von Denen, die an den Abhängen oberhalb derselben arbeiteten, ausglitte oder sonst zum Falle käme, ihn im Sturze aufzuhalten. Die Abhänge waren äußerst steil, und solche Brustwehren fanden sich nicht allein auf dem Kirchwege, den wir entlang gingen, sondern auch auf anderen Bergpfaden; besonders zur Winterszeit, bei Schnee und Eis dienen sie ebenfalls als Geländer.

Meister Valentin schlug Michel und mir vor, eine Gaismilch in irgend einem der umliegenden Häuser zu essen, ein Vorschlag, der von Tonerle mit lautem Jubel aufgenommen wurde und auch uns Uebrigen erwünscht kam. Kaffeehäuser und Conditoreien sucht Derjenige, welcher die Heilquellen von Rothenbrunn gebraucht, vergeblich auf seinen Promenaden, und wie köstliche Quellen auch drunten im Thale sprudeln, die Wasser der Berge ringsum sind im Sommer von laulichem Geschmacke und wenig dazu geeignet, den Durst zu löschen. Wenn der Brunnengast davon geplagt wird, pflegt er sich von einer Bäuerin etwas Milch auszubitten, und selten thut er eine Fehlbitte. Wir brachen auf. Ein junger Bursche und ein Mädchen, beide Rechen auf den Schultern, begegneten uns. „Grüeß Gott!" redete Meister Valentin den Burschen an. „Meinen Buben da hat ein Durst gefaßt, er kann's nicht länger erleiden. Seid so gut und sagt uns, wo wir für Geld und gute Worte eine Gaismilch essen können!" „Da droben wohnen wir," nnd der Bursche zeigte auf ein stattliches Gehöfte über uns, von hohen Bäumen überschattet. „Da ist Milch genuek, gelt Seph?" „Gewißlich," stimmte Seph bei, „und die Mutter wird sich's zur Ehre rechnen, wenn ihr sie heimsucht und eine Milch bei ihr nehmt." „Juchhe!" ruft eine bekannte Stimme. „Seht her! Wasser kalt wie Eis!" Es ist Tonerle, der wiederum vorausgeeilt ist und nun mit schnellen Schritten zurückkommt. Zwischen dem rechten Arme und der Brust eingeklemmt steigt der

Schmetterlingsfänger gerade in die Höhe, dessen weißes Netz mit der grünen Botanisirbüchse an seiner Linken um die Wette hin- und herfliegt. Tonerle's Kopf ist unbedeckt, die braunen Haare flattern im Winde, mit beiden Händen hält er seinen Hut fest, dessen Krempen kahnförmig zurückgebogen sind, ohne indeß dadurch zu verhindern, daß ihr flüssiger Inhalt, klares Wasser, fortwährend verschüttet wird. Endlich langt er bei uns an und reicht mit freudestrahlenden Blicken sein Hütchen dem Vater, um sich daraus zu erquicken; aber wie staunt das Söhnchen, als der Vater lachend ausruft: „Willst mir deinen Hut schenken, Tonerle? Sollst Dank haben!" Der Knabe schaut hinein, und seine Augen, die noch vor einem Augenblicke so blank waren vor Freude, füllen sich mit Thränen: der Hut enthält kaum einige Tropfen mehr. Seph streichelt seine Wangen: „Laß gut sein, Tonerle, meiner Mutter Milch wird euch besser schmecken, als das schlechte Wasser, was in deinem Hute war!" Des freundlichen Mädchens Bemühungen, die Trauer des Knaben über den selbstverschuldeten Verlust zu heben, werden mit glänzendem Erfolge gekrönt, wenn auch in anderer Weise, als Seph erwartet hatte. „Das Wasser in meinem Hute war gut und nicht schlecht! Du hast es ja nicht gekostet," rief Tonerle mit einer gewissen Entrüstung aus, und wischte sich hurtig mit seinem kleinen blauen Schnupftuche die Thränen aus den Augen. Er ruhte nicht eher, als bis er uns nach dem von ihm entdeckten herrlichen Brunnen führen durfte, und auch Seph und ihr Bruder Franz

mußten mitgehen, sie mochten wollen oder nicht. Wir nahmen theils, dort angelangt, auf dem Brunnentrog, theils auf dem Rasen Platz, geschäftig lief Tonerle von Einem zum Anderen, ihn aus seinem Hütchen zu laben, denn von einem anderen Trinkbecher wollte er Nichts wissen, und nahm das Lob, welches sogar Seph dem kühlen Trunke zollen mußte, als ein seiner eigenen kleinen Person gebührendes hin.

Das Geschwisterpaar Franz und Seph war uns, trotz der kurzen Dauer unseres Zusammenseins mit ihm, recht vertraut geworden; läßt ja doch die Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit, welche die Tiroler charakterisirt, vorzugsweise in den abgelegenen Seitenthälern, selbst dem Fremdlinge den jungen Bauernburschen nach kurzer Bekanntschaft als Bruder erscheinen. An des Mädchens Gesellschaft fand Niemand mehr Gefallen als Michel, und beide, wie sie so neben einander saßen auf dem Brunnentroge in fröhlichem Geplauder, paßten recht wohl zu einander; die Tochter Sellrains und der Sohn des Stubaier Hochgebirges waren gleich frisch und kernig. Als ich jene genauer in's Auge faßte, wurde ich überrascht durch die Fülle und das Ebenmaß der Glieder. Welch' eine Kraft verriethen die vollen Arme, von denen blendend weiße, breitgeränderte Hemdärmel nur einen kleinen Theil neidisch verhüllten! Wie wohlgebildet waren die runden Knöchel oberhalb der zierlichen Füße, deren Nacktheit auf dem grünen Wiesenplane nicht Schuhe noch Strümpfe vermissen ließ. Man sagt nicht selten von Wangen, daß sie wie Milch und Blut

ausschauen, Seph gegenüber wurde ich mir der Schönheit dieser Redeweise zum ersten Male recht bewußt. Ihre Wangen schienen in der That aus Milch und Blut gebildet zu sein; das war eine Frische, eine Reinheit der Farben, um welche eine Fürstentochter das arme Bauernmädchen beneiden konnte, welches Tag für Tag mit manchem Schweißtropfen sein hartes Brod erkaufte. Aber wie selten ist es jener verstattet, in vollen Zügen die reine Bergluft zu schlürfen, welche Seph niemals mit der schweren Stickluft der Ebene oder gar der Städte zu vertauschen brauchte. Sonnenbrand ist in dieser Höhe von 4000 Fuß über dem Meere ebenso unbekannt, wie der häßliche, ungesunde Begleiter eines schönen Sommers der Ebene, der Staub. Schon die Dorfbewohnerinnen drunten im Thale wissen davon nur zu erzählen, wenn sie einmal in's Oberinnthal nach Zirl oder gar nach Innsbruck, „wo der Herr Statthalter wohnt," gekommen sind. Seph's längste Reise hatte nur das eine Stunde thalaufwärts gelegene „Grias" zum Ziele gehabt; der Michel war anders in der Welt umhergekommen, der kannte „Schpruck," wie seine Stubaier Berge, und das war gut; denn Seph richtete tausend Fragen über die Hauptstadt an ihn, sie hatte davon ganz absonderliche Vorstellungen, die dringend einer Berichtigung bedurften.

Michel und Seph würden noch lange plaudernd auf dem Brunnentroge gesessen haben, wenn nicht Franz die Schwester ernstlich an den Aufbruch gemahnt hätte. „Wir wollen Heu einheimsen," sagte er zu Meister Valentin

gewandt, „die Wiese liegt nicht weit von hier, ein paar hundert Schritte unterhalb unseres Gehöftes. Zwar ist sie klein und steil und das Gras nur kurz, aber das ist das beste in ganz Sanct Krain. Man braucht davon den Kühen nur halb so viel zu geben, wie sonst, und doch geben sie gleich viel Milch und noch mehr.“ „Was meint ihr, Ohm,“ nahm Michel das Wort, „es ist wohl der Mühe werth, sich die beste Wiese von Sanct Krain anzuschauen!“ Der Ohm hatte Nichts dagegen einzuwenden, er lachte in sich hinein, und theilte offenbar den Verdacht, den ich ebenfalls hegte, daß wohl die Wiese, aber nicht Seph's Gesellschaft dem Michel gleichgiltig war. Zufällig oder nicht — ich lasse es dahin gestellt — gingen die beiden wieder fortwährend neben einander.

Als wir bei der Wiese angelangt sind, steigen Franz und Seph über die Einfriedigung, an welche sich hier und da mächtige Kirschenbäume lehnen, wie solche das Mittelgebirge in Menge aufweist, und beginnen das Heu, dessen köstlicher Duft seine Vortrefflichkeit zur Genüge kund gibt, mit den Rechen zusammenzuharken. Nachdem ein bedeutender Theil auf einen Haufen gebracht worden ist, wird daraus ein gewaltiges Bündel gebildet, Franz neigt sich fast ganz zur Erde, lupft es mit der Schwester Hilfe auf den Kopf und erhebt sich dann langsam unter der schweren Last, worauf er, sie mit beiden Händen haltend, ein wenig vorüber gebeugt, mit äußerster Behutsamkeit die steilen Abhänge hinan schreitet zu seinem Gehöfte, während Seph ein neues Bündel für

ihn bereit macht. Dem Sohne der Stubaier Berge ist solche Arbeit keineswegs ungewohnt. Nicht lange währt es, so zieht er hurtig Schuhe und Strümpfe aus, schwingt sich über das Pfahlwerk und läuft wie eine Gemse die steile, grüne Wand hinauf zu dem Mädchen. Wacker greift er mit an, und Seph's helles Lachen, das zuweilen zu uns herübertönt, verräth, daß ihr die Hilfe erwünscht ist, und sie auch an der Persönlichkeit des Gehilfen Nichts auszusetzen hat.

Längere Zeit schauen wir der Arbeit zu. Tonerle's Wunsch, dem verlockenden Beispiele Michel's zu folgen, bleibt, obwohl er einige Mal laut wird, unerfüllt; die versprochene Gaismilch will er sich wenigstens nicht entgehen lassen, und Rosalie und ich unterstützen seine darauf bezügliche Bitte. Eben schicken sich die Jünglinge wiederum an, gemeinschaftlich, mit schweren Heubündeln beladen, die gefährliche Wanderung anzutreten, da brechen auch wir auf und treffen auf einem weiten, aber verhältnißmäßig bequemen Umwege fast gleichzeitig mit jenen bei dem Gehöfte ein. Michel entschließt sich auf unser Zureden, uns bei der Gaismilch Gesellschaft zu leisten, nachdem Franz Fürsprache bei der Mutter für uns eingelegt hat, einer kräftigen Bäuerin, die es mit mancher Sechzehnjährigen aufnehmen kann. Dann eilt er, fröhlich einen Ländler pfeifend, wieder auf dem kürzesten Wege zu der Wiese zurück.

„Der Franz ist mir ein guter Sohn,“ sagte die Mutter, indem sie ihm nachsah; „lebte mein Stepherle noch — Gott habe ihn selig, er ist schon zehn Jahre bei ihm —

der würde seine Freud' haben an dem Franzel! Er ist freilich mein Sohn und ich sollt's nicht sagen, aber was wahr ist, bleibt wahr, so wie er, sind nicht viele Burschen im Sellrain! Doch was red' ich und lasse euch Hunger und Durst leiden! Kommt in die Stube und macht's euch komod!" Wir nahmen um den viereckigen Tisch im Zimmer Platz, und nach wenigen Augenblicken stand eine ungeheure Schüssel Gaismilch mitten darauf; die Bäuerin schnitt von einem Laib Roggenbrod dicke Schnitte ab, damit wir sie in die Milch brockten und wünschte uns dann, an ihr Spinnrad gehend: „Guten Appetit." An dem fehlte es auch in Wahrheit nicht; trefflich mundete uns die Gebirgskost, und bald war die Schüssel geleert. Dann verbrachten wir noch eine Viertelstunde in traulichem Gespräche. Im Begriffe fortzugehen, legten wir mit einem „Vergelt's Gott tausendmal!" etwas Geld auf den Tisch, aber von Dergleichen wollte die Bäuerin gar nichts wissen; als wir uns weigerten, dasselbe wieder einzustecken, nahm sie es selbst und wollte es uns in die Hand drücken.

Plötzlich überzieht Todtenblässe ihr Gesicht, die Kreuzer entgleiten ihrer Hand, und mit einem einzigen gellenden Schrei stürzt sie wie wahnsinnig auf die Thüre zu und hinaus. Ein Blick aus dem Fenster macht uns Alles klar. Auf einer Bahre von Zweigen, die zwei Bursche tragen, liegt Franz, den Kopf mit Tüchern umwunden, allem Anscheine nach todt, und mit wankenden Schritten, händeringend, gibt die Schwester dem Bruder das Geleite. Franz wird in's Zimmer gebracht; herzzerreißende

Jammertöne ausstoßend, wirft sich die Mutter auf den leblosen Sohn, drückt unzählige Küsse auf die bleichen Lippen, auf die farblosen Wangen, die erstarrenden Hände, ruft mit tausend Schmeichelnamen den Liebling. Sanft entfernt Michel sie von ihrem Sohne, und während sie mit beiden Händen das Gesicht verhüllt und auf die Holzbank niedersinkt, beginnt der brave Stubaier alle möglichen Wiederbelebungsversuche, deren er sich entsinnen kann; auch wir Anderen unterstützten ihn nach besten Kräften, aber so eifrig, so unermüdlich wie er ist keiner von uns. Aus Sephs abgebrochenen, mit Schluchzen untermischten Worten ging hervor, daß Franz ausgeglitten war, während er wiederum mit einem Heubündel den steilen Abhang emporstieg. Vorne überstürzend war sein Kopf auf einen Stein niedergeschlagen, der ihm wahrscheinlich schon alle Besinnung geraubt und gänzlich unfähig gemacht hatte, sich im Hinunterrollen irgendwo anzuklammern. Als Seph zu ihm kam, lag er neben der Einfriedigung unter einem Kirschbaume, an dessen Stamme er sich den Kopf vollends zerschellt hatte.

Tonerle und die Bäuerin waren die Einzigen, welche in Unthätigkeit verharrten. Jener weinte bitterlich, die dicken Thränen quollen zwischen den kleinen Fingern hervor, womit er sein Gesicht bedeckt hielt, während die Bäuerin mit geschlossenen Augen dalag und nur durch ihr Stöhnen verrieth, daß sie nicht ihres Sohnes Schicksal getheilt hatte, dessen junges Leben für immer dahin war. Da schlägt sie die Augen auf, ihr irrer Blick fällt auf das geweihte, goldgeränderte Cruzifix,

das auf der hohen, weißen Brust des todten Jünglings blinkt, und der irre Blick wird klar und frei, ruhig erhebt sie sich, tritt festen Schrittes auf den Sohn zu, beugt sich noch einmal über ihn und lauscht, ob nicht das Mutterohr einen leisen Athemzug, nur ihm vernehmbar, zu entdecken vermag. Vergebliche Hoffnung! Noch einmal verzerrt wilder Schmerz ihre Züge, aber auch nur auf einen Augenblick; inbrünstig küßt sie das Cruzifix, und nachdem sie das Zeichen des Kreuzes auf der Stirne des Todten gemacht hat, drückt sie ihm die Augen zu; es ist der letzte Liebesdienst, den die Mutter Dem erweist, den sie an ihren Brüsten nährte. Dann knieet sie nieder, und indem sie die gefalteten Hände emporhebt, ruft sie aus: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" Die Schwäche und Leidenschaftlichkeit des Weibes ist der Stärke und Ergebung der wahren Christin gewichen in den unerforschlichen Willen Gottes.

„Entfernen wir uns!" flüsterte Meister Valentin Michel und mir zu, „zu helfen ist nicht mehr, und die Mutter hat einen besseren Trost gefunden, als wir ihr geben können!" Wir nahmen Abschied; Michel bat die Bäuerin um Erlaubniß, morgen zurückkehren und die nöthigen Vorbereitungen zur Bestattung des Todten mit ihr treffen zu dürfen, eine Erlaubniß, die ihm mit Freuden gewährt wurde. „Hast nichts dawider, Seph, daß ich euch heimsuche?" fragte er zögernd das Mädchen. Ein dankbarer, warmer Blick aus Seph's thränenfeuchten, blauen Augen, verbunden mit einem Schim-

mer der Freude auf dem bleichen Antlitz, der eben so schnell wieder verschwand, wie er gekommen war, sagten mehr, als die beredtesten Worte hätten ausdrücken können.

Geraden Weges kehrten wir nach Rothenbrunn zurück, wir Männer nicht weniger erschüttert, als die Kinder. So fröhlich war Tonerle mit Botanisirbüchse und Schmetterlingsfänger nach Sanct Krain hinaufgesprungen; er hatte beide im Trauerhause vergessen und stieg an der Hand des Vaters wieder herunter, das Köpfchen gesenkt, ohne ein Wort zu reden. Als wir uns dem Steg, der über die Melach führt, näherten, tönte feierlich das Betläuten von der Sanct Annenkirche zu uns herüber; uns schien es Grabgeläute zu sein.

Spät Abends sandte Michel durch einen Buben einen großen Strauß von Rosmarinzweigen hinauf zu der Bäuerin, um damit die Leichengewänder ihres Sohnes zu schmücken. Als ich mich in meiner Schlafkammer, die neben Michels lag, zur Ruhe begeben hatte, ging der brave Stubaier noch lange auf und ab, und zuweilen kam es mir vor, als ob ich ihn schluchzen hörte. Ebensosehr dem leidtragenden Mädchen, als dem in der Jugendblüthe gestorbenen Jüngling galt Michels Schmerz. Wohl war er herbe, doch es war eine herbe Süßigkeit, die ihm inne wohnte; denn neben der Leiche stand Sephs süße Gestalt.

VIII.

Von Rothenbrunn nach Sanct Sigmund.

Im Namen Gottes, nicht aus Stolz
Hab' ich dies Haus erbaut,
Drum nahm ich auch das alte Holz,
Hab' nit viel neues g'haut.

Ihr Alle, die vorübergehn,
Schaut nur den Berg dort an,
Dann sehet ihr ganz sicherlich,
Warum ich das gethan.

Also ein Berg soll mich errathen lassen, weshalb der Besitzer des hölzernen, mit obiger Inschrift versehenen Hauses dasselbe größtentheils aus altem Holze gezimmert hat! Das Wörtchen „dort" paßt für Norden und Süden, für Osten und Westen; denn Gries selbst liegt 3782 Fuß hoch und ist der Knotenpunkt dreier mächtiger Thäler. Der Berg dort oberhalb des Dorfes, welcher sich ganz frank und frei einen grasgrünen Hut auf den Kopf gestülpt hat — man benennt ihn danach den Freihut —, löst mir vielleicht das Räthsel! Ich betrachte ihn ganz genau, nichts an ihm ist auffällig, als der grasgrüne Hut, wenn ich den ganzen Berg auch noch so scharf in's Auge fasse. Der Fernerkogel, der Schlußstein des Lisenser Thals, zeichnet sich durch seine kostbare Schneekappe, die in den Strahlen der Sonne funkelt und glitzert, vor allen seinen Brüdern aus, ihn schaue ich länger an, als die anderen, wahrhaftig prächtig ist sein Schmuck, doch was

ich wissen will, sagt auch er mir nicht. Verdrießlich wende ich mich seitwärts, vor mir liegt ein dunkelgekleideter Berg. Die fichten- und tannendunklen Bergkleider sind nach meinem Geschmack, dies erdschwarze Kleid aber ist abscheulich, und wäre es zehnmal ein Trauergewand. Ein Trauergewand? Wer weiß! Vielleicht verräth es einen bescheidenen, demüthigen Sinn, der es verschmäht, die vergängliche Hülle in schimmernde Farben zu kleiden! Halt! der demüthige Berggeist und der demüthige Grieser, der sein Haus im Namen Gottes und nicht aus Stolz erbaut hat, wohnen einander gegenüber, die halten gute Nachbarschaft mitsammen, wissen Allerlei von einander zu erzählen! Gehörig hingeschaut, und bald ist das Geheimniß enträthselt!

„Was ihr da seht, ist ein Muhrbruch!" Mit diesen Worten kam ein alter Mann, der neben mir in seinem Gange innehielt, wie ich so aufmerksam den Berg betrachtete, meinen Nachforschungen zur Hülfe. „Ihr sollt Dank haben," erwiderte ich erfreut, „und der Besitzer des hölzernen Hauses hier wohnte vielleicht früher an jenem Bergeshang?" fragte ich, indem ich an der Seite des Alten weiter schritt. „Selle wol," erwiderte derselbe. „Ehedem hatte mein Nachbar droben sein Haus und viele Felder und Wiesen ringsumher. Konnte mehr harte Thaler bei Seite bringen, als mancher von uns, und mußte es auch, habt mein Wort drauf. Da fiel einmal Winters mehr Schnee als sonst und im März kam über Nacht ein heißer Wind her aus Wälschland, davon schmolz der Schnee, daß der

kleinste Bach anschwoll zu einem mächtigen Strom. Mancher, der sich Abends ruhig schlafen legte, war Morgens weit fortgeschwemmt mit Weib und Kind und von seinem Hause hatten die Wasser keine Spur mehr gelassen. Und als der Winter vorbei war, wollte der Frühling auch noch nicht mit lustigem Sonnenschein ins Land kommen. Allmorgendlich hatte der Fernerkogel eine dicke Nebelhaube auf, und der Regen strömte vom Himmel. Oben am Berge, wo des Nachbarn Gehöft war, bröckelten Steine los, bald größer, bald kleiner, es war zuweilen, als ob Bewegung käme in's Erdreich. Ein Muhrbruch stand zu erwarten, das sah der Nachbar wohl ein, zog zu mir herunter mit Weib und Kind und schaffte herunter all sein Hab und Gut. Dann brach er sein eigen Haus ab, so schwer's ihm wurde, denn ein Segen hatte drauf geruht, viele Jahre lang. Das letzte Holz war heruntergebracht ins Thal, da lösten sich ganze Felder los, eins nach dem andern, das war ein Donnern und Poltern Tag und Nacht, bis der Berg endlich zur Ruhe kam. Aber der Nachbar baute sich dem gegenüber sein neues Haus. Hat mir noch gestern g'sagt: „Schau, Seppel, wenn ich hinausschau', wird mir immer ganz schwer um's Herz und möcht' doch nit für viel Geld, daß ich anderswo wohnte. Mir ist's halt, als ob unser Herrgott öfter bei mir einkehrte, als er sonst thun würd'! Behüt euch Gott und laßt euch derweil! Habt ein feins Wetterle heut!“

Die ernste Stimmung, in welche mich die Erleb-

nisse des gestrigen Nachmittags und Abends versetzt hatten und die ich durch einen eintägigen Ausflug von Rothenbrunn aus nach der im ganzen Oberinnthal wohlbekannten Alpe Kühetay mildern wollte, kehrte in ihrer ganzen Stärke wieder, als ich das düstere, rauhe Thal hinanstieg, welches von Gries nach Sanct Sigmund führt. Die Erzählung des Alten hatte mir einen neuen Beweis geliefert, mit wie unzähligen Gefahren und Schrecknissen die Bewohner dieser engen Hochthäler zu kämpfen haben, für die mich in so hohem Grade Liebe und Interesse durchdrang, und nicht nur die Wildheit der Natur ringsum mahnte mich fortwährend daran, sondern auch die zahlreichen Marterlen, Gedächtnißmale von Holz, auf denen der vorüberschreitende Wanderer in bildlicher Darstellung bald von diesem, bald von jenem Unglücksfall Kunde erhält, das sich auf derselben Stelle oder doch in der Nähe ereignete, und zugleich aufgefordert wird, für die arme Seele des Verunglückten zu beten. Hier schlägt eine Tanne auf den nieder, der es wagte, die Axt an ihren mächtigen Stamm zu legen; dort streckt ein Kind Kopf und Arme aus dem Wildbach, der es mit sich fortreißt, hervor und die heilige Jungfrau, mit dem Jesuskind auf dem Arm, winkt ihm aus den Wolken zu. Auf einem dritten Marterle schlummern Mann, Frau und Kind friedlich auf ihrem Lager, während rothe Feuerflammen bereits zu Thüre und Fenstern hereinschlagend, binnen Kurzem das hölzerne Haus sammt seinen Bewohnern verzehrt haben.

Allüberall in diesen Thälern lauert der unerbittlichste Feind des Menschen, der Tod. Er kommt nicht langsam von Ferne dahergezogen, daß dem Menschen Zeit bleibt, sich zu rüsten zum verzweifelten Kampfe um das Leben. Selbst von einem Kampfe ist nur selten die Rede. Blitzschnell stürzt der Feind aus seinem Verstecke hervor, überfällt hinterrücks das auserlesene Opfer, und glücklich kann es sich schätzen, wenn ihm ein kurzes Stoßgebet zu beten verstattet wird. Zwar streift der Tod nicht nur im Thal und auf den Bergen umher, das Flachland muß ihm ebenso zahlreiche Opfer liefern; aber er überfällt fast niemals wie ein Dieb in der Nacht den Bewohner der Ebene. Auf's Krankenlager geworfen, kann dieser Tage und Wochen lang mit ihm streiten, Aerzte, Verwandte und Freunde eilen zu seinem Beistande herbei, und was Liebe und Eifer, Geschick und Kunstfertigkeit zu leisten vermögen, das wird aufgeboten, um dem blutgierigen Angreifer den Sieg unmöglich zu machen oder doch zu erschweren. Und ist Alles vergebens, fühlt der Kranke, daß seine Kräfte immer mehr schwinden und er zuletzt erliegen muß, da darf er noch ruhig mit dem Leben abschließen und vor den Pforten des Jenseits, wohin der Tod ihn entführen will, wieder gut zu machen versuchen, was er im Diesseits verschuldete.

Ach, wie nahe liegt für den Bewohner der Ebene die Gefahr, wenn er in der Fülle der Kraft und Gesundheit dasteht, sein Herz an die Erde zu hängen, die

seine geringen Mühen so reichlich belohnt und sein Leben so selten irgend einer Gefahr aussetzt. Der Himmel scheint ihm noch so fern und ein langes Erdenleben vor ihm zu liegen. „Das möglichst schön zu gestalten, muß meine nächste Sorge sein," denkt er; „wenn erst das Alter da ist und mit ihm der Tod, bleibt mir noch Zeit genug, mich auf den Himmel vorzubereiten." Aber Gott will mit rastlosem Eifer gesucht sein. Wohl glaubt mancher Bewohner der Ebene, ohne einen solchen Gefährten die Lebensreise machen zu können; der eigene Verstand, den er für so scharf und erfinderisch, das eigene Herz, das er für so stark hält in den Tagen des Leidens, genügen ihm, wie er meint, wenn er der Hülfe, des Rathes und Trostes bedürftig ist. Kommt dann die letzte Stunde der Lebensreise und gilt es, in ein anderes Land hinüber zu wandern auf Pfaden, die rauher sind als die rauhesten Gebirgspfade, da lassen ihn Verstand und Herz im Stich und verzweifelt sieht er sich nach dem einzigen Gefährten um, aus dessen Antlitz er Trost schöpfen, auf dessen Geleite er vertrauen kann. Zuweilen läßt er sich finden, aber nicht immer. Dem Gebirgsbewohner liegt die Gefahr ferne, den Himmel über die Erde zu vergessen; für die Mühe und Qual seines Daseins läßt ihm der gütige Gott diesen reichen Ersatz zu Theil werden.

Dem Reisenden, der in's Land Tirol kommt, sind die vielen Kapellen und Cruzifixe auffällig, denen er begegnet. Vor jedem zieht sein Führer den Hut, und

der Fremde schaut zu den hohen Bergkuppen empor, wie die Nebel sie tanzend umkreisen; schwarze, ungestaltete Wolken jagen am Himmel, der Sturm pfeift in den Bergen, und der Fremde spricht zu sich selbst: „Gebirgsvölker sind immer abergläubisch, das bringen die Berge mit sich!“ Er ziehe nicht nur die breiten Heerstraßen entlang, er steige hinauf auf's Mittelgebirge, in die engen Hochthäler und betrachte die zahllosen Marterlen auf allen Wegen und Stegen; dann wird er auch die Menge der Kapellen und Cruzifixe erklärlich finden. Die Tirolerhäuser schauen so friedlich und freundlich aus; vielleicht setzt er den Fuß in dieses und jenes, er findet, daß Friede und Freude drinnen wohnen, und wenn er auch noch nicht die Meinung fahren läßt, daß daneben der Aberglaube seine Wohnstätte hat, so spricht er ihm wenigstens das Prädicat „finster“ ab, das ihm im Denken und Sprechen so geläufig geworden war. Immer besser gefällt es ihm unter den Bauern, Holzfällern und Hirten; ihr vermeintlicher Aberglaube berührt ihn nicht mehr unangenehm, er langweilt sich nicht mehr bei ihrem Rosenkranze, und wenn er dann wiederum ein Thal durchwandert, einen Führer zur Seite, zieht er mit ihm zugleich den Hut vor Kapelle und Cruzifix und spricht zu sich selbst: „Gebirgsvölker sind immer fromm, das bringen die Berge mit sich!“

IX.

Kühetay.

Einst und Jetzt.

Auf grüner Alpe steht ein fürstliches Jagdschloß. Thürme und Zinnen ragen nicht in die Lüfte hinein, aber der mächtige Stein- und Holzbau liegt höher als fast alle anderen Schlösser der Erde und zu beiden Seiten desselben erheben sich Felsthürme und Felsenzinnen, welche die flüchtige Gemse erklettert und der König der Vögel, der Adler, im Fluge umkreis't. — Einst hat der Besitzer des Alpenschlosses Fürsten, Grafen und edle Herren aus der Nähe und Ferne zur Jagd geladen. Noch nicht lange ist der Morgen über die Berge gekommen, aber schon sind Wirth und Gäste beim Imbiß versammelt. In den hohen, getäfelten Räumen des oberen Stockes wird wacker geschmaust und gezecht an den lang sich hinziehenden Tischen, um sich weidlich für die Strapazen eines Waidwerks zu stärken, mit welchem verglichen die Jagden der Ebene nur Kinderspiel sind, und Manches trägt zum ungetrübten und ungetheilten Genusse der Tafelfreuden bei. Ungeheure, blauweiße Kachelöfen, deren riesige Verhältnisse mit der Höhe und der hohen Lage dieser Zimmer in Einklang stehen, verbreiten eine behagliche Wärme und fällt der Blick auf eins der Fenster mit ihren ungemein tiefen, getäfelten Nischen, die von der Dicke der Schloßmauern das vollgültigste Zeugniß ablegen, so lassen die draußen befindlichen Triften und Berge und was

sich darauf bewegt auch nicht für einen Augenblick den saftigen Hirschbraten und den feurigen Etschländer vergessen, welche die Hauptbestandtheile des Morgenimbisses ausmachen; denn die Fenster bestehen aus unzähligen rundlichen Scheiben von mattem, fast undurchsichtigem Glase, damit die Augen der Schloßbewohner soviel als möglich vor der schädlichen Einwirkung der blendenden Schneedecke geschützt werden, welche acht Monate lang Alles bedeckt und sich sogar in den übrigen vier Monaten des Jahres zuweilen auf einige Stunden ausbreitet.

Endlich tönt lautes Rüdengebell von unten herauf und mahnt zum Aufbruch. Die Herren erheben sich, greifen zu Büchse und Spieß und verfügen sich in das untere Stockwerk. Treten wir mit ihnen hinaus aus der engen, niedrigen Thüre, so blicken wir auf ein buntes, bewegtes Treiben. Hunderte von Bauern, zur Hetzjagd aufgeboten, tummeln sich vor uns, dazwischen fürstliche Jäger, Rüdenknechte und Hundsbuben, eifrig bemüht, die zahlreichen Koppeln kläffender Jagdhunde und Schafrüden in Ordnung zu halten. Einige tragen zusammengerollte, breite Hohetücher von grober Leinewand nebst Strängen, Stricken und Stangen, um damit Gebüsche und Gehölze zu umspannen, die zu groß sind, um füglich mit Windhunden umstellt zu werden, und sieh, dort hat sich ein stattlicher Bursch in einen starken Harnisch gesteckt, ein großes Messer blitzt in der nervigten Faust, er will persönlich den Kampf mit dem Honigfreunde, dem Bären aufnehmen; nicht bangt

ihm vor seiner Umarmung, die er mit einem Stiche in's Herz des schwarzen Feindes vergelten wird.

Trommeln und Hörner erschallen, die Rüden bellen noch lauter, und der ganze Zug setzt sich nach Sanct Sigmund zu in Bewegung, indeß mehrere edle Gäste des Schloßherrn schon lange vor Tagesanbruch nach den schroffen Felsenzügen aufbrachen, welche die oberhalb des Firsterthals liegenden Gebirgsseen begränzen; denn die Gemse will überrascht sein, ehe sie sich von ihrem nächtlichen Lager zwischen den Felsblöcken eines kleinen Steinthals erhoben hat, und vor dem ersten Grauen des Morgens muß Derjenige, welcher den Steinbock als Jagdbeute heimbringen will, die höchsten Felsengräte erreicht haben, weil dieser dann aus den Bergwäldern hinaufsteigt, wo er des Nachts weidete.

Jene Zeiten fürstlicher Pracht und Herrlichkeit sind längst für Kühetay vorüber; sie erstarb allmählich, wie die Geschlechter des Hochwald- und Hochgebirgswildes dahinstarben, und verwundert horcht in der benachbarten Alpenhütte der Kühbub auf, kauernd am lodernden Heerdfeuer, wenn ihm der grauhaarige Senne von fürstlicher Jagd und Jagdbeute erzählt, was ihm selbst der Vater aus alter Zeit mittheilte. Das Jagdschloß, obwohl es weder von Außen noch von Innen irgend eine Spur von Verfall zeigt, obwohl noch daneben die Kapelle steht, in welcher die Verehrer des heiligen Hubertus der Frühmesse beizuwohnen pflegten, ist zu einer Art Alpenhütte im Großen geworden, welche zugleich als Herberge dient, und nur ein matter

Schimmer des früheren Glanzes fällt auf den mächtigen Bau, wenn sein jetziger Besitzer, der edle Graf von Wolkenstein, dort einige Tage im Sommer zubringt. Mit spottenden Worten zeiht der Tiroler den ihm benachbarten Engadiner der Feigheit, weil es ihm so wenig gelungen ist, den Bären in seinen heimathlichen Bergwäldern auszurotten, der sich in gegenwärtigen Zeiten kaum noch zuweilen nach Tirol hinüber verirrt, und „von dem Waldhund und Unthier, dem Wolfe," wie es in einem alten Jagdbuch heißt, kommt hier ebenfalls nur selten eine Spur vor. Ruhig kann der Hirsch in jedem Bergforst zum Bache gehen, um seine lechzende Zunge zu kühlen, ohne befürchten zu dürfen, daß ein tückischer Luchs von einem Baume auf ihn herabspringt, wenn nur in jedem Bergforst, den die unersättliche holzverwüstende Hand des Menschen geschont hat, sich Hirsche fänden; aber auch das Edelwild wird immer seltener, und der Jäger sucht dasjenige Wild, welches einst die Zierde der Tiroler Alpen bildete, den prächtig gehörnten Steinbock, schon seit lange vergebens; glücklich schätzt er sich, wenn es ihm gelingt, eine Gemse zu erlegen.

„Ueber Sanct Sigmund steigen drohende, schwarze Wolken auf, ich halte dafür, daß wir umkehren! Ein Wetter droben in den Bergen ist kein Spaß!" Aber der alte Kühetayer Sommerfrischler, der jenen guten Rath gab, fand kein Gehör bei uns Uebrigen. „Naht ein Gewitter heran, so sind wir in unserem Fang um so glücklicher, und kommt es zum Ausbruch, können

wir uns noch zeitig genug zurückbegeben!" meinte ein Jüngerer, und wir setzten unsere ziemlich beschwerliche Wanderung über Steingerölle, reißende Gießbäche und sumpfige Strecken immer bergan fort. Wir waren ebenfalls auf einem Jagdzuge begriffen, aber unsere Jagd galt nicht den flüchtigen Bewohnern der Forste, der Berge oder der Lüfte, sondern denen der feuchten Tiefe; der Alpensee, der das Ziel unserer Wanderung war, sollte uns schmackhafte Forellen zum Mittagsmahl liefern. Sechs an der Zahl, war ein jeder von uns mit einer langen Ruthe nebst Angel bewaffnet; Hansel, der zwölfjährige Sohn des Kühetayer Wirthes, in dicken Beinkleidern, gestrickter Wollenjacke und wollener Kappe mit langer Quaste unter dem grauen Hute als Sommertracht, trug außerdem den Köder und an der Seite einen hölzernen Zuber, der als sicherer Aufbewahrungsort der zahlreichen Gefangenen dienen sollte, die wir zu machen gedachten.

Strenges und Zartes.

Nach etwa dreiviertel Stunden hatten wir den See erreicht und begaben uns an's Werk, und binnen Kurzem waren mehrere große Forellen mit olivengrünem, roth und weiß punktirtem Rücken und hochgelben Bauchflossen gefangen. Die einsamen Ufer schienen indeß näherer Betrachtung so sehr werth zu sein, daß ich Ruthe und Angel hinwarf und im Begriff war, fortzugehen, als einer der Anderen meinem Beispiel folgte. „Das ist für mich kein Geschäft!" rief er aus, eine

athletisch gebaute Gestalt; „der Arm wird mir lahm, ist halt besser gewohnt, mit Hammer und Amboß, als mit Fischerwerkzeugen umzugehen! Ich begleite Sie!" und wir schlugen den schmalen kaum sichtbaren Pfad ein, welcher an der Sonnenseite des Sees bald unmittelbar neben seiner grünen Spiegelfläche, bald neben kahlen, zerklüfteten Felsen und über wilde Steintrümmer sich hinzieht. Als wir eine Weile gewandert waren, hielten wir an und ließen unsere Blicke zur Rechten und Linken über den See schweifen. So einfach das Landschaftsbild auch war, welches vor uns lag, der tiefgrüne, ernste, regungslose See und die Fischer an dem einen Ende desselben als passende Staffage, so hob doch der Rahmen bei seiner gleichen Einfachheit das Bild in einer Weise hervor, daß das Auge mit Wohlgefallen auf beiden ruhte. Bild und Rahmen paßten zu einander, eins war ebenso schmucklos wie das andere. Rings um das dunkelgrüne Wasserbecken schlossen sich nackte, nicht eben hohe Berge, welche auf der gegenüber befindlichen Seite Schneeplätze und Schneemulden aufwiesen; im Hintergrunde, nach Westen hin, waren die Felskuppen mit Schnee bedeckt. Im Uebrigen fehlte, wenn man einige sporadische Grasansätze und spärliche Blümchen ausnimmt, den Steinkolossen alle Bekleidung, welche nahe an einander gerückt nur hier und da von engen, schauerlichen Schluchten und Klüften unterbrochen wurden.

„Gelobt sei Jesus Christus!" begrüßt uns ein Hirte, hinter einem Felsenvorsprung zu unserer Linken hervortretend. Den Bergstock in der Hand, die Hirtentasche

mit der Messingkette um die Achseln geschlungen, bleibt er einen Augenblick stehen, um uns zu betrachten und setzt dann seine Wanderung fort. „Gelobt sei Jesus Christus!“ lautet sein Gruß. Weshalb befremdet er mich? Vernahm ich nicht einst vor Jahren den gleichen Gruß an dem gleichen, grünen, felsenumgürteten See? und ist's doch das erste Mal, daß ich Tirol besuche, daß ich die Berge oberhalb Kühetay erklommen habe! „Gehen wir weiter!“ sagte mein Gefährte, „warum schauen Sie mit verwunderten Blicken dem Hirten nach und bald auf die Schneefelder jenseits des Sees?“ Noch einige Augenblicke stand ich in Nachdenken versunken. „Verzeihen Sie!“ erwiederte ich, „tausend schöne Erinnerungen steigen in mir auf. Dort auf jener Geröllhalde bemerke ich eine Art Rasenteppich; lassen wir uns nieder und ich erzähle Ihnen etwas von einer galizischen Sommerfrische; dann werden Sie meine verwunderten Blicke begreiflich finden.“ Wir lagerten uns und ich hub an von

Dem Kelche der Erde und dem Auge des Meeres.

„In Galizien, demjenigen Theile Oesterreichs, welcher so recht dem fernen Osten angehört, brachte ich einige Jahre in einer deutschen Familie zu. Vor zwei Sommern hielten wir Alle einen Monat Sommerfrische in einem Landhause am Dniestr. Von grünem Hügel glänzte es mit seinen weißen Mauern hinab ins Thal und war so wohnlich und behaglich eingerichtet, wie nur irgend ein Landhaus vor Innsbruck. Aber die Tiroler Sennhütten sind Paläste im Vergleich mit den sogenann-

ten Chalupen, den Häusern, welche ein Dorf am Ufer des Dniestr ausmachen. Anfangs will es einem gar nicht scheinen, daß die Erhöhungen zu beiden Seiten der Thalstraße Häuser sind, wie sie über sieben bis zehn Fuß hohe Einfriedigungen mit Löchern, die als Thore dienen, hervorragen. Einfriedigungen wie Wohnungen sind aus gleichem Material, aus Zaunruthen, dicken Zweigen und dergleichen, mit Lehm oder vielmehr Koth überzogen. Menschen und Schweine wohnen so ziemlich in einem Raume beisammen, dessen Dach nur äußerst ungenügend Schnee und Regen abhält. Wie wild auch das polnische Land war, deutsches Leben gestaltete sich inmitten desselben um so freundlicher, und jene galizische Sommerfrische bot des Interessanten so viel, daß sie mir unvergeßlich bleiben wird. Wenige Stunden von Dolina — so hießen Landhaus und Dorf — befand sich ein Erdkelch, eine Naturmerkwürdigkeit, wie sie außer Galizien kein anderes Land aufzuweisen hat. Diese Erdkelche sind Vertiefungen, deren Tiefe häufig 180 bis 360 Fuß beträgt, und aus deren Grunde meistens ein Gypsfels hervorragt, was sich höchst eigenthümlich ausnimmt. Die anhaltendsten Regengüsse vermögen den Erdkelch nicht zu füllen, durch Gyps oder eine andere weiche Steinart findet das Wasser Abfluß.

„Aber es war mir nicht nur verstattet, in den Kelch der Erde zu schauen, auch in das Auge des Meeres durfte ich einen Blick thun. Im karpathischen Hochgebirge befindet sich nämlich ein See von besonders eigenthümlicher, grüner Farbe, welcher den Namen Meerauge führt. Der polnische Bauer, mitten auf dem unermeßlichen Festlande

wohnend, kennt das Meer nur vom Hörensagen, wenn er nicht etwa auf einem Floße den Dniestr hinab ins schwarze Meer gefahren ist; daß aber das Meer wunderbar herrlich ist, weiß er wohl und glaubt, daß der liebe Gott ihn auch in dieser Hinsicht nicht gänzlich vergaß und das Meer in jenem Alpensee mit seinem schönen Auge ihn anblickt. Ist das Meer in Bewegung, so — nach dem Glauben des Volkes — wallt und braust auch der See, der, von unergründlicher Tiefe, mit dem Meere in Verbindung stehen soll. Einst machte ich mit den Herren vom Hause, in dem ich weilte, einen Ausflug dorthin, und während wir in Betrachtung desselben und der ihn umgebenden Gebirgswelt dastanden, kam ein Hirte des Weges und begrüßte uns mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!" Klang das „Gelobt" auch anders in polnischer Zunge, das „Jesus Christus" war dasselbe, wie das des Hirten, der uns eben begegnete. Dieser versetzte mich wie mit einem Schlage von den Alpen nach den Karpathen, an die Ufer des Meerauges. Ich habe das schöne Tiefgrüne des Meerauges, seine romantische Umgebung hier in Tirol wieder gefunden!"

„„Gelobt sei Jesus Christus!"" der katholische, der allgemeine Gruß, der vom Aufgange zum Niedergange schallt, verstehe ich jetzt besser als damals," fügte ich in Gedanken hinzu.

Meine Mittheilungen schienen meinen Gefährten unterhalten zu haben; er wollte ganz genau wissen, wie es in und um das Meerauge ausgesehen habe. „Eins vermisse ich hier," bemerkte ich unter Anderem, „was die

Umgebungen des Karpathensee's schmückt, das sind die Alpenrosen mit ihren carminrothen Glockensträußchen!"

„Und an Toni's Glöcklein haben Sie keine Freude?" fragte mich mein Begleiter. Mit diesen Worten pflückte er mehrere kleine Blumen ab und reichte sie mir. An dem niedrigen Stengel nickte eine lilafarbene, fein ausgezahnte Glockenblume; die ganze Pflanze — ihr botanischer Name lautet Soldanella alpina — war von besonderer Zierlichkeit und ich konnte ihr meinen Beifall nicht versagen. Ich erhob mich und begann, mir etwas näher den steinigten Boden anzuschauen, der keineswegs so nackt und bloß zu sein schien, wie er mir Anfangs vorgekommen war. Da entdeckte ich denn nicht nur Toni's Glöcklein in Menge, sondern zwischen den Felsenritzen und Ritzchen, wo ich kaum ein wenig Erde gewahrte, lachten mir niedliche, farbige Blumen entgegen. Hier haucht die Alpenprimel, der hochgeschätzte Speik der Tiroler, seine köstlichen Düfte aus, dort öffnet das gelbe Alpenveilchen sein dunkel gestreiftes Kelchlein, und von dem Gipfel einer ziemlich steilen Anhöhe, die mein Gefährte indessen erklommen hat, ruft er mir: „Edelweiß, Edelweiß!" zu, und winkt mir mit einem großen, grauweißen Pflanzenbüschel, ebenfalls hinaufzukommen. Ich leiste seinem Winke Folge, und siehe! das unverwelkliche Edelweiß mit seinen sammetartigen, weißlichen Blumenblättern um den dunkel getupften Staubfädenbüschel herum, guckt zwischen spärlichem kurzem Grase allenthalben hervor! Mein Gefährte hatte bereits seinen Hut mit einem dicken Strauße des edlen Alpenkrautes geschmückt.

„Nicht wahr, an unseren Tiroler Seen wachsen auch schöne Blumen," sagte er, „aber Alpenrosen sind nicht so leicht zu ersetzen! Mich freut's halt jeden Sommer, wenn ich zuerst eine zu Gesicht bekomme. Habe alle Rosen gern, müssen mir Frau und Kinder ersetzen. Mein Wohnzimmer hat fast den ganzen Tag die Sonne. Stehen Rosenstöcke vor allen Fenstern und bringe sie regelmäßig im Winter zum Blühen, ehe das heilige Osterfest in's Land kommt. Dann schneide ich alle aufgeblühten Rosen und alle Knospen auf einmal ab, um das heilige Grab damit zu schmücken."

Ich sah von den Edelweiß und Alpenprimeln, die ich pflückte, empor zu dem großen Manne mit den Herkulesschultern. „Die Tiroler sind wie ihre Berge," dachte ich; „wer schaut es dem rauhen Gestein auf den ersten Blick an, daß ihm Blumen entsprießen, so zart und duftig, wie keine der Ebene sind?"

Bei einem Galter.

Sonderbar pfiff und heulte es plötzlich in den Bergen, schreiend flogen aus einer benachbarten Kluft Schneehühner auf, und ein starker Donnerschlag ließ sich hören, obwohl das Stück Himmelsdecke über uns und den See noch vollkommen wolkenlos war. Wir brachen auf, um unsere Begleiter möglichst schnell zu erreichen und mit ihnen gemeinsam den Heimweg anzutreten. Immer stärker rollte der Donner, dunkle Wolken überzogen das Blau des Himmels, fahle Blitze zuckten, die Windesbraut raste durch Felsen und Klüfte

und peitschte den See, daß seine grünen Wasser schäumend hochauf spritzten; nur mit Mühe vermochten wir uns aufrecht zu erhalten. Schon von Ferne mahnten uns die zurückgebliebenen Gefährten zur Eile, wir erreichten sie endlich, und nun ging es im Sturmschritte vorwärts auf Kühetay zu, unseren kleinen Führer, den Hansel an der Spitze. Aber des Hochwetters Schritte waren schneller als die unsrigen. Die schwarzen Wolken entluden sich in einen furchtbaren Hagelschauer, nicht Körner, sondern Stücke Hagels trafen uns, Hören und Sehen wollte mir vergehen, mechanisch folgte ich meinem Vordermanne, und als sich endlich eine niedrige Thüre vor uns öffnete und wir uns sicher unter Dach und Fach befanden, war geraume Zeit nöthig, ehe ich mich von den Schrecknissen des draußen überstandenen Hochwetters erholt hatte, an welches mich noch fortwährend das Geprassel des Hagels auf das Dach der Hütte erinnerte. Hansel hatte uns hierher geführt, weil Kühetay viel weiter entfernt lag und der Hirte — es war derselbe, der dem Schmied und mir am See begegnet war — uns die gastfreundlichste Aufnahme zu Theil werden ließ.

Keine Familie Altenglands kann sich behaglicher fühlen in den hohen, weichgepolsterten Lehnsesseln, ringsum das lodernde Kaminfeuer, als uns zerschlagenen und durchkälteten Herren von der Ruthe und Angel auf den zwei schmalen Holzbänken zu Muth war, welche unser Wirth sofort um das Heerdfeuer gerückt hatte. Der große, mit Milch gefüllte Kessel über demselben

verhieß uns baldiges Labsal; nicht weniger erquicklich war es, zu sehen, wie der alte Hirt geschäftig zinnerne Schüsseln, Brod, Butter und Käse aus dem Gaden holte, und also alle Zurüstungen zu einem kräftigen Mahle traf, während der Kühbub das Feuer sorgsam mit Holzscheiten unterhielt und in den Pausen seiner Schalmei von Birkenrinde allerlei Töne entlockte, die uns eine vortreffliche Tafelmusik zu versprechen schienen. Die Milch, der einzige warme Gang unseres Diner, nimmt unsere Aufmerksamkeit jedoch vorwaltend in Anspruch. Jetzt treibt sie an den Seiten Bläschen, schäumt und wallt, der Hirte nimmt sie vom Feuer und schüttet sie in die zinnernen Schüsseln, worauf wir die Bänke um den Tisch rücken und zu den Löffeln greifen. O weh! Nur ein Vierteldutzend zinnerner Löffel fand sich vor und der hungerigen Gäste war ein halbes.

„Drei müssen halt warten," sagte unser Wirth. Dagegen war Nichts einzuwenden, und für Alle war genug vorhanden. „Wo ist denn der Zuber?" fragte einer von uns. Wir hatten ihn und seinen trefflichen Inhalt vollkommen vergessen und vor der Thüre liegen lassen. Flugs holte sie Hansel und bald dampften gebratene Forellen vor uns, bei dessen Verspeisung uns Gesellschaft zu leisten der Hirt und sein Kühbub keineswegs verschmähten. „Mir schmeckte es nirgends besser, als in dieser Sennhütte!" äußerte ich. „Ich bin kein Senne, bin nur ein Galter," sagte bescheiden der Hirte. „All' mein Vieh ist Galtvieh, nur wenige meiner Kühe geben Milch; war all mein Lebtag nur Galter." Nach

beendigter Mahlzeit prüften wir das Wetter; auf den Hagel war ein ziemlich heftiger Regen gefolgt, der uns jedoch nicht abhielt, nach Kühetay aufzubrechen, nachdem wir dem Galter unseren Dank in Wort und That ausgedrückt hatten.

X.

Tod und Leben.

Dank sei Gott und dem heiligen Engel,
So auch die Nacht
Schützend die schlafende Unschuld bewacht,

las ich auf einer Votivtafel, die unter anderen frischbemalten Votivtafeln, Marterlen und Grabmonumenten auf der Bank vor dem Hause des Malers von Sellrain zum Trocknen hingestellt waren. Soeben von Kühetay angelangt, wo ein Geistlicher, der sich dort gerade in der Sommerfrische befand, die sonntägliche Messe gelesen hatte, zog beim Durchwandern des Dorfes nach Rothenbrunn zu jene kleine Ausstellung meine Aufmerksamkeit auf sich. Das obige Verschen befand sich unter einem Bilde, das einen kleinen Knaben darstellte, der unter einer Tanne im düsteren Walde schlummert. Als ich es noch betrachtete, und mich über das pausbackige Gesicht des Buben freute, der weder Hunger noch Kummer im Walde gelitten zu haben schien, trat ein schlanker Mann heraus, ohne Kopfbedeckung, der Maler. Es lag eine solche Milde, verbunden mit einem Anfluge schwärmerischer Begeisterung in seinen himmelblauen Augen, wie sie

recht wohl für einen Mann paßte, dessen Beschäftigung es war, sowohl Madonnen und Heilige, wie mit dem Tode ringende oder ihm schon anheim gefallene Menschen zu malen. „Ein vierjähriger Bube, den die Eltern mit in den Hochwald genommen hatten," sagte er freundlich und deutete auf die Votivtafel, „kam von ihnen ab und wurde erst nach drei Tagen unter einem Baume schlafend ganz gesund und frisch wieder aufgefunden."

An die Votivtafel lehnte sich ein Grabmonument mit der Inschrift: Hier ruht Aloys Bacher, geboren den 21. Januar 1802, gestorben den 2. Juli 1857. Einer seiner Söhne ist Priester.

Daneben erblickte ich endlich ein einfaches Marterle, auf welchem ein junger Bursche am Fuße eines grünen Abhanges unter einem mächtigen Baume lag, den seine rothen, rundigen Früchte als Kirschenbaum zu erkennen gaben. Der junge Bursche war der Franz von Sanct Krain. Ich erzählte dem Maler, auf welche Weise ich ihn kennen gelernt habe und von der Art seines Todes unterrichtet worden sei. „Er wurde am gestrigen Tage beerdigt," sagte der Maler, „schon am Morgen desselben bestellte die Mutter das Marterle."

Ich verabschiedete mich von dem Maler und wanderte weiter. Da kam mir der Stubayer entgegen. Ernst und Trübsinn waren aus seinem Gesichte verschwunden, und wie er so des Weges daher kam, Licht und Freude in den gutmüthigen Zügen, mit den hellen funkelnden Augen, war er ganz das Ebenbild des Johann, als dieser

die Anerkennung, welche ich der Schönheit seiner Heimath zu Theil werden ließ, mit dem Liede

Wo ich geh und steh
Thuat miars Herz so weh .

lohnte, das er mit nichts weniger als wehmüthigem Ausdrucke vortrug. Ach, wie herzlich wünschte ich dem Freunde, daß seine Heiterkeit bald aus derselben Quelle fließen möchte, aus der offenbar Michel's floß. Der Freund hatte bis jetzt nur Liebes Leid kennen gelernt, ob er jemals Liebes Lust kosten würde, war zweifelhaft. Dem Stubayer war das Glück günstiger gewesen, und seine Worte bestätigten meine Vermuthung, daß er fest darauf hoffen durfte, von Mutter und Tochter droben auf Sanct Krain als Sohn und Bräutigam willkommen geheißen zu werden, wenn der erste Schmerz über den erlittenen herben Verlust vorüber sei. Noch einige Tage wollte Michel in Rothenbrunn bleiben, um der Bäuerin auszuhelfen, bis sie einen tüchtigen Knecht gefunden hatte; dann wollte er nach seinem eigenen Bauerngute im Stubay heimkehren, im Laufe des Herbstes aber noch einmal Sanct Krain besuchen. Meister Valentin beklagte sich beim Mittagstische bitter darüber, daß der Malefizbub, der Michel, doch gekommen sei, ihn, die Rosalie und das Tonerle heimzusuchen, und nicht die Seph und ihre Mutter in Sanct Krain.

Zum letzten Male für dieses Jahr in Bad Rothenbrunn machte Nachmittags, ungefähr um drei Uhr, Pater Remigius' hörnerne Schnupftabacksdose die Runde. Alle Badegäste waren versammelt, um dem ehrwürdigen

alten Herrn Lebewohl zu sagen, der im Begriffe stand, nach Innsbruck abzureisen. Der Abschiedstrunk war auf der Steinbank vor dem Hause eingenommen worden, Naz, Seppel und die anderen kleinen Freunde des Paters hatten auch zuweilen aus dessen Glase nippen dürfen; eben gab der Alte noch jedem von ihnen ein Bildchen, dessen Namenspatron vorstellend, und die Betrübniß, welche das Herz der kleinen Buben in der Abschiedsstunde erfüllte, wurde bedeutend durch die Freude über das Abschiedsgeschenk gemildert. Der Pater drückte Groß und Klein die Hand, dann wanderte er davon, und mehrere von uns gaben ihm noch eine weite Strecke das Geleite.

XI.

Ein Bettelmönch und noch einer,

oder

Schöner Beschluß meiner Sommerfrische.

„Behüt' Ihne Gott, und wenn sie mal wieder ins Sellrain kommen, so geben Sie uns die Ehre!" Mit diesen Worten sagte mir die flinke Kellnerin von Bad Rothenbrunn Lebewohl, nachdem sie mir ein Glas köstlicher Milch zum Abschiede credenzt hatte. Ich ergriff den Wanderstab und verließ das einsame Haus, denn die Sonne hatte noch nicht einmal begonnen, die Gipfel der Berge zu röthen, und ein kühler Morgenwind strich durch das Thal. Um so angenehmer war das Marschiren. Mit vollen Zügen sog ich die balsamischen Düfte ein,

welche die Nadelholzwaldungen und Gebüsche ausströmten, durch die mich mein Weg führte, und bald stieg ich die Terrassen des Mittelgebirges hinab, passirte den reißenden Ranken und wanderte den Inn hinauf auf Rodau zu. Das Thor, welches zu Hans Jörgens Hof führte, war so einladend weit geöffnet, daß ich, statt bis zur eigentlichen Hausthüre zu gehen, durch das Hofthor meine Schritte lenkte. Ich hatte mich unterwegs längere Zeit in einigen Dörfern aufgehalten und so war die Mittagszeit schon beinahe herangekommen. Auf der Bank, die sich längs der Hausmauer rechts vom Eingange hinzog, saßen mehrere Knechte nach gethaner Morgenarbeit und unter ihnen ein junger Franziscaner. Freundlich begrüßten sie mich und ich nahm unter ihnen an der Seite des Bettelmönches Platz. Die gewöhnlichen Fragen „woher“ und „wohin“ wurden gewechselt, der junge Klosterbruder, Pater Gaudentius, war auf der Heimkehr von München begriffen, und eben begann er, mir von den Sehenswürdigkeiten des deutschen Athen zu erzählen, das ich selbst noch nicht besucht hatte, als man uns zum Mittagessen rief. Nach Beendigung desselben wurde ein Roß vor den Einspänner gespannt, Johann wollte den Pater nach Haltingen führen, und gern folgte ich seiner Einladung, mit einzusteigen. Wie im Fluge rollten wir dahin, ich bat meinen Nachbar, in seinen durch das Mittagessen unterbrochenen freundlichen Mittheilungen fortzufahren, und war ich in den letzten Tagen durch Thäler, reich an Naturschönheiten aller Art gepilgert, so ging ich jetzt an des Paters Hand über Mün-

chens Max-Josephs- und Odeonsplatz, an der Feldherrnhalle vorüber die neue Ludwigsstraße entlang und schlug dann den Weg nach den Arkaden ein, die den Hofgarten von zwei Seiten begränzen. Mit lebendigen Worten schilderte er mir die geschichtlichen und landschaftlichen Fresken, die enkaustischen Gemälde, welche Scenen aus dem griechischen Freiheitskampfe darstellen, und führte mich durch die Museen und Gallerien der bayerischen Hauptstadt, indem er in gewählter Weise, mit feinem Urtheile die schönsten und bedeutendsten Kunstschätze hervor hob. „Wie fanden Sie Oper und Schauspiel?“ fragte ich. „Mein geistliches Gewand schließt mich von Dergleichen aus, obwohl die Pflege der Musik zu den Hauptbestrebungen unseres Ordens gehört,“ erwiederte er mit einem mildem Lächeln.

Ich hatte über den gelehrten Kunsthistoriker, den feinfühlenden Aesthetiker ganz den Franziscaner vergessen in der groben, härenen Kutte, den schlechten Sandalen, mit dem schmalen Kranze von Haaren um das geschorene Haupt, das sowohl den sengenden Strahlen der Sonne, wie Regengüssen, Schnee und Hagel preisgegeben war, wenn der Kuttenmann es nicht vorzog, über dasselbe den Kragen seines Gewandes zu ziehen, welches Nacken und Rücken des Novizen blutig gerieben hatte.

„Man fliegt nicht ohne Weiteres in den Himmel hinein!“ Ich erinnerte mich dieses Ausdruckes, den ich einmal von Pater Clemens in Venedig hörte.

Und wie viel schöne Gedanken barg der kahle Kopf!

Welch' ein frisches Leben regte sich unter der steifen, härenen Kutte! Sie blieb sich gleich, Sommer und Winter, bei Regen und Sonnenschein, aber das junge Leben, das sie deckte, grünte fortwährend und trieb immer neue Knospen und Blüthen. Wissenschaft und Kunst waren die Quellen, die es nährten, und das reiche Leben überhob sich niemals im Gefühle seines Reichthumes; immer erschien es sich selbst dürftig und armselig, im Anschauen Dessen versunken, von dem es heißt: „In ihm leben, weben und sind wir." Die Früchte, welche auf Knospen und Blüthen folgten, waren deshalb so köstlich, weil Selbstüberwindung und Demuth sie zeitigten.

Haltingen war nicht mehr weit. Der Franziscaner nahm einen Rosenkranz hervor und reichte ihn dem Johann. „Nehmen Sie damit fürlieb, Rosenkränze sind die einzige Münze, die wir auf der Reise bei uns führen dürfen!" „Behalten Sie nur," erwiederte der Angeredete freundlich. „Wir bekommen halt so viele Rosenkränze, daß wir sie immer verschenken." Lächelnd steckte der Klosterbruder sein Geld wieder ein, stattete für die genossene Güte und Gastfreundschaft seinen Dank ab und zog dann zu Fuße weiter. Nach kurzer Rast im Wirthshause begaben Johann und ich uns wieder auf den Heimweg.

„Was für ein kleins Mandl geht dort im Wege?" sagte der Johann; „hat einen langen schwarzen Rock an, scheint ein geistlicher Herr zu sein. Mit Verlaub, Euer Hochwürden, wollens nicht bei uns aufsitzen?"

Der Angeredete sah zu uns empor und nickte beifällig. Rasch schwang sich der Johann aus der Chaise, von wo aus er bis dahin die Rosse gelenkt hatte, auf den Vordersitz hinüber, und bald saß wiederum ein Geistlicher neben mir, höchst verschieden von demjenigen, in dessen Gesellschaft ich von Rodau nach Haltingen gefahren war. Ein kleins Mandl war's in der That, aber gedrungen und kräftig. Die grauen, etwas gelockten Haare quollen in reichlicher Fülle unter dem braunen Reisehut hervor; nur schwach gefurcht war die hohe Stirne des Alten, der etwa ein Sechziger sein mochte, und übermäßiges Studiren und Grübeln trugen offenbar nicht Schuld an den Furchen, denn der ganze Ausdruck des Gesichtes mit den hellen, freundlichen Augen, die Art und Weise des Einsteigens und die Rede des geistlichen Herrn gaben den Mann des praktischen Lebens und der That zu erkennen. Nachdem mein Nachbar und ich über Allerlei hin und her geredet hatten, erzählte er mir, daß er von Brennbüchel komme, wo er wohnhaft sei.

„Da ist Euer Hochwürden auch wohl der Herr Stephan Griesmer bekannt?" fragte Johann, sich auf seinem Sitze umwendend. „Der bin ich selber," erwiederte der Angeredete. „Ihr seid das Stepherle?" unwillkürlich entschlüpften dem Johann die beiden letzten Worte, ich hatte sie schon oft in des alten Hans Jörg Hause aussprechen hören. „Da wird der Vater eine Freud' haben, daß ich Sie heimbringe! Müssen ein paar Tage bei uns ausrasten, der Vater thut's schon nicht anders." „Und wer ist denn euer Vater?" Der Johann nannte ihn.

„Mein alter, guter Kriegskamerad! Blieb gern eine Weile in Rodau, aber hab Eile. Muß heute noch weiter nach Telfs und Zirl und morgen nach Innsbruck. Soll ein Klösterlein gebaut werden für die barmherzigen Schwestern, und hat man mich gebeten, daß ich Geld sammele zum Baue im ganzen Tiroler Lande. Ist nicht das erste Mal, daß ich betteln gehe zu guten Zwecken. Vor acht Tagen war ich im Vintschgau; morgen klopfe ich bei den reichen Herren von Innsbruck an, dann geht's zu Fuße weiter ins Pusterthal. Ein Tausend Gulden sind schon beisammen."

„Und Sie machen all' diese Reisen zu Fuß?" fragte erstaunt der Johann. „Immer zu Fuße, diesen Stock, der mir schon dreißig Jahre gedient hat, in der Hand, und diese Ledertasche mit Brevier und Leibwäsche um die Achsel. Die Mutter — Gott habe sie selig — gab sie mir mit, als ich Student werden sollte; war dazumal nicht so dunkelbraun, als sie jetzt ist. Solch' ein Leder ist in ganz Innsbruck nicht mehr zu kaufen." Er nahm seine Tasche hervor und zeigte sie uns. „Aber Sie müssen schon hochbetagt sein, Euer Hochwürden!" meinte der Johann. „Drei und achtzig Jahre hat der Herr über Leben und Tod mir schon zu Theil werden lassen," erwiederte das Stepherle, „und — Dank ihm — das Alter ist für mich keine Bürde!"

Nein, es beugte ihn nicht, das sah man dem Greise an. Aufrecht, wie ein Jüngling, war er des Weges daher gekommen mit raschen Schritten, und wer in das von Gesundheit geröthete Antlitz blickt, würde die Ver-

sicherung des Alten, daß drei und achtzig Jahre über sein Haupt dahingegangen sind, für eitel Lügen halten, wenn nicht die grauen Augen so ehrlich und treu dreinschauten, und wenn es nicht Stephan Griesmer wäre, mit welchem man redete, einer der berühmtesten und verdienstvollsten Männer Tirols, dessen Name neben dem Andreas Hofer's auf ewig eingegraben ist in den Tafeln der Geschichte.

Feldkaplan in den Kriegen mit den Franzosen und Bayern zu Anfang dieses Jahrhunderts, feuerte er nicht nur mit beredten Worten die Landesvertheidiger unter dem Oberbefehle Andreas Hofer's fortwährend zur heldenmüthigsten Tapferkeit und zum geduldigen Ausharren in allen Gefahren und Widerwärtigkeiten an, sondern war ihnen selbst hierin ein leuchtendes Vorbild. Da sein geistlicher Stand ihm verbot, mit eigener Hand Blut zu vergießen, und wenn es auch das Blut frecher Eindringlinge, übermüthiger Unterdrücker war, die als Feinde des angestammten Herrscherhauses, als Feinde der Kirche, der uralten heiligen Sitten und Gebräuche ins Land kamen, so mußte er sich damit begnügen, als Knappe seiner Schwester, einer zweiten Jungfrau von Orleans, ins Feld zu ziehen. Immer an der Seite der Schwester, lud er den Stutzen, den sie auf Franzosen oder Bayern abfeuerte, und der Knappe schwang sich durch Muth und Klugheit zum Befehlshaber empor, ohne deshalb seiner Knappendienste zu entsagen. Das Geschwisterpaar stand an der Spitze des zum Theil aus Weibern bestehenden Haufens, welcher, von der glühend-

sten Vaterlandsliebe beseelt an der Pontlatzbrücke zwischen Pfunds und Landeck dem Vordringen der Feinde ein Ziel setzte. Auf den Felsen, welche fast unmittelbar auf dem rechten Ufer des Inn emporsteigen, postirt, rieb die kleine Schaar durch ein wohlunterhaltenes Gewehrfeuer und das Herabstürzen mächtiger Felsblöcke fast die ganze Heeresabtheilung auf, welche den Uebergang über die Brücke erzwingen wollte, und das Stepherle war so gefürchtet und gehaßt von den Bayern, daß ein Preis von Tausenden auf seinen Kopf gesetzt wurde. Unter den armen Gebirgsbewohnern fand sich kein Judas, der den Preis verdienen wollte. Starkes Gottvertrauen und froher Muth halfen den Verfolgten über alle Gefahren hinweg, und nach vielen, vielen Jahren war der schlichte Tiroler Priester von Gott dazu ausersehen, dem unvergeßlichen Sachsenkönige August die Sterbesacramente zu reichen.

Mir wurde ganz eigen zu Muthe neben dem kleinen Manne, der sich eifrig mit dem Johann unterhielt. Die Ledertasche lag auf seinen Knieen, den braunen Knotenstock hielt die Rechte umfaßt. Ich mußte sie unwillkührlich näher betrachten, die noch immer voll Mark und Kraft zu sein schien. Des Mannes Rechte hob unzählige Male die blinkende Monstranz zum blauen Himmel empor, daß die versammelten Krieger, knieend auf grünem Rasen oder auf nacktem Fels aus des Weltheilandes Gegenwart Stärke und Muth schöpften; unermüdlich war des Mannes Rechte, wenn es galt, den Stutzen zu laden, in den vordersten Reihen,

von tödtlichen Feindeskugeln bedroht, und die Rechte des Greises bot einem sterbenden Könige die letzte Seelenspeise, die Rechte des Greises pochte an Palast und Hütte, um Gaben, Anderen bestimmt, in Empfang zu nehmen.

„Mit Verlaub, Euer Hochwürden, da Sie ein Freund von dem Vater sind, denk' ich, wir trinken eine Halbe Bier zusammen!" „Schon recht, Herr Johannes, schon recht!" Der Wagen hielt in Reitte, auf dem halben Wege zwischen Haltingen und Rodau an und der Johann ließ Getränk an den Wagen bringen. Wir Alle labten uns aus einer Kanne. Dann ging es wieder vorwärts. Der Johann brachte das Gespräch auf die Kriegsthaten Stepherle's, aber der Alte wurde einsylbig, und erst als ich von dem Zwecke seiner Wanderung zu reden begann, wurde er wieder gesprächig und ergoß sich in Lobsprüchen, die er den barmherzigen Schwestern spendete. „Sie sind die rechten Klosterschwestern, beten in Worten und Werken zugleich, sind überall bei der Hand, wo es zu pflegen und zu helfen gibt; der Geist bedarf der Pflege ebenso sehr wie der Körper, und wie viel auch anders geworden ist in der neuen Zeit, und wahrlich nicht besser, — daß in immer mehr Dörfern die barmherzigen Schwestern die Mädchen und kleinen Knaben unterweisen, ist mir eine große Freude auf meine alten Tagen!" Ich knüpfte daran einige Bemerkungen über die Wirksamkeit der Schulbrüder und Schulschwestern in Bayern und Frankreich; das Stepherle nahm mit Interesse den angeregten Gesprächsgegenstand

auf, und wie im Fluge verging die Zeit, bis wir in Rodau anlangten.

Die Freude der beiden Waffengefährten, die sich nach einer langen Reihe von Jahren zum ersten Male wieder sahen, war gleich warm und herzlich; den dringenden Bitten Hans Jörgs, mindestens bis zum morgenden Tage zu verweilen, kam ein strömender Regen als willkommener Bundesgenosse zur Hilfe. Das Stepherle mußte endlich nachgeben und verbrachte den Abend mit dem Freunde in heiterem Geplauder von vergangenen Tagen, bei dem der Johann und ich aufmerksame Zuhörer abgaben. Spät verfügten wir uns zur Ruhe, aber der mohnbekränzte Gott floh noch lange mein Lager, bis ihm das kleine Mandl im langen schwarzen Rocke, das Stepherle endlich Platz machte. Das Zusammensein mit ihm und Pater Gaudentius war ein schöner Beschluß meiner fünftägigen Sommerfrische gewesen; in den wenigen Stunden, die ich in ihrer Gesellschaft zubrachte, hatte ich einen Sommer kennen gelernt, über den kein Winter Gewalt hat, und eine Jugendfrische, die ewig des gebrechlichen Alters spottet.

III.

Ein Tiroler Priester

und

die Seinigen.

Erhaben ist das Geheimniß des Sacramentes und groß die Würde der Priester. Denn es ist ihnen gegeben, was den Engeln nicht gegeben ist. Denn allein die in der Kirche geweihten Priester haben die Gewalt, den Leib und das Blut Christi einzusegnen und das Sacrament zu spenden. — — — — Der Priester soll sich selbst als zwischen Gott und dem Volke in die Mitte gestellt ansehen.

Thomas a Kempis,
Nachfolge Christi. 4. B. 5. Hauptstück.

Inhalt.

Acherling den 28. Juli.

In der Traum- und Zaubersphäre.

In die Traum- und Zaubersphäre,
Scheint mir, bin ich eingezogen!

Wache ich wirklich oder hält mich ein Traum gefangen? Schlummere ich nicht im Elternhause am Ostseestrande?

Ein graues Haupt ward soeben sichtbar. Es schaute nach, ob das gastliche Lager wohl aufgebettet sei, das weißglänzende, weiche!

Der Mutter Haare sind auch grau und des Vaters! Ich halte sie hoch, ich halte nicht weniger hoch des Priesters Haare.

Das Alter hat sie gebleicht, aber noch mehr der Gram über die unselige Spaltung in der christlichen Welt, über die tausend und abertausend Lästerreden, welche dem Stande gelten, dem er angehört, über den giftigen Geifer, welcher von bösen Zungen gegen das schwarze Gewand gespieen wird, welches zu tragen er stolz ist.

Ein graues Haupt ward sichtbar: der Mutter Haare sind auch grau und des Vaters.

Ueber beide wurde viel Herzeleid verhängt! Denn Schicksalsschläge, tödtliche, verwundende trafen ihre Kin-

der, und bei jedem Schlage, unter welchem das Kind erbebte, erbebten auch die Eltern.

Des Priesters Leben ist ein eheloses, und doch — wem sind so viele Vaterschmerzen und Freuden bescheert, wie ihm? Wer ist, wie der Priester, für Unzählige Vater und Mutter zugleich?

Wo der Herr, da der Diener! Das Haus Gottes ist auch seines Dieners eigentliche Wohnung. In der Kirche leiht der Vater dem reuigen Bekenntnisse all der Seinigen ein lauschendes Ohr; dort ermahnt er die Seinigen, legt ihnen Buße auf, aber vergibt auch milde, was sie verbrachen.

Der ist ein schlechter Vater, welcher sich nur um die Seinigen kümmert, wenn sie sich an ihn wenden, und der Priester, wenn er ein guter Vater ist, geht in seiner Kinder Häuser aus und ein, unabläßig liegt ihm ihr Wohl und Wehe am Herzen, unabläßig sorgt er für sie, so viel er vermag.

Ihre Zahl ist groß, und das Menschenleben reich an Schmerzen und Leiden aller Art: das Vaterherz fühlt sie alle mit.

Es gibt M a n c h e r l e i, was die Haare des Priesters bleicht!

Das Kind, welches seinen Vater lieb hat, gedenkt mit inniger Freude der ersten Stunden des Wiedersehens nach langer Trennung; ich gehöre ja auch zu Pater Clemens Seinigen, aber

In die Traum- und Zaubersphäre
Scheint mir, bin ich eingezogen,

und zu dieser Stunde habe ich noch nicht die nöthige Sammlung des Geistes errungen, um einige Blätter meines Tagebuches mit dem zu füllen, was ich am heutigen Tage hörte und sah.

Acherling den 29. Juli Morgens.

Das Schlößchen zu Acherling und seine Besitzer.

„Pater Clemens ist da!" Das klang anders als „des Rauschers Moidele ist da!" Strahlend vor Freude flog Johann hinaus an den Eilwagen, aus dessen Fenster zwei bebrillte, treue, blaue Augen, ihm gar wohl bekannt, hinausschauten, und Cordula eilte ins Hinterhaus, um die blinde Regina zum Empfange des Paters zu holen. Welch' eine herzliche Begrüßung wurde ihm zu Theil! Wie warm klangen die Glückwünsche, die man ihm zu der gesunden Gesichtsfarbe machte, welche er „aus dem Reiche" heimbrachte! Wie dringend baten ihn Alle, einige Tage in Rodau auszurasten, ehe er nach Acherling aufbräche! Wie wohl sich Pater Clemens auch fühlen mochte im Kreise seiner Rodauer Freunde, mit Allgewalt zog es ihn nach dem heimathlichen Dorfe hin. Er bat mich, mit ihm aufzubrechen, ich mußte meinen Wirthen das Versprechen geben, recht oft von Acherling aus ihnen einen Besuch abzustatten, und wir bestiegen des alten Jörg Wagen, Pater Clemens, sein junger Reisegefährte, Frater Ehrhard, und ich. Jörg und sein Sohn hätten uns selbst gern nach Acherling gebracht; doch die meisten Dienstleute sind auf den Ber-

gen mit dem Heumahd beschäftigt, Johann muß, da wir am Ende des Monates sind, Postausweise und dergleichen anfertigen, dazu wimmelt es von Reisenden thalaufwärts und abwärts, so daß die Zahl der Postillone zur Beförderung der Reisenden häufig nicht hinreicht, und wir konnten uns glücklich schätzen, wenigstens Wagen, Pferde und Kutscher erhalten zu haben.

Am Fuße der Anhöhe, auf welcher Pater Clemens Wohnung liegt, verließen wir den Wagen.

„Die Burgfrau wartet meiner," sagte der Pater, als wir uns seinem Schlößchen näherten. Im Thore desselben stand eine kleine, hagere Alte.

„Base Annerl!" rief der Pater. Die Alte stieß einen Freudenschrei aus und trippelte uns entgegen, so schnell sie vermochte.

„Ist unser Thorwart gsund und munter?" fragte der Pater die Verwandte, als sich beide begrüßt hatten.

„Gsund und munter. Liegt auf der Ofenbank und schlummert ein wenig. Mähte Gras im Obstgarten und es war heiß heute."

Wir traten in's Schlößchen. Annerl öffnete eine schwere, eisenbeschlagene Thüre zur Linken, sie führte in ein hohes, gewölbtes Gemach, welches durch zwei kleine Fenster erhellt wurde. Die Strahlen der Abendsonne drangen hinein und übergossen mit ihrem Schimmer das Antlitz und die gefalteten Hände eines Greises, welcher auf der Ofenbank hingestreckt schlummerte. Er mußte schon längst die Gränze überschritten haben, welche für gewöhnlich dem Menschenleben gesteckt ist, und wenn

sich nicht die farblosen Lippen, die mageren Finger zuweilen bewegt hätten, wäre mir unheimlich zu Muthe geworden neben dem Greise, wie er so dalag.

„Mein Thorwart ist uneingedenk der Pflichten seines Amtes," sagte Pater Clemens lächelnd. „Einem Neunziger verzeiht man schon ein Schläfchen auf der Ofenbank! Hat wacker geschafft in seinem Leben, der Alte. Er ist mein Oheim mütterlicher Seite, und da er sich in diesem Zimmer aufzuhalten pflegt, nennen ihn seine Schwester Annerl und ich den Thorwart."

Der Alte schlug die Augen auf.

„Wir haben ihn gestört," sagte ich.

„Ist stocktaub," entgegnete der Pater, und trat auf seinen Oheim zu.

Erstaunt blickte der Neunziger ihn an mit seinen grauen, matten Augen; er traute denselben nicht eher, als bis der Neffe einen Kuß auf seine Stirne gedrückt hatte. Dann erhob er sich, und zwar mit einer Behendigkeit und Kraft, welche bewies, daß er noch im Stande war, Gras zu mähen im Obstgarten. Aus dem zahnlosen, eingefallenen Munde kamen einige, nur halbverständliche Worte; die Sprache, welche sein Händedruck, sein Antlitz redete, genügte vollkommen und „Franz, Franz," diese Worte seines Mundes sagten dem Pater mehr, als lange, klare Reden gesagt hätten. Der Name „Franz" war des Paters Taufname gewesen; bei seinem Eintritte in's Kloster hatten ihm die Oberen nach altem Herkommen einen anderen Namen gegeben, zum Zeichen, daß er einer anderen Gemeinschaft als dem Kreise seiner

Blutsverwandten fortan angehören, daß er vorzugsweise in jener und für jene wirken und streben sollte. Der Neffe war des Oheims Pathgöthel und Firmpathe; wenn dieser auch seit der Ablegung seines Ordensgelübdes nicht mehr „Franz,“ sondern Clemens hieß, den blanken Kronenthaler durfte er behalten, den sein Gothe ihm geschenkt hatte, wie es Gebrauch ist. Zeigte ihn mir in Venedig, der gute Pater, sorglich in einer rothen Schachtel verwahrt, hellblinkend wie neu. Oheim Franz nannte sein Pathkind, den Ordensmann, zu Anfang und auch später „Clemens,“ und entschlüpfte ihm einmal der altgewohnte Name, machte er sein Versehen schnell wieder gut. Als das höhere Lebensalter die Taubheit mit sich brachte, und er das Wort „Clemens“ niemals vernahm, kam ihm der Klostername des Pathgöthel aus dem Gedächtnisse, und er nannte den, welchen er oft auf den Armen getragen, auf den Knieen geschaukelt hatte, „Franz,“ wie ehedem.

Der Pater nahm einen silberbeschlagenen Pfeifenkopf und extrafeinen Taback aus der Tasche seines grünen Sommerpaletots und reichte beides dem Oheim; auch Annerl wurde bedacht. Der alte Franz begab sich daran, den silberbeschlagenen Kopf an die Stelle des einfachen Kopfes seiner kurzen Pfeife zu setzen und den extrafeinen Taback zu probiren. Annerl gab uns das Geleite die Wendeltreppe hinauf, welche in die oberen Stockwerke führte, und ergoß sich in Danksagungen über die erhaltenen Geschenke und Versicherungen, daß die Zimmer nach besten Kräften gelüftet und gekehrt und die Betten gerichtet seien;

denn Pater Clemens hatte die Woche seiner Ankunft den Acherlingern vorher mitgetheilt.

Wir waren im dritten Stocke angelangt und standen vor einer großen Flügelthüre.

„Entschuldigen Sie die Abwesenheit meines Bedienten!“ sagte der Pater in komisch feierlichem Tone, „wir treten in meinen Salon!“

Das Zimmer konnte in Anbetracht seiner Größe mit Recht den Namen „Salon“ beanspruchen, und diese Größe fiel um so mehr in die Augen, da der Raum nicht durch breite Sopha und Divans, hohe Lehnsessel, Glasschränke und was sonst zur Ausstattung eines Gesellschaftszimmers gehört, beengt wurde. Ein kleines Sopha einfachster Art, mit blaugeblümtem weißem Kattun überzogen, ein unpolirter Tisch, ein Schrank und einige Holzstühle machten das ganze Ameublement aus, aber die entzückende Fernsicht auf Strom und Berge entschädigte überreichlich für den Mangel an Bequemlichkeit, und wenn man der Fensterwand den Rücken zukehrte, ruhte das Auge auf einem anderen Strome und anderen Bergen. Eine Reihe von Bildern versetzte uns an den grünen Rhein: das herrliche Köln spiegelte sich in seinen Fluthen, auf rebenumrankten Hügeln erhob sich die Liebfrauenkirche zu Worms, und der Insel Nonnenwerth gegenüber wölbte sich der mächtige Rolandsbogen.

An den Salon stieß ein Studier- und Bibliothekzimmer und mehrere Schlafgemächer, sauber in hohem Grade, aber nur mit dem Allernothdürftigsten versehen.

Während der Pater seinen Gästen Zimmer anwies, verfügte sich Annerl wieder hinunter, um „einen guten Kaffeh" zu bereiten.

„Die Kaffeezeit ist freilich längst vorüber, können indeß der Base Lieblingsgetränk nicht ausschlagen," sagte der Pater. „Bewirthet mich immer damit bei meiner Ankunft. Kaffee ist auch das Einzige, was sie mir täglich bereitet. Meine Beköstigung habe ich anderswo, bei einem guten Freunde im Dorfe, den wir noch heute Abend heimsuchen werden."

Nach einer Viertelstunde erschien die alte Annerl mit der Nachricht, daß der Kaffeh fertig sei, und Pater Clemens führte uns einige Stufen der Wendeltreppe hinunter in das zweite Stockwerk, in dem sich sein Speisezimmer befindet. Eine weiße Serviette lag über den kleinen, runden Speisetisch gebreitet, einladend duftete uns der Kaffee entgegen, die Tassen fehlten noch, der Pater nahm solche aus einem Wandschrank hervor und wir ließen uns nieder, die gereichte Erquickung zu genießen.

„Wie gefällt Ihnen mein Schlößchen?" fragte mich der Pater, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er in scherzhaftem Tone fort: „Mich wundert, daß Sie sich nicht schon längst erkundigten, was für eine Bewandtniß es damit hat. Ich Klosterbruder laufe ja Gefahr, von Ihnen für einen Meineidigen gehalten zu werden, der das Gelübde der Armuth gebrochen hat, welches er leistete, wenn ich Ihnen nicht in aller Kürze den Sachverhalt mittheile. Ich rede von m e i n e m

Schlößchen, und es gehört doch Anderen als mir von Rechtswegen. Mein neunzigjähriger Oheim, der Thorwart und Base Annerl sind die eigentlichen Besitzer; ich meinestheils habe nur die Gerechtsame, hier zu wohnen, aber im Dorfe heißt es nie anders als „Pater Clemens Schlößchen.“ Nenne es halt aus Gewohnheit das meinige und pflege den Juli oder August hier zuzubringen; freue mich das ganze Jahr darauf!

„Diese Gemächer waren ehedem prächtig eingerichtet und mit kostbarem Hausgeräthe gefüllt; bunte, weiche Teppiche deckten den Boden; wo jetzt der arme Priester sein Brevier betet oder ein Liedchen zur Guitarre singt, erschallte lustige Tanzmusik und geputzte Herren und Damen, im Schimmer unzähliger Kerzen, bewegten sich durch die festlich geschmückten Räume.

„Die Grafen von Hohenfels, so hießen die vormaligen Besitzer des kleinen Schlosses, befriedigten ihre Neigung zu üppigen Gelagen, zu Spiel und Tanz in höherem Grade, als es mit ihren Einkünften verträglich war. Der Sohn wirthschaftete immer noch ärger als der Vater, Schulden auf Schulden wurden gemacht, und von seinen Gläubigern gedrängt, veräußerte Graf Konrad von Hohenfels für einen Spottpreis, für ein paar tausend Gulden das Schloß nebst Garten und einigen Feldern, die noch übrig waren, an meinen Großvater mütterlicher Seits.

„Vor zwölf Jahren sitze ich an einem Augustmorgen in meinem Studirzimmer. Plötzlich klirren Sporen draußen, Annerl, damals etwas besser zu Fuße als

gegenwärtig, stürzt zu mir herein, erzählt, daß ein Offizier bitte, seine Aufwartung machen zu dürfen und legt mir eine Visitenkarte auf den Tisch. Ich werfe einen Blick darauf, was lese ich? Graf Otto von Hohenfels!

„Ein junger, stattlicher Offizier trat ein, es war der Enkel des letzten gräflichen Besitzers, er sprach den Wunsch aus, das Schloß seiner Ahnen besichtigen zu dürfen, gern gewährte ich denselben. Der junge Herr schaute sich das ganze Haus an, er war sichtlich bewegt, und als er droben im großen Zimmer am Fenster stand und hinausblickte auf Berg und Thal, traten ihm Thränen in die Augen. Wäre das Schlößchen mein Eigenthum gewesen, hätte es dem jungen Herrn zurückgegeben in derselbigen Stunde!" — — —

Der Pater schwieg einige Augenblicke. „Es ist Zeit, zu meinem guten Freunde aufzubrechen!" sagte er dann, und für mich ist es Zeit, in der Aufzeichnung meiner Erinnerungen abzubrechen für dieses Mal. Aus dem Salon tönen Geisterklänge und Gesang zu mir herüber. Pater Clemens begleitet ein Lied, das er vorigen Winter in Musik setzte. Es ist das Lied eines nordischen Landsmannes, dessen Wiege auch nicht weit von den Gestaden der blauen Ostsee stand, der im deutschen Süden auch eine zweite Heimath gefunden hat. Der mächtigen Hansa ehemalige Königin, das hochberühmte Lübeck gebar den Sänger: Von des Priesters Lippen vernehme ich Emanuel Geibels „Gesang des Priesters":

„Der du einst in freier Liebe
Dich in unsern Staub gebannt
Unsrer Brust verworrne Triebe,
Ach, und all ihr Leid erkannt;
Der du selbst in jenen Tagen
Schmecktest der Versuchung Pein:
Denen, die im Kampf erlagen,
Reiner, kannst du gnädig sein.

Ach, du weißt, in Sehnsucht schweifen
Tausend Geister weit und breit,
Doch, vom Schein bethört, ergreifen
Für das Wesen sie das Kleid.
Was nur geistlich mag gelingen,
Was nur göttlich mag erstehn,
Wollen sie im Fleisch vollbringen —
Sollen sie verloren gehn?

Die da suchen ohne Steuer
Heimwehbang ein Ruhgestad,
Die ein irres Liebesfeuer
Hintreibt auf der Sinne Pfad,
Die im Dämmer trüber Schachten
Graben nach der Wahrheit Licht,
Alle, die nach Freiheit schmachten,
Meinen dich und wissen's nicht.

O beim Worte, das die Rächer
Von der Sünderin verwies,
Bei der Milde, die dem Schächer
Noch am Kreuz das Heil verhieß,
Bei dem Glanz, der himmlisch blendend
Um Damascus Weg geflammt
Und den Sinn des Eifrers wendend,
Ihn gesalbt zum Botenamt.

Zeuch, o Herr, die durst'gen Seelen,
Die in dunkler Trostbegier
Im Vergänglichen sich quälen,
Zeuch sie liebend all zu dir!
Statt der Schale, dran sie kleben,
Laß sie schaun der Dinge Kern,
Steig' in ihrem dunkeln Leben,
Steig' empor als Morgenstern!"

Der Pater in schwarzem Ordensgewand, um welches sich das weiße, lang herabhängende Cingulum schlingt, auf seinem kattunüberzogenen Sopha sitzend, die Guitarre im Arm, und vor den Fenstern himmelhohe, schneegekrönte Berge, — solch ein Bild sieht man nicht alle Tage! Fort mit der Feder! Wen ich in Pater Clemens gutem Freunde kennen lernte, davon heut' Abend!

Acherling den 29. Juli, Abends.

Durch das Hinterpförtchen.

Wen lernte ich in Pater Clemens gutem Freunde kennen? Er wohnt im letzten Hause des Dorfes, wenn man nach Rodau hinausgeht, ist des blonden Lisele Vater!

„Ich will dich lehren, deine Kleider zu zerreißen, du Malefizbube!" rief eine kreischende Weiberstimme.

„Will es nimmer, nimmer wieder thun, gewiß nicht, Base!" lautete die mit Schluchzen untermischte Antwort.

Pater Clemens gab seinen beiden Begleitern einen Wink, leiser aufzutreten; wir waren durch die Hinterthüre in's Haus gegangen, denn der Pater wollte seinen guten Freund überraschen.

„Verzeih' dem Bartl!" ließ sich eine dritte weibliche Stimme hören, und diese klang, wie Musik, so lieblich. „Wird sein Versprechen halten, der Bartl! Das Jäckchen ist in ein paar Minuten genäht, war fast gar nicht zerrissen."

„Gar nicht zerrissen?" kreischte die erste Stimme auf's Neue. „Dummes Mädchen! Der Bube soll wohl glauben, daß er gar Nichts verbrochen hat. Werd' ihm den Glauben austreiben."

Jämmerliches Geschrei bildete die Fortsetzung ihrer Rede.

Als wir in die offene Thüre des Zimmers traten, aus welchem der Wortwechsel und das Geschrei drang, erblickten wir eine ältere Frau von auffallender Häßlichkeit, unordentlich und unsauber gekleidet, welche mit der einen Hand einen kleinen Knaben an seinen krausen Haaren zerrte, mit der anderen einen Stock über ihm schwang, und daneben saß das blonde Lisele und nähete an einem Jäckchen, während große Thränen die Wangen hinunterrollten.

Plötzlich machte der Schmerz auf ihrem Gesichte dem Ausdrucke der Entschlossenheit Platz. Sie warf das Jäckchen zur Seite: „Auf der Stelle laßt ihr den Knaben — Pater Clemens!" und der wüthenden Alten fiel bei diesem Ausrufe der Stock aus der Hand.

„Pater Clemens!“ wiederholte Bartl mit freudiger, wenn auch noch vom Weinen erstickter Stimme und entschlüpfte seiner Zuchtmeisterin. Schwester und Bruder eilten auf den Pater zu, äußerten in tausend Ausrufen ihre Freude, bedeckten seine Hände mit Küssen, und der Pater nahm den kleinen Bartl auf seine Arme, strich ihm über sein arg zerzaustes Haar und versprach ihm allerlei Schönes, müsse aber versprechen, sich fein in Acht zu nehmen und seine Kleider nicht zu zerreißen.

„Will es nimmer, nimmer wieder thun, gewiß nicht!“ antwortete Bartl und war nahe daran, wieder in Thränen auszubrechen. Da nahm der Pater schnell einen Gummiball aus der Tasche und warf ihn auf den Boden, daß er hoch aufsprang bis an die Decke.

„Der ist für dich, Bartl!“ und der Knabe streckte die Arme aus, ihn zu fangen, ließ sie aber vor Staunen wieder fallen, als der Wunderball nochmals aufsprang, als wenn er lebendig wäre.

Der Pater setzte den Knaben auf den Boden; Bartl erhaschte endlich den Ball, und laut jubelnd vor Lust ließ er ihn seine Sprünge wiederholen.

„Wo ist die Base?“ fragte der Pater und schaute im Zimmer umher.

Die Base war verschwunden, sie hatte die günstige Gelegenheit benutzt, sich aus dem Staube zu machen, während die Geschwister auf den theuren Ankömmling zugeeilt waren.

Wir setzten uns auf Lisele's Bitten, sie sprach ihr

Bedauern aus, daß uns ein so unerquicklicher Empfang zu Theil geworden sei.

„Ihr kennt die Base, Pater Clemens," fuhr sie fort. „Gott sei Lob und Dank, daß Ihr wieder da seid! dann ändert sie sich immer, die Base! Glaubt nicht, daß Ihr uns verlaßt, wenn Ihr nach Wälschland fortreist! Lebt doch fort in Acherling, unter uns, noch Monate lang. Es ist uns halt den ganzen Tag über, als wenn Ihr uns am Abend heimsuchtet, denn die Base zankt und schilt nicht, wie sie sonst zu thun pflegt."

Diejenige, von welcher die Rede war, ließ sich wieder blicken. Ihr Anzug hatte eine vortheilhafte Veränderung erlitten und an jeder Hand führte sie eine der kleinen Schwestern des Lisele. Der Pater erwiederte ihre freundliche Begrüßung eben so freundlich, ohne mit einem Worte des Auftrittes Erwähnung zu thun, dessen Zeuge er gewesen war. Der gute Freund des Paters, Andrä Stieber, fehlte noch immer, endlich kehrte er vom Felde heim und bat uns, heute das Nachtmahl bei ihm einzunehmen, anstatt dasselbe, wie es sonst üblich ist, nach dem Schlößchen bringen zu lassen.

Schon in der ersten Viertelstunde des Zusammenseins mit dem Bauer kam das Gespräch auf den kranken Gast, welchen das Haus im vergangenen Spätherbst beherbergt hat. Andrä Stieber erkundigte sich nach Johanns Ergehen, er habe gehört, daß derselbe längere Zeit bei Pater Clemens in Wälschland zugebracht habe.

„Der Johann hat Euch noch nicht heimgesucht seit seiner Ankunft?“ fragte der Pater lebhaft.

„Der Vater ist alt, und der Johann war lange in Wälschland. Wird zu Hause schaffen müssen von früh bis spät,“ entgegnete der Bauer.

„Kam in den ersten Wochen nach seiner Genesung alle paar Tage herüber,“ wandte Base Gretel ein mit gereizter Stimme, „und jetzt will es mir vorkommen, als wenn er uns recht absichtlich aus dem Wege ginge! Fuhr vor ein, zwei Wochen hier vorüber — ich stand just droben auf dem Feuergange und schaute hinunter, — bis zu unserem Hause mußten die Pferde langsam gehen, glaubte schon, daß des Postmeisters Johann uns endlich einmal heimsuchen wollte, aber der konnte nicht schnell genug weiter kommen, ließ die Pferde laufen, so stark sie konnten, obwohl es bergan ging. Hatte so meine eigenen Gedanken über des Postmeisters Johann.“

„Lisele, hab' ich nit Recht?“ Gretel wandte sich an die Jungfrau, welche bei dem matten Scheine einer Lampe ein Kinderhemdchen nähte, nachdem sie ihre Geschwister zu Bette gebracht hatte. „Spieltest draußen mit Bartl, Beppy und Nanny, als der junge Herr vorbei kam, den du so eifrig gepflegt hast wochenlang,“ fuhr sie in spöttischem Tone fort. „Ach, wie das Alter vergeßlich macht! Warst ja Kind mit den Kindern, Lisele, hattest eine Binde vor den Augen! Des Postmeisters Johann wird auch solche vor den Augen gehabt haben!“

Lisele wagte nicht, von der Arbeit aufzusehen. Ge-

sicht und Nacken waren mit Purpurgluth übergossen, und der Pater schaute voll innigen Mitleides auf das Mädchen. Dann maß er die Alte mit ernsten, strengen Blicken, vor denen sie die Augen niederschlug, welche auf das Opfer ihrer Spottreden geruht hatten.

„Der Johann wird große Eile gehabt haben," sagte der Pater. „Nächstens lade ich ihn zu mir ein. Dann wird er sich ein Vergnügen daraus machen, seinem Lebensretter und seiner Pflegerin die Hand zu drücken! Ist ein braver Bursche, der Johann, gelt, Lisele? Du hast ihn lieb gewonnen während seines Krankenlagers!"

Das Lisele, eben im Begriff, sich von den Reden der Base zu erholen, wurde noch verwirrter, als es gewesen war; seine Hände zitterten, es fehlte nur wenig, so wären ihm Kinderhemdchen und Nadel entfallen. Sie rang sichtlich nach einer Antwort, aber vergebens.

Die Base konnte sich nicht die Freude versagen, wiederum einen Blick auf die Jungfrau zu werfen, als wollte sie sich weiden an ihrer Verwirrung. Dem Pater ging eine Ahnung auf von dem, was sich in der Seele der Jungfrau regte, und der Base waren einige strafende Worte zu gönnen.

„Gretel, Ihr scheint es nicht zu billigen," sagte er schnell in ernstem Tone, daß Lisele zuweilen an den Spielen der Kinder Theil nimmt. Wer so fleißig ist von Morgens früh bis Abends spät, wie das Lisele,

und doch ein freies Viertelstündchen zu finden weiß, mit seinen kleinen Geschwistern zu spielen, ist höchlich zu loben und ein Muster für Andere."

Base Gretel erklärte, daß es ihr nicht in den Sinn komme, das Lisele deshalb zu tadeln und Andrä Stieber stimmte ihr von Herzen bei. Der Sohn des Postmeisters von Rodau wurde nicht weiter erwähnt. Der Pater wußte schon zu verhüten, daß das Gespräch wieder auf ihn kam, indem er das böhmische Bad, welchem er die Herstellung seiner Gesundheit verdankte, in lebhafter Weise schilderte, so daß der Base Spinnrad sich noch einmal so schnell drehte, wie früher, und des Mädchens Arbeit wacker gedieh unter seinen Händen — der neugierige Pater hatte schon in Erfahrung gebracht, daß das Hemdchen für Bartl bestimmt war.

Erst sehr spät konnte sich Pater Clemens von den Seinigen trennen.

„Sie schlagen auch den Rückweg durch die Felder ein?" sagte Frater Ehrhard, als wir wieder zur Hinterthüre hinausgegangen waren. „Der Weg durch das Dorf ist unzweifelhaft kürzer."

„Ich gehe nicht gern den Weg durch das Dorf!" entgegnete der Pater.

„Warum nicht?"

Pater Clemens blieb dem Fragenden die Antwort schuldig.

Acherling den 30. Juli, Morgens.

Die Vorsteherinnen des Jungfrauenbundes.

In einem Dorfe sind die Zungen gleich bereit, das, was irgendwie auffällig ist, in der ausführlichsten Weise zu erörtern und nur allzusehr geneigt, selbst unbedeutenden Zufälligkeiten eine tiefere Ursache unterzulegen und weitreichende Vermuthungen daran zu knüpfen. Der Herr Pfarrer nehme sich wohl in Acht, seinen täglichen Spaziergang, den er seit Jahren um neun Uhr Morgens anzustellen pflegt, auf fünf Uhr Morgens zu verlegen; er sei wenigstens darauf gefaßt, daß besonders der weibliche Theil seiner Gemeinde sich in unzähligen Muthmaßungen ergehen wird. Er bedenke sich wohl, ehe er den altgewohnten Spazierweg verläßt und die entgegengesetzte Richtung einschlägt! Daß er der Vornehmste im Dorfe ist und sich der Niedern Gespräch um die Höhern dreht, möge er nicht vergessen!

Johanns häufige Besuche bei Andrä Stieber in den ersten Wochen nach seiner Wiederherstellung waren im Dorfe nicht unbemerkt geblieben. Lisele's Ruf war zu vortrefflich, als daß auch nur eine Stimme ihn anzutasten gewagt hätte, aber man beschränkte sich nicht darauf, in den Besuchen des reichen Rodauer Burschen nur Beweise der Dankbarkeit für die genossene Pflege zu sehen, sondern hielt den Burschen sofort für einen Bewerber um die Hand der Pflegerin, und es gab sehr Wenige, welche ihr dieses Glück nicht von Herzen

gönnten. Als der Rodauer sich in einer ganzen Woche nicht hatte blicken lassen und aus der einen Woche mehrere wurden, besprachen die Acherlinger Zungen diese plötzliche Vernachlässigung der Stieberschen Familie noch eifriger, als die vorhergegangenen Besuche, und bald drangen Gerüchte, zuerst unbestimmt, dann immer bestimmter und bestimmter von Rodau über den wahren Grund der Vernachlässigung herüber. Als der Rauscher dem alten Jörg sein Moidele antrug und dieser freudig auf den ehrenden Antrag einging, bemühte sich Cordula eifrig, dies als unumstößlich zu verbreiten, um die Gefahr einer Mißheirath um so eher zu beseitigen. Ich selbst war Zeuge dieses Strebens. — Die Pflege Johanns, wie große Freude sie auch dem Lisele gemacht, war demselben keineswegs leicht gefallen. Bei der Trägheit der Base Gretel war ohnehin die angestrengteste Thätigkeit von Seiten der Jungfrau erforderlich, um die Ordnung im Hause aufrecht zu erhalten. Ihre Obliegenheiten während Johann's Krankheit waren fast über ihre Kräfte gegangen, und welchen Dank erndtete sie? Die Base wurde nicht müde, sie mit widerwärtigen Anspielungen und verwundenden Reden auch in Anderer Beisein zu quälen, und trotz der Liebe und Verehrung, welche das vortreffliche Mädchen im ganzen Dorfe genoß, blieben kleine Neckereien und dergleichen auch im Kreise seiner Bekannten und Bekanntinnen nicht aus, von welchen es gewiß verschont geblieben wäre, wenn die Neckenden eine Ahnung davon gehabt hätten, wie tief das Lisele in sei-

nem Innersten dadurch verletzt wurde. Wie tröstlich war der Gedanke für die Jungfrau, eine weibliche Brust im Dorfe zu wissen, an welcher sie unbelauscht ihren Schmerz ausweinen, der sie ihr bitteres Leid anvertrauen konnte, sicher, daß kein Unberufener darin eingeweiht werden würde!

Die Jungfrauen Acherlings haben unter sich einen sogenannten Jungfrauenbund gebildet und zwar aus ihrer Mitte die alte Annerl und das blonde Lisele zu Vorsteherinnen desselben erwählt. Wie viel dem Letzteren auch das Vaterhaus zu thun gibt, es konnte den ihm angetragenen Ehrenposten nicht füglich ausschlagen, und die Vorsteherinnen haben gemeinsam darüber zu wachen, daß die Mitglieder des Bundes sich von jeglicher Unsittlichkeit in Worten und Werken fern halten. Wenn sich der Seelsorger auch noch so sehr angelegen sein läßt, in reichlicher Würdigung seines Berufes für die ihm anvertrauten Seelen dergestalt zu sorgen, daß er dereinst getrosten Muthes Rechenschaft von ihnen ablegen kann vor dem Throne des Allerhöchsten, so nehmen ihn seine anderweitigen Berufsgeschäfte doch zu sehr in Anspruch, um das Leben jedes der Seinigen genau zu beaufsichtigen, und der weibliche Blick erkennt die Schwäche des Weibes eher, als der Blick des Mannes, des Priesters. Der Geistliche hat sich die Oberaufsicht vorbehalten, in zweifelhaften Fällen wenden sich an ihn die Vorsteherinnen um Rath. Im Uebrigen bestehen die Pflichten ihres Amtes darin, ein Mädchen, welches unerlaubten Umgang einzugehen im

Begriffe steht oder eingegangen ist, durch freundliche Ermahnungen auf dem richtigen Wege zu erhalten oder auf denselben zurückzuführen, und mehrere weise Bestimmungen unterstützen sie in ihren edlen Bemühungen. Wenn ein Mädchen gefallen ist, wird dasselbe aus dem Bunde ausgeschlossen und von den Bundesandachten entfernt; am Hochzeitstage darf es keinen Kranz tragen, oder wenn es unverehelicht stirbt, erhält es keinen Kranz auf der Todtenbahre, auch fällt der Lilienschmuck auf dem Todtenkreuze weg.

Die Oberaufsicht, welche Annerl und Lisele über die Jungfrauen des Dorfes führen, erfordert häufig gemeinsame Berathungen; ein inniges Verhältniß, auf Liebe und gegenseitige Werthschätzung gegründet, ist die Folge davon gewesen, zumal da der Tochter Andrä Stiebers die Mutter starb. Gegen Annerl schüttete das Lisele ihr Herz aus, seit es Johanns Pflegerin gewesen und dadurch die Zielscheibe spöttischer Reden von Seiten der Base und Neckereien von Seiten Anderer geworden war. Bei Annerl erholte es sich von dem, was es bei Gretel duldete, deren verdrießlich-zänkische Stimmung durch den Gedanken an die großen und kleinen Angebinde genährt wurde, welche der Rodauer mit freigebiger Hand bei seinem Kommen auch ihr gespendet hatte. Gretel hatte davon geträumt, daß auch für sie glückliche Tage aus einer Verbindung der Nichte mit dem reichen Rodauer erblühen würden. Alles war jetzt vorbei! An ihren Hausgenossen, besonders aber am Lisele, ließ sie den Aerger aus, von welchem ihr Herz voll war.

Das Briefschreiben ist noch nicht in dem Grade üblich bei den Bewohnern der Tiroler Dörfer, wie anderer deutscher Dörfer. Zuweilen kam der alten Annerl der Gedanke, Pater Clemens brieflich um Trost und Rath in einer Angelegenheit anzugehen, welche sie mit nagendem Kummer erfüllte. Es blieb dabei; aber die erste Morgenstunde nach des Paters Ankunft wurde dazu benutzt, demselben Mittheilungen zu machen, welche ihm nach den Erlebnissen des vergangenen Abends keineswegs ganz unerwartet kamen.

„Des Postmeisters Johann von Rodau sticht dem Lisele auch nicht wenig in die Augen, Ihr habt mein Wort darauf!" Diese Worte der Alten waren die letzten, welche sie an den Pater richtete, sie füllten das Maß seines Kummers.

Um besser in den Stand gesetzt zu werden, vermittelnd einzuschreiten, ging er auf mein Zimmer, erzählte mir, was er aus Annerl's Munde soeben erfahren hatte, nebst den nöthigen Erläuterungen und bat mich um nähere Aufklärung, falls ich ihm solche geben könne. Ich sagte, daß mir Johann sein Vertrauen in dieser Angelegenheit geschenkt habe, indem ich hinzufügte, weshalb derselbe ihn nicht damit hatte behelligen wollen; ich schilderte dem bewegten Priester, was ich gesehen und gehört hatte, und als ich endlich den Besuch des Moidele im Posthause zu Rodau darstellte und das tragisch-komische Ende desselben, überflog ein Lächeln die sorgenschwere Stirne des Alten und er athmete tief auf, als wenn ihm eine große

Last abgenommen worden wäre. Annerl hatte noch keine Kunde davon gehabt.

„Ein Haupthinderniß ist aus dem Wege geräumt!“ rief er aus. „Stellen wir das Uebrige zunächst dem lieben Gott anheim!“ und er eilte in das untere Stockwerk des Schlößchens, um seiner Base keinen Augenblick länger eine Freudenbotschaft vorzuenthalten, welche diese nicht erwartete.

Acherling den 30. Juli, Abends.

Base Gretel.

„Der Schmerz läutert einige Naturen, aber bei Weitem nicht alle. Nicht jeder Schmerz ist ein läuternder und nur zu häufig verschlechtert er die Menschennatur, anstatt sie zu verbessern, und läßt unreine Schlacken zurück, die immer und immer wieder zum Vorscheine kommen, wenn man auch glaubt, sie auf Nimmerwiederkehr beseitigt zu haben.“

In dieser Weise ungefähr drückte sich Pater Clemens aus, als wir uns heute über die Stieber'sche Familie unterhielten und die Rede auf Base Gretel gekommen war. Andrä Stieber's Eltern waren reich zu nennen, er und seine Schwester wurden in behaglichem Wohlleben erzogen. Da kam die Kriegszeit mit all' ihren Nöthen und Drangsalen, Andrä selbst, obwohl der einzige Sohn und noch ein blutjunger Bursche von fünfzehn Jahren, zog gegen die Feinde und kämpfte wie ein Held. Als er heimkehrte, war sein elterliches Haus ein Schutthaufen,

arg hatten die Feinde gehaust in Feld und Garten, und wie es häufig zu geschehen pflegt, das Unglück, welches ehedem an der Familie vorüberschritt, kehrte jetzt öfter bei ihr ein, nachdem es einmal den Weg zu ihr gefunden hatte. Gotthilf Stieber's Umstände wurden mißlicher von Jahr zu Jahr. Nach seinem Ableben übernahm Andrä das mit Schulden belastete Gütchen, welches von dem großen Besitzthum übrig geblieben war, und Gretel, des reichen Gotthilf Stieber's einzige Tochter, zog in die Fremde, um als Dienende ihr kärglich Brod zu erwerben. Obwohl darauf angewiesen, sich auf sich selbst zu verlassen und eine Verbesserung ihrer Lage durch eigene Thatkraft herbeizuführen, ließ es Gretel bei der unumgänglich nothwendigen Anstrengung bewenden, hing fortwährend der Erinnerung an eine bessere Vergangenheit nach und die schmerzlichen Widerwärtigkeiten, die über sie verhängt wurden, erbitterten sie in immer höherem Grade gegen Gott und ihre Nebenmenschen. Das Loos eines jeden derselben dünkte ihr beneidenswerth im Vergleiche mit dem ihrigen, an Niemanden schloß sie sich an. Das Unglück, welches den Vater verfolgt hatte, wurde auch nicht müde, den Sohn heimzusuchen, und als dessen ältestes Kind, das Lisele, noch unerwachsen war, starb ihm die geliebte Ehefrau.

Um sich eine Haushälterin zu ersparen und zugleich die älteren Tage seiner Schwester Gretel angenehmer zu machen, nahm er diese ins Haus. Man durfte erwarten, daß die mehr unabhängige Stellung, welche sie jetzt in dem Hause des Bruders einnehmen sollte, und die hohe

Verantwortlichkeit, welche ihren Verwandten gegenüber damit verknüpft war, eine Veränderung in ihrer Sinnesweise und ihrem Treiben hervorbringen und sie sich der ihr anvertrauten Kinder mit Liebe annehmen würde. Nichts von allem Dem war der Fall, Andrä Stieber konnte von Glück sagen, daß seine älteste Tochter sich körperlich und geistig rasch entwickelte und bald die fehlende Mutter und Hausfrau ersetzte. Gegenwärtig ist Base Gretel allen Hausgenossen keine Stütze, sondern eine drückende Last, und wäre sie nicht Andrä's Schwester, würde dieser sie längst wieder aus dem Hause entfernt haben.

„Gottlob," schloß Pater Clemens seine Erzählung, „daß Lisele durch und durch ein kerniges Mädchen und im Stande ist, die Jugend ihrer kleinen Geschwister zu erheitern, welche ohne das Lisele eine trübe, traurige sein würde. Wenn mein inniger Wunsch in Erfüllung geht, das brave Mädchen einst als geschäftige Wirthin im Posthause zu Rodau zu sehen, muß Base Gretel anderweitig untergebracht werden und eine Haushälterin an ihre Stelle treten, welche sich dazu eignet, bei den Kindern Mutterstelle zu vertreten."

Darauf brachen wir zu Stieber's auf. Wir nahmen wiederum den Weg durch die Felder und das Hinterpförtchen. Mit Pater Clemens zog, wie immer, ein Geist des Friedens und der Liebe in das Haus ein, der sogar die Schlacken in den Hintergrund drängte, welche die Schmerzen eines langen Lebens in der Natur der Base zurückgelassen haben.

Acherling den 31. Juli.

Frater Ehrhard.

Frater Ehrhard ist dienender Bruder in einem westdeutschen Kloster, dessen Guardian einst Pater Clemens war. Die Revolutionsstürme des Jahres 1848 verschonten auch nicht jenes Kloster, aufrühreriische Banden wagten es sogar, bei nächtlicher Weile eine Art von Ueberfall zu versuchen, um die Geistlichen zum Verlassen von Räumlichkeiten zu zwingen, welche ihr rechtmäßiges Eigenthum waren. Frater Ehrhard trug durch Geistesgegenwart und Muth viel zur Vereitelung ihrer Absichten bei; aber die Liberalen drängten den Regenten zur Aufhebung des Klosters. Schon hatte er darin gewilligt, da erhob des Klosters Oberer, Pater Clemens, seine Stimme, und die milde Stimme, welche zur Guitarre ein Liedlein singt, wurde streng; der arme Priester scheute sich nicht, zu dem Fürsten zu reden schlicht und recht, und das Edict wurde zurückgenommen. Das waren schwere Zeiten für Geist und Körper des Paters! Als er seinen Zweck erreicht hatte, verfiel er in eine langwierige, gefährliche Krankheit. Frater Ehrhard reichte ihm die verordneten Arzneien, Frater Ehrhard wich nicht bei Tage noch bei Nacht von seinem Lager, unter des Fraters pflegenden Händen genaß der Obere. Das Band der Gleichheit und der Brüderlichkeit, welches sich um die Klostergeistlichen und die dienenden Brüder schlingt, wurde durch die Verdienste Ehrhard's um die Allgemeinheit und den Einzelnen zwischen ihm und Pater Clemens noch fester geknüpft. Letzterer schätzte sich glücklich, als

er vor seiner Abreise nach Tirol jenes westdeutsche Kloster besuchte, bei dessen gegenwärtigem Guardian die Erlaubniß zu einer achttägigen Urlaubsreise für Ehrhard auswirken zu können, welcher bis Dienstag als Gast auf dem Schlößchen weilt.

Schlesier von Geburt und Kleidermacher von Handwerk durchzog Bruder Ehrhard einst, das Ränzel auf dem Rücken, die Gauen seines deutschen Vaterlandes, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ein Kloster das endliche Ziel seiner Wanderschaft sein und er sich zu einer Vielseitigkeit ausbilden würde, welche ihn nicht nur aus Tuch und Buckskin, sondern auch aus Mehl und Eiern Neues schaffen läßt, welche ihn nicht nur zur Pflege eines geistlichen Hirten, sondern auch der Kinder Florens und Pomonens befähigt: Bruder Ehrhard, der einstmalige Krankenwärter des Paters, ist Schneider, Koch und Gärtner in einer Person, und das Lisele ist ganz voll davon, wie vortrefflich er es versteht, mit den einfachsten Mitteln viel zu leisten, und aus den gewöhnlichsten Ingredienzien schmackhafte Gerichte herstellig zu machen. Das Lisele ist nämlich des Paters Mundköchin, wenn er sich in Acherling aufhält. Ein flinkes, thätiges Mädchen — und das ist das Lisele — kann erstaunlich vielen Aemtern vorstehen, ohne das eine über das andere zu vernachlässigen, aber gelegentliche Hilfe, wenn sie freundlich geboten wird, schlägt Niemand aus, und das Lisele hatte gestern Nichts dawider, dem Bruder Ehrhard die Bereitung einer Eierspeise in ihrer Küche zu gestatten. Diese war ihr selbst noch unbekannt, und der Frater

konnte seine gastronomischen Kenntnisse dagegen durch ein Recept zu Butterknödeln bereichern, in deren Bereitung Andrä Stieber's Tochter Meisterin ist, und ich zweifle gar nicht daran, daß der Pater bei dem Hauptbestandtheile einer venetianischen Mahlzeit, dem halbgaren Reis, zuweilen seiner Lieblingsspeise, der Butterknödel gedenkt und ihm das heimathliche Sprüchwort in den Sinn kommt:

Knödel, Nudel', Mus und Blente
Sind die vier Tiroler Elemente.

Die Priester haben mit den Laien gemeinsam, daß sie nicht von Luft leben können, der Körper bedarf der Nahrung, wie der Geist, und Pater Clemens sorgt noch, wie ein rechter Vater, für Diejenigen, welche er einst im schönsten Sinne des Wortes die Seinigen nennen durfte, wenn er sich bei Ehrhard erkundigt, wie viel derselbe für die Butter zahlen müsse und ihm räth, sich selbige aus Tirol senden zu lassen, wenn er ihn auffordert, sich zu rechter Zeit und reichlich im Herbste mit Backobst zu versehen, das sei eine treffliche Winterspeise. Der gute Haushalter, so beschränkt auch seine Mittel sind, hat immer Vorrath, Anderen zu geben; der schlechte Haushalter, und wenn ihm Schätze zur Verfügung stehen, entbehrt oft selber dessen, was er zu bedürfen glaubt, und seinem Geben fehlt das rechte Maß, er gönnt sich auch nicht Ruhe, unter den Bedürftigen die rechte Wahl zu treffen!

Großen Geistern ist nicht selten die Schwäche eigen, in allen Fächern des Wissens zu Hause sein zu wollen,

wenn sie es auch wirklich in vielen sind. Daß Bruder Ehrhard sich zuweilen tadelnde Bemerkungen über die eine oder die andere Speise erlaubt, welche des Paters Mundköchin uns vorsetzt, ist verzeihlich, besonders da derselbe eine so komische Würde dabei annimmt, daß man deutlich merkt: Es ist mehr Scherz als Ernst im Spiele. Aber der schlesische Kleidermacher glaubt mit dem geistlichen Gewande zugleich den Architekten angezogen zu haben, was Kirchen anbelangt, und als wir heute eine benachbarte gothische Kirche besichtigten, war es ergötzlich anzuhören, wie er in bewundernde Ausrufe „über den herrlichen Rundbogenstyl," „die treffliche byzantinische Bauart" ausbrach, so daß der alte Pater in den höchsten Unwillen gerieth und seinen Freund und Diener zurechtwies. Bruder Ehrhard war indeß außer Stande, mit einem Male den Glauben an den vermeintlichen Rundbogenstyl fahren zu lassen, er versuchte schwache Einwendungen, und der Pater, der ein Freund und feiner Kenner altehrwürdiger Baudenkmale ist, wußte sein beleidigtes Ohr nicht anders sicher zu stellen, als daß er zuletzt den Bruder ernstlich aufforderte, nicht von Gegenständen mitsprechen zu wollen, die ihm gänzlich fremd seien.

Acherling den 2. August, 6 Uhr Morgens.

Jenseits und diesseits der Alpen.

„Pater Clemens betet sein Brevier, ich will ihn nicht stören!" Mit diesem Vorsatze — ich hatte mich

eben angekleidet — öffnete ich das Fenster und schaute hinaus auf das grüne Thal und die jäh aufsteigenden Berge, wie sie so herrlich dalagen im Schimmer der Morgensonne. Heute ist der Sonntag Portiuncula, an welchem Millionen katholischer Christen das heilige Abendmahl empfangen, indem ein besonderer Ablaß mit dem Empfange desselben an diesem Sonntage verbunden ist. Der Pater hat sich vom Bischofe die Erlaubniß ausgewirkt, in der Kapelle seines Schlößchens heute die Sacramente austheilen zu dürfen.

„Bis jetzt war ich nur ein einziges Mal zugegen," dachte ich, „wenn der Pater diese priesterliche Function verrichtete; es war zugleich das einzige Mal, daß ich ihn predigen hörte, vor drei, vier Monaten, in Venedig!" und meine Blicke ruhten nicht länger auf den Tiroler Bergen, sie schweiften weiter und weiter, hin über die Schneehörner der Alpen, nach San Marco, nach der schönen Lagunenstadt.

Nicht weit von da, wo die Rialtobrücke ihren prächtigen Marmorbogen über den Canal Grande spannt, erhebt sich eine stattliche Kirche, und auf ihrer Kanzel gewahrt das Auge der Erinnerung den Pater in priesterlichem Ornate. Beredt schildert er seinen Zuhörern die Ausbreitung des Christenthums: „Aus dem winzigen Samenkörnlein entsproßte ein Bäumchen. Gewaltige Stürme brausten heran und drohten, es zu vernichten; manch' Zweiglein ward geknickt, manch' zartes Blatt fiel zur Erde, aber das Blut unzähliger Martyrer tränkte das Bäumchen und stärkte es wunderbarlich,

daß es aus jedem neuen Sturme nur kräftiger und schöner hervorging. Gegenwärtig ist aus ihm ein mächtiger Baum geworden; unter seinem erquickenden Schatten wohnen viel tausend Völker und pflücken die goldenen Früchte, unter deren Last die Zweige sich beugen. Doch einst wird der Tag anbrechen, an welchem des Baumes Laubkrone auch den äußersten Winkel des Erdreiches überschattet, und die lockenden Früchte auch nicht Einen mehr vergeblich zum Genusse einladen!"

Der Tiroler Priester redet in deutscher Zunge, nicht ohne Anklänge an seinen heimathlichen Dialekt, wir sind in Deutschland und doch wiederum in Italien, dessen tiefblauer Himmel durch die hohen Bogenfenster hineinschaut, dessen Sonne an den Marmorsäulen spielt, welche die Decke des Gotteshauses tragen. «Fragole molto belle!» «Limonata salda!» diese und ähnliche Ausrufe von Verkäufern und Verkäuferinnen dringen zuweilen vernehmlich an unser Ohr, und wohlklingende italienische Laute wagen es, das eine oder andere Mal in die harte, rauhe Sprache des Nordens hineinzutönen, in welcher der Geistliche redet. Erstaunt blicken Johann und ich nach Thüre und Pforte, durch welche sie dringen, unser forschendes Auge gewahrt Nichts desgleichen, Vorhänge von rother Seide vertreten ihre Stelle und bilden die dünne, leichte Schranke zwischen des Tempels heiligen Räumen und dem öffentlichen Leben auf Straße und Campo, wo die Sabbathruhe nicht ganz das lebhafte Getreibe der Woche zu verdrängen vermochte. Leute huschen hinaus und herein durch die seidenen Vor-

hänge, hin und her wehen sie im Luftzuge, der Pater läßt sich nicht stören, er predigt ruhig fort, und auch die meisten Zuhörer sind zu sehr an italienische Sitte gewöhnt, um in der Aufmerksamkeit, die sie dem Vortrage widmen, gestört zu werden.

„Horch! Es läutet zusammen, ich werde Pater Clemens Guten Morgen wünschen!"

— — — — — — — — — — —

10 Uhr Morgens.

Ich eilte in des Paters Zimmer, er war verschwunden, ich ging hinaus — — Wer stand dort in langem, schwarzem Gewande und läutete mit beiden Händen so herzhaft, daß die grauen Haare hin und her flogen? Wer anders, als der Schloßherr, Schloßkaplan, Schloßmeßner in einer Person, der würdige Pater Clemens!

Nachdem er geläutet hatte, ging er einige Treppenstufen hinunter und öffnete die Kapellenthüre, die sich seit einigen Tagen durch einen frischen, glänzenden Farbenanstrich vor den anderen Thüren auszeichnet; diese, so verwittert und abgeschabt sie auch aussehen, ebenfalls malen zu lassen, hat der gute Alte seinen beschränkten Mitteln nicht zumuthen zu dürfen geglaubt. Mit einem großen silbernen, inwendig stark vergoldeten Kelche kehrte er zurück.

„Was für ein schöner Kelch, hochwürdiger Herr!" Ich konnte meine Verwunderung über die vortreffliche Arbeit, die ich zum ersten Male genauer zu betrachten Gelegenheit hatte, nicht verhehlen.

„Als ich vor drei Jahren meine kleine Kapelle reno-

viren ließ," erwiederte der Pater, „nahm mich eines Tages die alte Annerl bei Seite und führte mich in ein abgelegenes Kämmerchen. Sie schloß einen bestaubten Schrank auf und nahm vom Bord mit zitternder Hand — ihre Hand zitterte vor Freude — einen schwarzen Topf herab, in dem es nicht übel klang und klirrte. „„Herr Vetter,"" sagte sie, als ich erstaunt in den Topf hin einsah, der mit blanken Kronenthalern zur Hälfte gefüllt war, „„habt nit dacht, daß die alte Annerl so reich wäre, gelten's? Hab mir schon lang gewunschen, daß dafür ein Silberkelch für den Abendmahlswein gekauft würd'! Herr Vetter, bin ich's auch würdig, einen Kelch zu schenken, in dem das Blut von unserem Herrn Christus ist?"" Ich beruhigte sie darüber, und der Kelch ward gekauft."

Eilends goß der Pater den Wein hinein und begab sich wieder in die Kapelle, während ich mich auf das Chor verfügte. „Auch ein solches hat meine Kapelle!" pflegt der alte Herr wohl zu bemerken.

Der Chor sowohl, wie die unteren Räume füllten sich allmählich mit Alt und Jung, den Bewohnern des Schlößchens und der benachbarten Häuser; auch Andrä Stieber und seine Familie fehlten nicht. Kleine Buben von fünf, sechs Jahren, in kurzen Höschen und Jacke, kamen daher geklappert mit ihren hölzernen Schuhen, machten gar andächtig vor dem Altare ihre Reverenz und knieeten links auf den Betschemeln nieder, indeß rechts die Aelteren sich schaarten, unter welchen eine Mutter ihr Kindchen, das noch nicht ein Jahr alt

sein konnte, auf dem Arme hielt. Bruder Ehrhard war dem Pater beim Anziehen der Meßgewänder behilflich und dieser las hierauf, von jenem administrirt, die heilige Messe vor dem einfachen, aber geschmackvoll mit Blumen und Statuetten gezierten Altare. Dem kleinen Kinde auf dem Arme der Mutter mochte die Andacht zu lange währen, es machte sich ziemlich laut vernehmbar, mit einem strafenden Blicke wandte sich der Priester um, über eine solche Störung in einer deutschen Kirche unwillig, und die Mutter hielt es für das Gerathenste, sich mit dem kleinen Unruhestifter so leise wie möglich zu entfernen, worauf die heilige Messe wieder ihren ungestörten Fortgang nahm.

Nach der Messe fand die Communion statt; auch die, welche sich nicht daran betheiligten, blieben in der Kapelle. Welch' ein rührender Anblick! Die beiden alten Geschwister, Franz und Annerl, knieend vor dem Neffen, und neben Annerl's grauen Haaren die blonden Locken des Lisele!

Die Communion war zu Ende, Bruder Ehrhard reichte dem geistlichen Herrn den Weihwedel, er besprengte mit Weihwasser die Versammelten, die kleinen Buben klapperten wieder davon, und Alle entfernten sich.

Die Gabe einer alten Jungfrau.

Nicht lange nachher verfügte ich mich in die Küche, um mich zu erkundigen, wie weit das Frühstück vorgerückt sei. Die alte Annerl stand am Heerdfeuer.

„Grüeß Gott, Annerl!“

„Grüeß Gott! Das Frühstück ist halt noch nit fertig.“

„Haben keine Eile!“ entgegnete ich.

„Laß euch jeden Morgen auf das Frühstück warten,“ sagte Annerl; „bin zwar immer in der Frühmesse beim Herrn Martin. Es ist nicht wegen dem, aber Pater Clemens hat gseit, man soll keine Messe versäumen, die man haben kann, hat er gseit; so geh i halt auch jeden Morgen zu seiner. Die heilige Messe ist ein großer Schatz; wenn man die des Morgens ghört hat, geit die Arbeit flink von der Hand!“

Ich gab der alten Annerl Recht und bat sie, ihr Gesellschaft leisten zu dürfen, bis ich den Kaffee mit hinauf nehmen könnte, Pater Clemens arbeite in seinem Studirzimmer. Die erbetene Gunst wurde mir nicht verweigert, ich rückte eine Art zweibeinige Bank ohne Lehne, deren eigentliche Bestimmung offenbar war, beim Holzspalten zu dienen, dem Heerde näher und äußerte das Gefallen, das ich an dem schönen Kelche finde, den die Alte der Kapelle geschenkt hat.

„Sind viele, viele Jahre her,“ entgegnete die Alte, welche die Siebenzig schon hinter sich hat, „als mir's in den Sinn kam, daß ich Geld zusammen sparen wollt', um denselbigen Kelch zu kaufen. Der Vatter selig lebte noch und ich war ein rasches Dirndl. Der Vatter hatte eben von dem alten Grafen, der all' sein schönes Gut verhauste, das Schlößchen gekauft, Feld und Garten dazu, für ein paar tausend Gulden. Da nahm mich

der Vatter mit nach Schpruck, zum ersten Male, und in der Pfarrkirchen hörten wir Amt und Predigt."

Annerl legte mit ihren mageren, verschrumpften Fingern einige frische Holzscheite an das Feuer, holte aus dem anstoßenden Speisegaden einen neu geschlegelten Butterwecken, den sie mit dem künstlich geschnitzten Model gar hübsch verzierte, und begann dann Zucker klein zu machen, während sie fortfuhr:

„Ich saß ganz vorne und schaute genau den schönen Kelch beim heiligen Abendmahle, viel, viel schöner, als unseren. Hätten wir so einen Kelch in unserer Kapellen! dacht' ich, und legte von Stund' an zurück, um dereinst einen kaufen zu können. Gab mir der Vatter oder die Mutter einen Kreuzer, that ich ihn fort, und nacher, als beide todt waren und ich älter, wurde der eine oder andere harte Thaler bei Seite gebracht. Hatte nicht Mann noch Kind, konnt' thun, was ich wollte, mit dem, was ich verdiente. Lange, lange dauer t's, ehe aus einem Kreuzer ein Thaler, und aus einem Thaler mehr werden! Glaubt nitte, daß i in ein paar Jahren das Geld zsammen brachte, und schön, sehr schön sollte der Kelch sein! Mein ganzes Leben lang hab' i mi drauf gfreut! Und nun muß noch der Franz — i mein' den Herrn Vetter, den Pater Clemens — in unserer Kapellen Meß lesen mit dem Kelche, den die alte Annerl für ihr Geld gkauft hat!"

Der Kaffee war fertig, Pater Clemens und ich frühstückten. Jener verfügte sich wieder in sein Studirzim-

mer und ich setzte mich an den Schreibtisch, um das eigenthümlich Schöne zu Papier zu bringen, wovon ich heute Morgen Zeuge gewesen war.

Acherling den 2. August, Abends.

Der Höllenbewohner.

Der Pater, Bruder Ehrhard und ich saßen in traulichem Geplauder Nachmittags beisammen, da ertönte Glockengeläute. „Man läutet zum Rosenkranze zusammen!“ rief der Pater, von seinem Sessel aufspringend, aus, schlüpfte eilig in seinen grünen, abgetragenen Sommerpaletot, ergriff den Hut und stürmte uns voran die Treppe hinunter. Beim Rösselwirth, dem Schlößchen zunächst, war Alt und Jung bei der Kegelbahn versammelt, eben war der letzte Wurf gethan worden und Alle wollten nach der Kirche aufbrechen.

„Die gehen heute schon zum dritten Male Kirchen!“ bemerkte der Priester wohlgefällig.

Als wir in die Nähe des Gotteshauses kamen, strömten die Leute demselben von allen Seiten zu.

„Grüeß Gott, Euer Hochwürden!“ redete den Pater ein wunderschöner, hochgewachsener, stämmiger Bursche an. Dunkelblonde Löckchen, gegen die Spitzen zu von einem goldigen Hellblond, kräuselten sich um die hohe, rosige Stirne, und die vollen, ein wenig geöffneten Purpurlippen athmeten die kräftige Sinnlichkeit des Natursohnes; die großen hellblauen Augen, die Züge des Gesichtes, das die Sonne nur schwach zu bräunen vermocht

hatte, drückten jenen unsagbaren Liebreiz und frommen Kindersinn, jene Gutmüthigkeit aus, welche den Deutsch-Tiroler charakterisirt, während im Wangengrübchen der lose Schalk lauerte, zu jedem lustigen Streich, zu jedem neckischen Worte aufgelegt, der harmlose Tiroler Schalk.

„Grüeß Gott, Seppel!" entgegnete der Vater und reichte dem Burschen die Hand, die dieser ehrerbietig küßte. „Hast dich brav gehalten, seit ich voriges Jahr hier war, das schau' ich dir an, bist den Mädeln nicht nachgelaufen!"

Eine innige Freude ergoß sich über Seppel's Gesicht bei dem Lobe des verehrten geistlichen Herrn.

„Werden Euer Hochwürden uns denn nicht einmal wieder die Ehre geben, eine Milch bei uns zu essen? Haben schon lange ghört, daß Euer Hochwürden kömme seien aus Wälschland, haben ghofft und ghofft" — —

„Werd' schon kömme! Wenn einem nur nicht gar so heiß würde, wenn man in die Hölle geht! Behüt di Gott, Seppel!"

„Pfüet Gott, Euer Hochwürden!"

Die Hölle heißt nämlich ein einsames Gehöfte, oben im Gebirge, wohin zu gelangen allerdings mit manchem Schweißtropfen verknüpft ist.

Die Hitze in der mit Menschen überfüllten Kirche machte mich durstig. Als der Gottesdienst zu Ende war, entfernte ich mich auf ein paar Minuten von Pater Clemens, der sich mit mehreren Bauern unterhielt, und lenkte meine Schritte zu einem etwas abseits von der Straße gelegenen Brunnen, der sich schon von fern durch sein

fröhliches Geplätscher ankündigte. Seppel, der junge Freund des Paters, löschte eben aus der hohlen Hand seinen Durst.

„Wollt Ihr auch einen kühlen Trunk thun?“ redete er mich an.

„Das Wasser ist gut, Seppel, nicht wahr?“

„Wein wäre mir lieber!“ antwortete er launig.

„Nun gestern sagte mir ein Herr, der aus dem Etschlande kam, die Trauben wären fast allenthalben gesund und heuer gäbe es trefflichen Wein in Fülle.“

„Nun, Gott verläßt die Tiroler nicht! Da wird man wieder seine Halbe trinken können! Mich wundert's auch gar nicht, daß wir lange Jahre keinen Wein gehabt haben. Die Leut' gingen nicht recht um mit der schönen Gottesgabe, achteten sie nicht, das war schief. — Aber was habt Ihr da für ein feines Becherle?“

Verwundert betrachtete er meinen kleinen ledernen Trinkbecher, und als ich das Gefallen, welches er daran fand, gewahrend, ihm ein Geschenk damit machte, kannte seine Dankbarkeit keine Gränzen.

Acherling den 3. August.

Weshalb Pater Clemens durch das Hinterpförtchen zu Stieber's geht.

Ein Krankenbesuch, den Pater Clemens einem alten Bauern abstattete und auf welchem Bruder Ehrhard und ich ihm das Geleite gaben, führte uns durch denjenigen

Theil des Dorfes, welcher sich zwischen dem Schlößchen und Stieber's Hause befindet.

„Da liegt mein elterliches Haus!“ sagte der Pater. Ein gewisses Beben in seiner Stimme war unverkennbar bei diesen Worten, die er mit einer schwachen Handbewegung nach einem stattlichen Gebäude linkshin begleitete, indeß sein graues Haupt sich gleichsam abwehrend nach Rechts kehrte.

„Mein elterliches Haus war das angesehenste, mein Vater der reichste Mann im ganzen Dorfe. Nach des Vaters Tode bekam der Vincenz, mein Bruder, das ganze schöne Anwesen. Was er verdiente, das verhauste seine Frau; bald ging Alles immer mehr rückwärts, statt vorwärts, Kummer und Gram brachen dem Bruder das Herz, er starb, und nach einem Jahre hatte die Schwägerin den zweiten Mann. Die beiden passen vortrefflich zusammen, mich wundert, daß noch ein paar Aecker zu dem Hause gehören! Meine armen Neffen! Zum Studiren war nicht Geld genug mehr da, obwohl Paul und Martin Kopf und Lust dazu hatten! Mußte sie zu Handwerkern in die Lehre thun.“

Wir hatten das Haus des kranken Bauern erreicht, der Frater und ich trennten uns von Pater Clemens und wanderten nach dem Schlößchen zurück. Jetzt weiß ich, weshalb Pater Clemens durch das Hinterpförtchen zu Stieber's geht.

Acherling den 6. August.

Trübe Stunden.

Am Dienstag verließ uns Bruder Ehrhard.

Schnell fliehen die Tage dahin, welche durch Studien und Spaziergänge ausgefüllt werden.

Heute erhielten wir Briefe von Johann. Er entschuldigt sich bei Pater Clemens, daß er ihm noch keinen Besuch abgestattet hat, das Heumahd mache seine fortwährende Anwesenheit zu Hause dringend nothwendig. Dem an mich gerichteten Briefe kann ich die trübe Stimmung anmerken, in welcher er geschrieben worden ist; auch theilt mir Johann darin mit, daß geringe Aussicht zur Erfüllung der großen Hoffnungen vorhanden sei, welche die plötzliche Abreise des Rauschers und seiner Tochter in ihm erregt hätte. Es sei zwar von den Eltern der Plan vollständig aufgegeben worden, ihn mit dem Moidele zu verbinden, aber einer Bewerbung um Lisele's Hand wären sie noch ebenso abgeneigt, wie früher. Einmal habe er gewagt, darauf anzuspielen, sofort sei er an sein Versprechen erinnert worden. Er lud mich ein, wenn nicht eher, doch Mariä Himmelfahrt zu ihm zu kommen, da dieser Tag in Rodau besonders festlich begangen werde. Pater Clemens wird ihn brieflich bitten, mich am vorhergehenden Tage abzuholen, denn das Lisele ist dann bei Verwandten im Oberlande, so daß Johann seinen Lebensretter Andrä Stieber besuchen kann, ohne sich der Gefahr eines Zusammentreffens mit demjenigen Mädchen auszusetzen, welches er zu meiden gezwungen ist, und doch liegt auch nichts Auffälliges in der Wahl des Tages,

da Johann mich zugleich abholt, um Mariä Himmelfahrt in Rodau zu verleben.

Ich gab dem Pater die Zeilen Johanns; als er sie gelesen hatte, verfiel er in trübes Sinnen. Das Haupt auf die Hand gestützt, saß er da in der einen Ecke seines kattunüberzogenen Sophas. Goldene Morgenwölkchen, an denen er gestern von seinem Salon aus seine innige Freude gehabt hatte, umkreisten auch heute die Gipfel der Berge, ich machte ihn darauf aufmerksam, aber er blickte nicht zu ihnen empor: den schwarzen Wetterwolken, welche am Himmel seines Lebens heraufgezogen waren, verlieh in dieser Stunde kein goldener Sonnenstrahl eine hellere Färbung.

Acherling den 8. August, Abends.

Die Leuchtthürme Tirols.

Es war ziemlich spät, als ich von einem längeren Ausfluge nach Hause zurückkehrte. Schon von fern winkte mir aus der Kapelle des Schlößchens ein freundliches Licht, während der ganze übrige Theil des Gebäudes, sowie das Dorf in tiefem Dunkel dalag. Zuerst befrembete es mich, doch bald fiel mir ein, daß heute ja Samstag und es eine fromme Gewohnheit des Priesters ist, regelmäßig in der Nacht von Samstag auf Sonntag eine Lampe vor dem Bilde der heiligen Jungfrau brennen zu lassen.

Leise stieg ich, im Schlößchen angelangt, die Wendeltreppe hinauf und öffnete die Thüre der Kapelle.

Da lag der alte Priester knieend auf dem kalten Steinboden, die Hände gefaltet, die Augen wie in Verzückung zum Altarbilde emporgehoben, aus dem ihm die heilige Jungfrau gütig und gnädig anzulächeln schien. Seine Lippen lispelten lateinische Gebete, und die unter der gewölbten Decke hängende Ampel goß ihren milden Schein über sein silbergraues Haupt aus, während die zwei Heiligenstatuen zu beiden Seiten des Altars im Dämmerlichte Leben zu gewinnen und aus ihren Nischen hervorzutreten schienen.

Ebenso leise, wie ich gekommen war, entfernte ich mich wieder und erwartete oben im Studirzimmer Pater Clemens. Als er eingetreten war, sagte ich ihm, daß mich das in die Nacht hinausblitzende Lämpchen seiner Kapelle an die Leuchtthürme meiner meerumflossenen nordischen Heimath erinnert habe, über die ich mich so oft als Kind gefreut, wenn ich Abends mit Vater und Mutter von einem Besuche in der Nachbarschaft heimkehrte.

„Ja, die Kirchen und Kapellen, das sind die Leuchtthürme von Tirol!" entgegnete der Alte, und nahm behutsam von dem wächsernen Jesuskindlein mit seinen glänzenden Augen, das so niedlich in seinem Bettchen von bunten, künstlichen Blumen dalag, die Glasglocke ab, um sie von dem Staube, der sich hier und da im Laufe des Tages angesetzt hatte, zu säubern. Solche Jesuskindlein, in farbigen Gewändern, theils aufrecht stehend, eine Strahlenkrone auf dem Haupte, die Erdkugel in der Hand, theils auf dem Blumenlager da-

liegend wie eine Puppe, vertreten die Stelle von Tafeluhren und Vasen auf den Schränken und Commoden in den Zimmern des Tiroler Priesters. Wenn derselbe eine der darüber befindlichen Glasglocken zu reinigen und zu poliren beginnt, pflegt er gern über irgend etwas nachgrübeln, irgend etwas ungestört überlegen zu wollen, und so wünschte ich ihm denn gute Nacht und verfügte mich in dasjenige Zimmer, welches er scherzweise seinen Salon nennt.

„Kirchen und Kapellen sind die Leuchtthürme Tirols!" hat der Pater gesagt. Da findet das Lebensschifflein leicht seinen Weg, denke ich; da schaut der Steuermann klaren Auges die Klippen, an denen es scheitern, die Sandbänke, an denen es stranden könnte, und lenkt es sicher vorüber. Wo immer der Wanderer einem Dorfe sich nähert, winkt ihm schon von fern der schlanke Kirchthurm ein trauliches Willkommen zu. Es wäre ja kein Tiroler Dorf, es dürfte sich ja nicht einen solchen Namen beilegen, wenn es nicht ein Haus in seiner Mitte hätte, um das sich alle anderen schaaren, wenn nicht ein Raum dort Allen offen stände, wo Alle sich sonntäglich, täglich versammeln, um den Herrn aller Dinge, der im Tabernakel thront, zu verehren. Ein Jeder Dorfbewohner hat ein Anrecht darauf, einem Jeden gehört er in gleicher Weise, und wie natürlich ist es, daß jeder nach besten Kräften dazu beiträgt, das Allen gemeinsame, gleich theuere Haus, das Vaterhaus, die eigentliche Heimath Aller zu zieren und zu schmücken, daß für die Kirche Nichts prächtig, Nichts kostbar genug ist. Das Tiroler

Haus ist einfach, schmucklos, wie es vor Jahrhunderten war, doch ein Tiroler Haus bietet Schönheit, Schmuck in Fülle, das Gotteshaus!

Und liegt das Dorf am Fuße steiler Berge, so ist der, welcher am schwersten zu erklimmen ist, dessen Ersteigung die meisten Schweißtropfen kostet, zum Calvarienberge auserlesen worden. Auf dem Wege zur Höhe reiht sich Station an Station, in denen die Leiden des Erlösers, der Zeitfolge nach, bildlich dargestellt sind. Linden oder Buchen überschatten die Kapelle. Eine fromme Hand brachte Erde auf das nackte Felsgestein, pflanzte die Bäumchen, hegte und pflegte sie sorgsam, und jetzt gewähren ihre mächtigen Laubkronen dem andächtig Knieenden Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne, denen sein unbedecktes Haupt unterwegs ausgesetzt war. In der größeren Kapelle endlich, die den Gipfel des Berges krönt, gewahrt man den Weltheiland, aus Holz geschnitzt, die Dornenkrone auf dem Haupte, am Kreuze, an dessen Fuße die römischen Kriegsknechte Wache halten, und an der anderen Seite liegt er in seinem Felsengrabe.

Fast kein schöngeformter Hügel lehnt sich an himmelhohe Berge an, fast keine grüne Anhöhe steigt aus dem Thale auf, ohne daß nicht ein Kirchlein ihre Spitze schmückt, und wenn der Wanderer stundenlang bergan gestiegen, wenn er den dunklen Fichten- und Tannenwald, die grüne Bergwiese mit ihren zerstreut stehenden, trauerweidenartigen Lärchenbäumen, die saftige Alm mit ihrem gastfreundlichen Senner längst hinter sich gelassen hat,

was schimmert da so weiß vom Bergjoche hernieder? Höher und höher klimmt er, sieh! Eine kleine Kapelle liegt vor ihm. Da, wo so ganz besonders überwältigend dem schwachen Menschen die Macht, Güte und Weisheit Dessen entgegentritt, der die gewaltigen Berge thürmte und in grüne, blumendurchwirkte Gewänder kleidete, der drunten im Thale die goldenen Aehren reifen, den breiten Strom durch üppige Gefilde dahinbrausen läßt, da treibt es ihn, Dem, der so unendlich viel gab, eine Gegengabe, und wenn sie auch noch so gering ist, zu weihen, ein Zeichen der Dankbarkeit aufzupflanzen, wo ihn diese mit ihrer ganzen Stärke ergreift. Der Tiroler besitzt — und das hat er vor vielen anderen deutschen Stämmen voraus — ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten seines Heimathlandes, er geht nicht mit kalter Gleichgiltigkeit an ihnen vorbei, sondern freut sich innig darüber, und wie er Alles in und mit Gott thut, Alles von Gott durchdringen läßt, so geht auch die Freude über die ihm gereichten Gaben und die Dankbarkeit gegen den Geber Hand in Hand bei ihm, und er scheut weder Mühe noch Kosten, um selbst in einer Höhe von vielen tausend Fuß eine Kapelle zu bauen.

Gesang scheint von unten herauf zu tönen, ich will das Fenster öffnen — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später.

Ich öffnete das Fenster und lauschte, Alles war still. Die Nacht hatte ihren Schleier über das ganze Thal ausgebreitet, doch hell flimmerten die Sterne und ließen

die Wellen des Stromes blinken und blitzen. In starrer Unbeweglichkeit lagen die Berge am jenseitigen Ufer da. Die bunte Abwechselung, welche Nadelholz, Wiesen, Felder und Gehöfte des Tages dem Auge gewährt hatten, war verschwunden, nur einförmig dunkle, ungeheuere Mauerwände gewahrte man, welche vielfach ausgezackt in schauerlicher Majestät in den dunkelblauen Nachthimmel hinein ragten.

Wiederum ließ sich Gesang vernehmen; frische, helle Stimmen; junge Burschen, die Gassen des Dorfes durchziehend, sangen:

Und blühn einmal die Rosen, wird's Herz nimmer trüb,
Denn die Rosenzeit ist ja
Die Zeit für die Lieb';
Und die Rosen, die blühen so frisch alle Jahr,
Doch die Lieb' blüht nur einmal
Und nacher ist's gar.

Und jed's Jahr kommt der Frühling, der Winter ist vorbei,
Der Mensch aber hat nur
Einen einzigen Mai.
Die Schwalben ziehen fort, doch sie zieh'n wieder her;
Nur der Mensch, wenn er fortgeht,
So kommt er nicht mehr.

Und wie schön der Mai seines Erdenlebens auch sein mochte, niemals steigt die Sehnsucht nach den von ihm verlassenen Wohnplätzen in ihm auf, wenn er sie mit dem Lande vertauscht hat, wohin ihm die Kirchen und Kapellen den Weg wiesen, die Leuchtthürme Tirols.

Acherling den 10. August.

Priester-Wirken.

Als der Pater und ich gestern von unserem Abendspaziergange heimkehrten, tönte uns aus den offenen Fenstern der Häuser „Sei gegrüßt, Maria, du bist voll der Gnade“ und „Vaterunser, der du bist in den Himmeln“ entgegen. Alle Hausgenossen, um den Tisch herumstehend, an dem sie soeben ihr einfaches Nachtmahl eingenommen hatten, beteten, wie gewöhnlich, laut und andächtig den Rosenkranz, oder sie hatten ihn schon beendigt und saßen auf der Bank vor dem Hause, plauderten und scherzten. Sobald sie den Priester herankommen sahen, erhoben sie sich und erwarteten ihn in achtungsvollem Schweigen; die Männer und Weiber, erstere die gestickte Sonntagskappe und die kurze Pfeife in der Hand, erwiederten herzlich sein „Guten Abend“ oder „Gelobt sei Jesus Christus,“ während die kleinen Buben und Mädchen sich um ihn drängten und um die Wette nach seinen Händen griffen, um sie zu küssen. Bald hier, bald dort blieb Pater Clemens stehen, um sich nach der Gesundheit, nach Korn und Vieh zu erkundigen, und nicht selten bat man ihn auch, wenn er vorübergehen wollte, einige Augenblicke zu verweilen und in dieser oder jener Angelegenheit einen guten Rath zu ertheilen, so daß wir nur langsam die Gassen des Dorfes entlang vorwärts kamen.

„Guten Abend, Euer Hochwürden! Mit Verlaub! Möcht' gern ein paar Worte im Vertrauen mit Euch reden!“

So sprechend trat Konrad, einer der wohlhabendsten Bauern des Dorfes, der vorher, sein Töchterchen auf dem Schoße, auf der Steinbank vor seinem stattlichen Hause gesessen hatte, auf uns zu.

„Wo fehlt's denn, Konrad? Wo drückt Euch der Schuh?"

„Ihr seid ein gelehrter und ein frommer Mann, Euer Hochwürden! Was Ihr sagt, das geschieht! Der Seppel, mein Zweiter, wie Ihr wißt, war immer der Liebling meiner Beppy, Gott habe sie selig. Der Bube muß geistlich werden, hat sie gsagt, nicht ein, wohl hundert Mal; was willst werden, Seppel? hat sie gfragt. Was der Herr Martin ist! antwortete der Bub. Du bist so fromm und sanft, du taugst zu Nichts Anderem, als einem geistlichen Herrn. Noch auf dem Todesbette sagte die Beppy zu mir: Thu, was du kannst, Konrad, den Seppel geistlich zu machen! Aber seit drei, vier Monaten will der Bub nichts davon wissen, Schreiner zu werden liegt ihm im Sinne, kann's nicht herausbringen. Der sägt und hobelt und zimmert jede Stunde, die er frei hat, möcht' gern alles Holz, was im Hofraume ist, für sich zusammenschleppen, steckt sicherlich schon wieder dort. Was soll ich thun, Pater Clemens? Michel, der Schreiner, sagt: Hätt' ich einmal den Seppel als Gesellen, könnt' ich zufrieden sein; der hat Verstand und Geschick. Euer Hochwürden! Ich möcht' dem Buben nicht gern zuwider sein und auch nicht seiner Mutter! Da ist kein Mittel!"

„Lieber ein guter Schreiner, als ein schlechter Geistlicher, Konrad! Ich glaub', lebte eure Beppy noch, sie würde des Buben Begehr willfahren. Der heilige Joseph, dein Schutzpatron, war ja auch ein Zimmermann, würde sie zu ihm sagen."

„Dank, Pater Clemens, der Bub soll seinen Willen haben!"

„Was schaust mich denn so an, Rosel?" sagte der alte Pater, beugte sich nieder zu Konrad's Tochter und streichelte ihre Wangen. Die machen in der That ihrem Namen keine Unehre; das kleine Mädchen ist ein so frisches Röschen, wie es nur irgendwo gefunden werden kann, und eine rührende Lieblichkeit lag in ihrem Gesichte, als sie bittend zu dem Pater aufblickte.

„Gelt, willst ein Bildl haben!" fuhr dieser fort. „Will schaugen, ob noch eins für dich da ist."

Rosinens Augen glänzten vor Freude.

„Habt's getroffen, Pater Clemens! Bitt recht artig den geistlichen Herrn, Rosel!"

Aber Rosel bat nur mit den Händchen, die sie beide in Erwartung des so heiß ersehnten Bildes nach dem Priester ausstreckte, welcher aus den unergründlichen Taschen seines dunkelgrünen Sommerpaletots, dem Aufbewahrungsorte für unzählige geweihte Crucifixe, Heiligenbilder und Rosenkränze, ein Päckchen Bilder hervorholte und unter diesen das der heiligen Elisabeth für das Mädchen auswählte. Es ergreifen und einen Kuß darauf drücken, war Eins bei Rosine.

„Mit Verlaub, geben Euer Hochwürden mir nicht die

Ehre, ein paar Minuten auf meiner Bank auszurasten. Man sagt zwar:

Auf einem Stein
Rastet kein Bein

Auf einer Steinbank geht's schon an, mein' ich."

Der Pater leistete dankend der Einladung Konrad's Folge und nahm dessen Töchterlein auf den Schoß, das sich zärtlich an ihn schmiegte; dann war es so dreist, nach dem wunderbaren Dinge, das auf des alten Herrn Nase saß und Brille genannt wird, zu greifen, so daß der Besitzer es für das Räthlichste erachtete, selbiges in seinem Lederhäuschen vorläufig in Sicherheit zu bringen.

„Rosine kommt von Rose her, Mädchen," hub er an. Rosen haben wir Alle gern, auch der liebe Gott. Einmal machte sich die heilige Elisabeth, deren Bild ich dir geschenkt habe, auf den Weg, um den Armen in der Nähe schönes, weißes Brod, buttergelbe Kuchen und viele andere gute Dinge in ihrer Schürze zu bringen; denn sie war eine reiche, vornehme Frau. Da kam ein böser, böser Mann, der das nicht haben wollte, und fragte sie zornig: Elisabeth, was hast du in deiner Schürze? Die fromme Frau betete still zu Gott und zur heiligen Jungfrau und antwortete dann getrost: Rosen, lieber Herr! Der böse Mann riß ihr die Schürze aus der Hand, und siehe! lauter wunderschöne Rosen, rothe, weiße, gelbe fielen auf die Erde. Von da an konnte die heilige Elisabeth so viel Essen, als sie nur immer wollte, den Armen bringen, und der

böse Mann sagte ihr nie mehr ein Wort darüber. Sei auch so fromm und gut, wie sie war, Rosel!"

„Werden dann auch in meiner Schürze — in der blauen mit den weißen Sternchen, die der Vater mir zum Namensfeste geschenkt hat, die Rosen zu buttergelben Kuchen — ach nein," verbesserte sie sich schnell, „die Kuchen zu Rosen, Pater Clemens?"

„Schwerlich!" erwiederte der Angeredete lächelnd und erhob sich, um weiter zu wandern. Das Mädchen blieb, das Köpfchen auf die rechte Hand stützend, noch eine kleine Weile sinnend neben dem Vater sitzen.

„Eine so hübsche Gschicht habt Ihr mir noch nie derzählt!" rief sie plötzlich aus, sprang auf und eilte um die Ecke des Hauses, ihr Bild hoch in der Hand haltend, sicherlich um es ihrem Bruder Seppel, dem hoffnungsvollen jungen Schreiner, zu zeigen und ihm die wunderbaren Dinge, die sie von buttergelben Kuchen und Rosen soeben gehört hatte, zu erzählen.

Pater Clemens und ich näherten uns dem Posthause. Fröhlich schmetterte das Posthorn und eine mit vier Rossen bespannte Extrapost kam dahergebraust, daß der Staub hoch aufwirbelte. Auf dem Bocke neben dem kundigen Rosselenker saßen ein Herr und ein kleiner äußerst fein gekleideter Knabe, welch' Letzterer lustig mit seiner Peitsche zu knallen fortfuhr, als der Wagen bereits angehalten hatte. Der Herr war, wie es schien, ein Mann in den besten Jahren, er hatte seinen grauen Reiseplaid leicht um sich geworfen, schwarzes, krauses

Haar quoll in reicher Fülle unter dem Strohhute hervor, ein dunkler Backenbart rahmte das stark gebräunte Gesicht ein, dessen Züge sowohl, wie die zusammengekniffenen Lippen, kräftige Entschlossenheit ausdrückten. Im Fond des auf das Bequemste eingerichteten Reisewagens gewahrte ich zwei schöne junge Damen in eleganten Reiseanzügen, das zarte, blasse Gesicht durch blaue Schleier vor Staub und Sonne geschützt, und hinter diesen, auf demjenigen Sitze, der eigentlich nur für Bediente bestimmt zu sein schien, zogen zwei höchst eigenthümliche, ältliche Damen nicht allein meine Blicke, sondern die aller Umstehenden vorzugsweise auf sich. Beide sahen sich sprechend ähnlich, beide hatten denselben gelblichen Teint, gleich scharfe Züge, dieselben bleichen Lippen, welche ein unverkennbarer Schnurrbart, mit sträflicher Hintenansetzung aller dem schönen Geschlechte schuldigen Rücksicht, zu überschatten die Unverschämtheit hatte. Und auch die Kleidung bot kein sichtliches Unterscheidungszeichen. Das perlgraue Gewand harmonirte auf das Vortrefflichste mit den großen, hellgrauen Augen, welche durch die verhältnißmäßig großen Gläser der auf der Habichtsnase thronenden Brille zuweilen musternde Blicke auf die Menge warfen. Die vor ihnen befindliche Rückwand des Wagenkastens hinderte sie, gerade aus zu schauen; sie waren darauf beschränkt, seitwärts zu blicken, schienen jedoch wenig für sie Interessantes zu gewahren; denn bald blätterten sie eifrig in ihrem Murray und ließen sich in dieser Beschäftigung nur zuweilen durch das Knurren eines riesigen Spitzes unterbrechen, welcher mit großer Würde

seinen Platz zwischen ihnen behauptete. Die beiden würdigen Damen beantworteten es abwechselnd mit Ausdrücken der Zärtlichkeit und Liebkosungen, wobei ihre langen blonden Locken mit dem lockigen Weiß ihres „Fellow" zusammenflossen.

Frische Rosse wurden vorgespannt, der Herr auf dem Bocke fragte den Postillon, der ihn gefahren hatte, in gebrochenem Deutsch:

„Was hab' ich zu zahlen?"

„Vier Gulden, zwölf Kreuzer."

„Da habt Ihr fünf Gulden, behaltet den Rest!"

„Vergelt's Gott tausend Mal, Herr, vergelt's Gott!" und der glückliche Postillon begleitete diese Worte des Dankes mit einer so tiefen Verbeugung, wie ich sie sonst nicht Tiroler habe machen sehen, die Verbeugungen und dergleichen eben nicht hold sind.

Der Herr wandte sich um zu seinen schönen Begleiterinnen:

«Give me to drink!»

Die eine nahm aus der vor ihr auf dem Rücksitze liegenden Reisetasche eine noch zur Hälfte gefüllte Weinflasche und reichte sie ihm mit ihrer kleinen Hand, die ein gemsfarbener Handschuh umschloß; er that einen tüchtigen Zug, gab sie zurück, vertauschte seine leichte Kopfbedeckung mit einem grauen Filzhut und hüllte sich dichter in seinen Plaid.

„Vorwärts!" rief er.

Der Postillon knallte mit der Peitsche, sein kleiner Nachbar ebenfalls, der Spitz knurrte zum Abschied, und

davon rollte der Wagen mit den Fremdlingen, die einen so eigenthümlichen Gegensatz zu den guten Acherlingern bildeten.

„Der muß Geld haben, Mathes!“ sagte ein neben uns stehender junger Bursche zu dem Glücklichen, der das reichliche Trinkgeld erhalten hatte. „Wo er wohl her ist?“

„Sind Amerikaner,“ erwiderte der Angeredete, „waren die letzte Nacht in Flauers einquartirt, Hansel.“

Hansel wandte sich an einen anderen Burschen, der sein Bruder zu sein schien:

„Naz, wenn wir in Peru Geld genuok zsammenbracht haben, reisen wir zurück, kaufen uns auch solch ein Wägele und fahren mit Extrapost durch Acherling; ich geb' halt dem Poster noch ein paar Kreuzer mehr, als der Amerikaner.“

„Kannst recht haben, Hansel!“ und beide traten zu dem Haufen, der sich um des Meßners Student gebildet hatte und immer mehr vergrößerte.

Des Meßners Student, welcher das Gymnasium der Hauptstadt besucht und jetzt eben die seligen Tage einer mehrmonatlichen Vacanz bei seinem alten Papa, dem Meßner zubringt, las laut aus einem Zeitungsblatte etwas vor. Es war die Innsbrucker Schützenzeitung, woraus er seinen aufmerksamen Zuhörern einen längeren Artikel über die endlich erfolgte glückliche Ankunft der nach Peru ausgewanderten Tiroler in Lima mittheilte. Das Bild der reichen amerikanischen Familie, das allen Versammelten vorschwebte, erhöhte

noch um ein Bedeutendes das Interesse, mit welchem sie die Freudenbotschaft aufnahmen. Viele hatten Verwandte oder doch Bekannte unter den Ausgewanderten, Manche erwarteten nur Briefe von ihnen, um, falls diese günstige Aussichten enthielten, ihre eigenen Angelegenheiten sofort zu ordnen und baldmöglichst den vorangegangenen Landsleuten zu folgen.

Der Wunsch, die Heimath zu verlassen und in ein fernes Land überzusiedeln, welches früher kaum dem Namen nach Einigen bekannt gewesen war, beruhte keineswegs auf einer Gleichgiltigkeit gegen die Heimath, er ging keineswegs mit der ungestümen Sehnsucht nach Ueberfluß und Reichthum Hand in Hand. Nicht die Goldminen Californiens oder Australiens locken den Tiroler, nicht die verführerische Möglichkeit, innerhalb einiger Monate oder Jahre sich durch angestrengte Arbeit ein langes unthätiges, nur dem Genuß geweihtes Leben zu erringen. Es gilt die Colonisirung entlegener Gegenden, die von der Cultur noch ganz unberührt geblieben sind, und was es heißt, Grund und Boden urbar machen, ist dem Tiroler hinlänglich bekannt, auch wenn er noch nie über sein enges Thal hinauskam. Der Bergeshang, den seine Eltern, Großeltern und Voreltern mit dichter Nadelholzwaldung bedeckt sahen, verwandelt sich unter seiner fleißigen Hand in fruchtbaren Acker. Heute geht der Bauer mit Frau und Kind durch sein unten in der Niederung gelegenes Feld, und Alle freuen sich über die Saat, die eine treffliche Erndte verspricht. Morgen geht er, wo er am ver-

gangenen Tage ging, aber allein, und nur sein Auge vermag zu erkennen, daß die mit Sand, Geröll und mächtigen Steinen überschütteten Strecken sein Eigenthum **sind**, sein grünes Saatfeld **waren**. Ein schweres Hochgewitter war heraufgezogen, die schwarzen Wolken hatten Hagel in Fülle über das Thal ausgeschüttet und ein von den Bergen strömender Wildbach sich mit ungeheuren Wassermassen gefüllt, welche gewaltige Steine mit sich führend aus ihrem Bette traten, Bäume und Häuser mit sich fortrissen und Aecker weithin überflutheten. Fast so schnell, wie sie gekommen, sind sie wieder verschwunden; die Spuren, die ihre vernichtende Wuth zurückgelassen hat, schwinden nicht so schnell. Ein Tiroler-Haus ist bald gebaut, aber lange währt es, ehe aus dem Bäumchen ein Baum wird und mancher Schweißtropfen will vergossen sein, ehe das Sandfeld wieder zum Kornfeld umgewandelt ist, da heißt es auch: urbar machen.

Gewiß, der Tiroler hat gesunden Hausverstand genug, um einzusehen, daß er nicht ein, daß er viele Jahre arbeiten muß, ehe er auf einen grünen Zweig kommt. Aber die Erkämpfung eines gewissen Wohlstandes ist dort für ihn, soweit er sich bis jetzt ein Urtheil über die Angelegenheit bildete, nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, und diese Wahrscheinlichkeit, welche die Ueberwindung bedeutender Hindernisse leicht macht, fehlt ihm in seinem Heimathlande gänzlich. Der Regierung möchte in dieser Hinsicht keine Schuld beizumessen sein; dankbar sorgt sie für ein

Volk, welches ihr in stürmischen Zeiten, in denen manche Stützen brachen wie Rohr, eine sichere Stütze war, welche nicht wich noch wankte. Tirol bringt, wie allgemein bekannt ist, der Regierung gegenwärtig keinen Heller ein, sondern kostet sie höchst bedeutende Summen, und wenn dessenungeachtet die dortige Armuth so groß ist, so muß man sie den Ursachen zuschreiben, von denen mich der alte Jörg unterrichtet hat, der Gütervertheilung, der zunehmenden Kälte und daraus entspringenden Unfruchtbarkeit. Aber die Hauptursache der Armuth ist die nämliche, die in großen Städten obwaltet, die Uebervölkerung, hier in Tirol eine natürliche Folge der Gütervertheilung. Die Leute sind nicht im Stande, dem Boden so viel abzugewinnen, als zur Erhaltung eines einigermaßen behaglichen Lebens nothwendig ist; der frühere lebhafte Handelsverkehr hat immer mehr abgenommen, neue Erwerbsquellen fangen allerdings an sich zu öffnen, aber der Tiroler schaut mit mißtrauischen, zweifelnden Blicken auf sie hin, welche wegen mancher Uebelstände, die sie in ihrem Gefolge haben, höchst verzeihlich sind. Was ist da natürlicher, als daß er eine ihm günstig scheinende Gelegenheit ergreift, in fremdem Lande sein Brod zu verdienen, wie lieb und werth ihm auch die Heimath sein mag, und wenn in manchem jungen Burschen, in unserem Hansel zum Beispiel, die Hoffnung aufsteigt, einmal mit Schätzen beladen in die heimathlichen Berge zurückzukehren, so ist dies bei einem Naturkinde so natürlich, daß wir uns über das Gegentheil wundern

müßten. Hansel „gäb' halt dem Poster noch ein paar Kreuzer mehr, als der Amerikaner;" sollte ihm das Glück in Peru ganz besonders hold sein und er wirklich eines schönen Tages mit Extrapostpferden durch Acherling fahren, so wird er sein Geld nicht für sich allein behalten, sondern seinen Acherlinger Freunden einen guten Theil davon zukommen lassen.

„Sind also mit Musik empfangen worden," sagte Ignaz, als des Meßners Student seinen Vortrag beendigt hatte. „Hätt' auch schon dabei sein mögen! Ist doch eine Ehre für sie, daß sie die Ersten sind nach Peru!"

„Ein breites, fruchtbares Thal soll's sein, wohin sie gehen," bemerkte Hansel; „von Steinen kann man nicht leben, haben davon hier genuok."

„Und hohe Berge sind dort, hat Herr Martin g'seit, viel höher als bei uns! Da gehen wir auf die Gamsen, daß es eine Passion ist!"

Ein älterer Bauer von etwa vierzig Jahren wandte sich an mich mit den Worten: „Ich verkaufe Haus und Hof an den ersten Besten und geh' mit Weib und Kindern nach Peru! Will mich hier nicht plagen, und nicht viel mehr haben, als das liebe Leben."

„Ich wünsche Euch herzlich," erwiderte ich, „daß es Euch besser ergeht, als meinen Schleswig-Holsteinischen Landsleuten in Brasilien. Als sie von Hamburg fortsegelten, glaubten sie, sie führen nach dem Paradies. Alles war wohl verbrieft und versiegelt, sollten in Gemeinschaft dienen unter ihren eigenen

Offizieren, nach einigen Jahren große Strecken fruchtbaren Landes erhalten und was der guten Bedingungen mehr waren. Aber kaum in dem gelobten Lande angelangt, steckte man sie unter das einheimische Militär, ließ sie Hunger und Durst leiden und gebrauchte sie im Kriege als Kanonenfutter. Sie sandten wohl Briefe nach Europa, worin sie sich bitter über das Unrecht, das ihnen geschähe, beklagten und baten, sie zu schützen. Doch Brasilien ist weit von hier, man kümmerte sich nicht um sie, die Meisten sind elendiglich um's Leben gekommen. Dies waren junge Männer, die für sich allein dastanden, ganz anders mit Frau und Kindern" — —

„Die Malefizkerle!" unterbrach mich der Bauer, dessen beleidigtes Rechtsgefühl ihn meine letzten Worte ganz hatte überhören lassen, „die verfluechten Brasilischen Spitzbuben! Wollt', ich hätt' sie vor mir, ließe sie der Reihe nach baumeln! Wenn ich so was höre, faßt mich ein Zorn, möcht' halt gleich darauf schlagen! Ich rath' den Spanischen," und er lachte in sich hinein, „daß sie sich solche Dinge nicht in den Sinn kommen lassen! Ein paar Hundert von uns schießen sie alle zusammen, daß es eine Passion ist, und machen der ganzen spanischen Wirthschaft ein Ende. Wir Alle sind Schützen, nehmen unsere Stutzen mit, und der Doctor Schütze führt uns hinüber!"

„Ich habe noch eine Anmerkung in der Zeitung übersehen, die ich Euch vorlesen muß," rief des Meßners Student.

Alle horchten hoch auf.

„Die, welche krank an Bord des Schiffes angelangt, mit Tode abgingen, hießen Peter Taufers, Valentin Strobel, Stephan Steiner.“

„Das Stepferle!“ rief der auswanderungslustige Bauer, den ich eben kennen gelernt hatte, aus.

„Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“ fügte er leise hinzu. „Es war mein Vetter, stark wie ein Baum, als ich ihn in Schpruck zum letzten Mal sah!“ und die Augen des kräftigen Mannes füllten sich mit Thränen

Pater Clemens, welcher längere Zeit mit einigen Bauern in ein ernsthaftes Gespräch vertieft gewesen war, das sich unzweifelhaft auch um die Auswanderung nach Peru gedreht hatte, richtete jetzt einige Worte der Theilnahme an den Bauer, der so eben die Nachricht von dem Tode seines Vetters erhalten hatte.

„Hat unsere Berge nicht wiedergesehen, Euer Hochwürden!“ entgegnete derselbe. „Muß doch ein eigen Ding sein, so auf dem Wasser zu sterben und im Wasser zu liegen bis an den jüngsten Tag! Wenn einer auf dem Schiffe stirbt, hat Herr Martin gseit, wickeln sie ihn in eine große Strohmatte hinein, geben ihm eine schwere Kugel mit auf die Reise, daß er untersinkt, und werfen ihn in's Meer. Ist's nicht so? Kein Bruder, kein guter Freund kann ihm Weihwasser auf's Grab sprengen, der arme Teufel hat nicht mal ein Grab. Ich möcht' halt lieber auf unserem Kirchhof begraben sein, wo Vatter und Mutter liegen!“

Der Pater benutzte die augenblickliche Stimmung des Bauern, ihn wenigstens zur Vorsicht zu ermahnen:

„Alles, was ihr thut, Loys, laßt Euch Zeit! Sie sind — und Gott sei Dank dafür — glücklich in Peru angelangt. Daß sonst die Sache glückt, davon wissen wir heut' für keinen Kreuzer mehr, als wir gestern wußten. Laßt erst Briefe von ihnen kömme, wenn sie sich das Thal angschaut haben. Die Regierung von Peru will gern Leute in's Land schaffen, die es bebauen, das ist klar. Sie wird vielleicht die ersten Einwanderer besonders gut behandeln, damit recht viele nachfolgen; sind ihrer genug, erfüllt sie vielleicht manche Bedingung nicht, und in Europa kräht weder Hund noch Hahn danach."

Diese und ähnliche Ermahnungen und Befürchtungen sprach der Pater gegen Loys und die anderen Acherlinger aus, welche in dichtem Kreise um ihn herumstehend auf jedes seiner Worte aufmerksam hörten. Obwohl er von der Unmöglichkeit überzeugt ist, den traurigen Zuständen seines Heimathlandes schleunig, mit einem Male abzuhelfen und ebenfalls den Wunsch hegt, daß recht viele in fremden Ländern eine zweite Heimath finden, wo sie ihr Brod verdienen können, so will er doch, wie er mir selbst gesagt hat, die wenigen Wochen, auf welche seine Anwesenheit in Tirol beschränkt ist, eifrig dazu benutzen, die immer mehr und mehr zunehmende Lust, nach Peru auszuwandern, möglichst zu zügeln.

Die Nacht war inzwischen mit starken Schritten herangekommen und erinnerte uns daran, das Abendbrod nicht auf uns warten zu lassen. Wir wünschten „Gute

Nacht" und wandten uns seitwärts nach dem Schlößchen zu.

„Ein gscheidt's Mandl, der Pater Clemens!" „De hätt Verstand en ganze Stuhr (Stube) voll!" In solchen Ausdrücken ergingen sich die Zurückbleibenden halblaut über den alten Pater, als derselbe von ihnen fortging. Er hatte sicherlich nicht in den Wind geredet, wenn auch die jungen Burschen von Acherling noch bis nach Mitternacht das Dorf unter Absingung eines sogenannten Peru-Liedes durchzogen, welches einem oder mehreren der Sänger seine Entstehung verdanken mochte. Inhalt und Form gaben wenigstens zur Genüge zu erkennen, daß es ein echtes Volkslied war, welches kein bleicher Poet am Schreibtisch abgefaßt hat und welches der Gefahr überhoben ist, daß ein „tapferer Ritter," Recensent genannt, seine spitzige Lanze, die Feder, dagegen einlegt.

Das Peru-Lied lautete:

Es lebe unser neuer König,
Es lebe unser Schütz!
Wir Alle sind ihm unterthänig,
Weil er mit uns nach Peru zieht!
Das Tirolerland wir verlassen,
Unser Land Peru heißt,
Wir dort Guraschie fassen,
Was unser Stutzen weist.
Hart ist unser Scheiden,
Wenn man suchen muß das Brod;
Helfer gibt's nur Einen,
Wenn's fehlet in der Noth!

Steigt hinauf auf Bergeshöhen,
Schaut hinein in's Peruthal!
Lebet wohl, Ihr guten Freunde,
Jetzt seht Ihr uns das letzte Mal.
Schifflein, thu' dich lenken
Im Namen Gottes hin!
Warum sollen wir uns kränken?
Maria ist die große Beschützerin!
Lasset nur die Wellen brausen
Und weh'n der Stürme Wind —
Wir uns gar nicht grausen,
Nur hin nach Peru geschwind!

Rodau den 14. August, Abends.

Beim Glase Tokayer.

Am Morgen kam Johann nach Acherling herüber. Sein Aussehen rechtfertigte die Befürchtungen, welche Pater Clemens und ich in Folge der von ihm erhaltenen Briefe gehegt hatten, aber noch mehr als sein Aussehen die Jagdgeschichten, welche er in unverkennbarer Aufgeregtheit uns schon in der ersten halben Stunde unseres Zusammenseins erzählte. Als er eben mitten darin war, einige kürzlich erlebte Jagdabentheuer zu schildern, erkundigte ich mich absichtlich nach dem Befinden der blinden Regina. Johann verstand, was ich damit sagen wollte, er wurde stiller, und Pater Clemens athmete sichtlich auf, als der junge Mann sich in ruhigem Tone über den Ausfall des Heumahd, über den Stand des Türken und dergleichen ausließ.

Gegen Mittag ließ es sich der alte Herr nicht nehmen, höchsteigenhändig den kleinen runden Tisch zu decken, an dem er mit seinem Liebling und mir speisen wollte, und die drei Gläschen, die er aus dem Wandschrank nahm und an die Seite der größeren Wassergläser stellte, gaben zur Genüge zu erkennen, daß er von seinem Tokayer zum Besten geben wollte. Derselbe war das Geschenk eines ihm befreundeten geistlichen Herrn in Temesvar, und der gute Pater pflegte niemals einem werthen Gaste davon einzuschenken, ohne zu bemerken, daß jedes der schimmernden Fläschchen einen Ducaten werth, ein Wein von solcher Qualität übrigens im Handel gar nicht zu haben sei. Um zwölf Uhr brachte Stieber's Nanny das Mittagsmahl, welches heute Base Gretel bereitet hatte.

„Grüeß Gott, Johann!“ sagte das Mädchen. „Seid's noch g'sund? Ist lange her, daß Ihr uns heimsuchtet! Im Anfang sah das Lisele gar oft die Straße nach Rodau hinauf, ob Ihr nicht kämet!“

Johann war blutroth geworden vor Verlegenheit und Freude zugleich, und der Pater hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich bei Nanny zu erkundigen, ob die Base auch nicht die Extraschüssel vergessen habe, die von ihm zu Ehren des Gastes bestellt worden sei. Alles war in der besten Ordnung.

„Sag' deinem Vater,“ nahm Pater Clemens wiederum das Wort, „der Johann und wir Uebrigen kämen gegen vier Uhr auf ein Stündchen zu ihm.

„Da wird sich das Lisele grämen, die im Oberland

ist!" entgegnete das Mädchen; „daß der Johann uns gerad' heute heimsuchen muß!"

Und Johann wurde abermals so verwirrt, daß Pater Clemens mit erstaunten Blicken gewahrte, wie sich jener an die Tokayerflasche, die er eben auf den Tisch gestellt hatte, vergriff und mit ihrem köstlichen Inhalt, dem Ducatenwein, nicht etwa die dafür bestimmten Gläschen, sondern die großen Wassergläser zu füllen begann; noch zeitig genug that er solch verschwenderischem Gebahren, solch einer Verkennung der edlen Gottesgabe Einhalt.

„Hab' wiederum Etwas zu tragen für dich, mein Kind," sagte er dann schnell.

„Der alte Pater nimmt das Mädchen gehörig in Anspruch," dachte ich bei mir selbst. Und was gab er der Nanny zu tragen? Mit herrlichen goldgelben Birnen, welche die alte Annerl gestern hinaufgebracht hatte, wurde des Mädchens Fürtuch gefüllt. Das dachte jetzt weder an Johann, noch an das Lisele, sondern nach dem schuldigen „Vergelt's Gott! Vergelt's Gott tausendmal!" entfernte es sich eilig mit den geschenkt erhaltenen Früchten, und wir setzten uns zu Tische.

„Ihr wundert Euch wohl, daß ich so selten zu Stieber's gegangen bin," sagte Johann, als er sich wieder gefaßt hatte, in möglichst gleichgiltigem Tone. „Die Zeit ist mir knapp zugemessen, wie Ihr wißt. Der Rodauer bei Stieber's Lisele, das gab dazu allerlei Gerede."

„Kann's mir vorstellen!" erwiderte der Pater leichthin. Er wollte sich heute den Anschein geben, als wenn

er von der eigentlichen Ursache keine Ahnung hatte; denn am Tage nach Mariä Himmelfahrt gedachte er bei einem Besuche in Rodau sich über die ganze Angelegenheit mit Cordula zu unterreden und nach dem Ausfall dieser Unterredung seine bezüglichen Mittheilungen an Johann einzurichten.

„Solltest auch des Rauschers Moidele heimführen, hab' ich gehört," fuhr er fort.

„Damit ist's Gott sei Dank gänzlich aus," erwiderte Johann und schilderte dem Pater den Besuch derselben in Rodau. Ihm wurde immer heiterer zu Muthe während der Schilderung; er erinnerte sich zugleich der Kämpfe mit Vater und Mutter, die ihm gedroht hatten und nun so glücklich vorübergegangen waren, und er kostete die Süßigkeit einer Gegenwart, auf die er in vergangenen Tagen nicht hatte hoffen dürfen.

Im Verlaufe des Tischgespräches kam Pater Clemens, was selten der Fall war, auf sein elterliches Haus, auf seine Jugend zu reden.

„Nichts geschah in der Gemeinde," sagte er unter Anderem, „wozu mein Vater nicht seine Einwilligung gegeben hatte. Hatten zwei Leute einen Streit miteinander, zum Vater gingen sie, er mußte den Streit schlichten; mit dem, was er sagte, waren beide Partheien zufrieden. Und meine Mutter, das war eine Frau, wie jetzt wenige mehr sind, bald in der Kochel, bald auf der Tenne, bald im Keller, bald auf dem Boden. Jeden Mittag wurden Suppen für zehn, für zwanzig arme Kranke bei ihr abgeholt, kein Bettler

ging ungespeist von unserer Thüre fort, und manches Gewand, das noch ganz gut war, gab sie dem Armen, um seine Blöße zu decken. Zankten sich Burschen, vom Wein erhitzt, in der Gaststube, trat sie zu ihnen und suchte sie zu beruhigen. Halfen Worte nichts, so nahm sie, groß und stark wie sie war, den Einen beim Kragen, schüttelte ihn tüchtig durch und setzte ihn dann vor die Thüre. Zu unserem Weine ward kein Tropfen Wasser gemischt, doch hatte Einer zu viel getrunken und verlangte noch immer mehr Wein, dann goß die Mutter — Gott habe sie selig! — vorher Wasser dazu und zog ihm danach von der Zeche ab. Leute, denen man, wenn sie zu uns kamen, anmerkte, daß sie schon anderswo der Flasche mehr, als für sie zuträglich, zugesprochen, bekamen Nichts, sie mochten noch so sehr schelten und schmähen."

„Mir scheint, der Wirth kommt dabei zu kurz," meinte Johann.

„Er kommt nicht zu kurz, er gewinnt dabei, Johann, und wie mein Vater und meine Mutter thaten, mußt du auch, muß jeder brave Wirth thun. Laß den Betrunkenen fluchen und toben, wenn du ihm nichts mehr zu trinken geben willst oder seinen Wein gehörig getauft hast; wenn er nüchtern geworden ist, dankt er dir, und will er wieder eine Halbe trinken, geht er zu dir und zu keinem Anderen!"

Die Beiden plauderten noch eine Weile fort. Ich nahm wenig Theil an der Unterhaltung, sondern spielte mehr den Hörer und stillen Beobachter oder schaute

aus den weinlaubumrankten Fenstern hinaus auf den grünen, mit Obstbäumen bepflanzten Bergeshang, an welchen das Schlößchen sich lehnt. Freundlich schien die Augustsonne in's Zimmer, aber es hätte derselben nicht bedurft, um das Zimmer warm und behaglich zu machen; denn die Herzen der darin Versammelten schlugen warm für einander, und die Freude über ihr trauliches Beisammensein spiegelte sich auf ihren Gesichtern ab.

Rodau den 15. August, Morgens.

Drei Schlachten auf einem Berge.

Andrä Stieber war noch nicht daheim, als wir in seinem Hause anlangten. Base Gretel empfing uns, sie hatte für den jungen Rodauer nur freundliche Worte der Begrüßung und des Bedauerns, daß er ihnen so lange nicht die Ehre seines Besuches geschenkt habe; alle zweideutigen Reden und beleidigenden Anspielungen blieben fern, so schwer es Gretel auch fallen mochte, sich ihrer zu enthalten. Pater Clemens Anwesenheit in Acherling hatte bereits gute Früchte bei ihr getragen, das merkte man; auch hatte vielleicht der Priester Gretel auf den Besuch vorbereitet und ihr die nöthigen Ermahnungen ertheilt.

Nach einer Viertelstunde stellte sich Andrä ein und bat um Entschuldigung, daß er auf sich habe warten lassen.

„Ein Wetter zieht herauf über die Berge," sagte er. „Habe die paar Fuder Heu in Sicherheit gebracht, die noch draußen waren. Es ist drückend warm!" und Andrä wischte sich mit dem Schnupftuche die Schweißtropfen aus dem Gesichte, welche die Hitze des Tages und noch mehr die angestrengte Feldarbeit ausgepreßt hatten. Er strich dabei unwillkührlich die Haare zurück, welche bis über die Hälfte seiner Stirne herabzuhängen pflegen; Johann blickte ihn gerade an.

„Was habt Ihr da für eine Narbe?" sagte er.

Eine breite Narbe war sichtbar geworden.

„Hat nit viel zu bedeuten!" erwiederte Andrä. „Geräth der Türken heuer bei Euch in Rodau?" fragte er ablenkend.

„Diesmal lasse ich Euch nicht fahren," sagte der Pater und lachte. „Mehr als einmal wollte ich von Euch wissen, von welcher Wunde die breite Narbe herrührt. Legtet die Hände nicht in den Schoß, strecktet Euch nicht auf der Ofenbank, Andrä, als die Franzosen und Bayern ins Land Tirol kamen! Die Narbe stammt noch her aus jenen Zeiten! Meine mich auch zu erinnern von meinen Kinderjahren her, daß Ihr in der Schlacht am Berge Isel gefährlich verwundet wurdet."

„Heraus mit der Sprache, Andrä!" nahm Johann das Wort. „Wart Ihr nit dabei am Berge Isel? Der Vater hat noch nie davon derzählt!"

Andrä Stieber hatte die Haare wieder über die Stirne gestrichen.

„Erhielt einen Hieb in der Schlacht, wie so Viele,“ erwiederte er. „Fehlte nicht viel, so hätte er mir das Lebenslicht ausgeblasen.“

Diese Mittheilung eines keineswegs ungewöhnlichen Vorfalles hätte uns zufrieden stellen müssen, wenn sie in ruhiger, gewöhnlicher Weise geschehen wäre. Dem war aber nicht so. Andrä Stieber hatte gleich bei der ersten Frage nach der Narbe die Farbe gewechselt, und als seine Erkundigung nach dem Türken erfolglos geblieben, war er hin- und hergerückt auf der Bank, als wenn er auf Nadeln säße. Sein Gesicht verrieth fortwährend eine Unruhe, die um so eigenthümlicher berührte, da aus den Zügen desselben zugleich eine hohe Freude hervorleuchtete. Seine letzte Antwort sollte in gleichgiltigem Tone gegeben werden, aber vergebens rang der einfache Sohn der Natur nach der nöthigen Selbstbeherrschung. Andrä's Lippen stammelten die Worte; langsam, eins nach dem anderen kamen sie hervor, und Andrä erzielte gerade das Gegentheil von dem, was er erzielen wollte. Der Pater und ich schauten ihn voll gespannter Erwartung an, unsere Blicken richteten tausend Fragen an ihn, denen er unmöglich ausweichen konnte.

„Dieser Narbe verdankt ein Kriegskamerad sein Leben!“ sagte Andrä Stieber, die Haare wiederum aus der Stirne streichend, und seine Stimme klang voll und kräftig, alle Unruhe war aus seinem Antlitze gewichen, ein strahlender Freudenglanz lag darüber ausgebreitet.

„Ist meine Weise nicht," fuhr er fort, „mich deß zu rühmen, was ich gethan habe. Würde schweigen, wenn Ihr mich nicht zur Antwort drängtet. In meinem Leben hab i viel Unglück ghabt, viel Herzeleid! Als ich mein Gut antrat, war es schwer verschuldet, durfte nit daran denken, eine Frau zu nehmen, und thut doch so wohl nach des Tages Last und Hitze, mit der Frau zu plaudern auf der Bank vor dem Hause und ein Kindlein auf den Knieen zu haben! Ich schaffte von Morgens früh bis Abends spät, gewann nit viel, aber doch Etwas, konnte endlich mit Ehren zu einem Mädchen treten, das ich lieb hatte und sagen: Willst du mein werden? und sie antwortete: Ja! und wir lebten glücklich mitsammen. Das währte auch nit lange! Die Barbara starb als unsere Kinder noch klein waren. — — —

„Der Eine und der Andere hat wohl zu mir gsagt: Andrä, auf deinem Hause ruht kein Segen! — — —

„Als wenn mich Gott nicht gsegnet hätt'! — Hat mancherlei Güter und Gaben, der gütige Vater droben! Mein Haus ist niedrig und meine Felder sind klein — Gott hat mir ein anderes Besitzthum zu Theil werden lassen, das ist mehr werth als eine Kaiserburg! Er stählte meinen fünfzehnjährigen Arm, einen Kriegskameraden dem sicheren Tode zu entreißen!"

„Er schenkte Euch noch ein Leben, das meinige," sagte Johann gerührt und ergriff Andrä's Hand.

„Dies Geschenk gehört nicht mir allein," erwiederte

er und lachte, „mein Nachbar hat ebenfalls ein Anrecht drauf.“

„Wie nannte sich der, dem Ihr das Leben rettetet? Wie ging das zu?“ fragte Johann lebhaft.

„Als die Bayern ins Land kamen, lag ich krank danieder,“ entgegnete Andrä. „Die Axt war mir beim Holzspalten ins Knie gefahren, und das Herz wollte mir springen, als alle junge Bursche von hier fortzogen gegen den Feind, und ich allein mußte zurückbleiben. Am dreizehnten April kam die Nachricht, daß die Bayern unter Dietfurt am Berge Isel von den Tirolern geschlagen worden seien; die Acherlinger Schützen waren nicht die letzten dabei gewesen, kühne Thaten erzählte man von ihnen. „Der Andrä Stieber lag dazumal im Bette, wird man von dir sagen,“ dachte ich, und ich knirschte mit den Zähnen vor Zorn, und wäre der Arm gebrochen gewesen, hätte mich bei Nacht und Nebel davon gemacht. Aber im Kniee hatte ich einen Höllenschmerz bei jeder Bewegung, ich mußte bleiben; aber ich betete vor'm Einschlafen und beim Erwachen, auch einmal an dem Berge Isel kämpfen zu dürfen. Dort wurde Ende Mai zum zweiten Male ein Treffen geliefert und auch zum zweiten Male war ich nicht mit dabei. „Der Andrä Stieber lag auf der Ofenbank, wird man von dir sagen,“ dachte ich, aber ich knirschte diesmal nicht mit den Zähnen, denn mein Knie war in der Besserung, und wo die Feinde zweimal auf's Haupt geschlagen waren, konnte es auch zum dritten Male geschehen. Die Heilung des stark beschädigten Kniees

ging äußerst langsam von Statten. Anfang August zog ich endlich davon, den zwölften half ich die Innbrücke bei Innsbruck mit erstürmen, und mir war eigen zu Muthe, Ihr habt mein Wort darauf, als ich unter den anderen Acherlingern am dreizehnten auf dem Berge Isel stand, den Franzosen gegenüber!

„Der Segen soll mir fehlen, sagen Einige; hier war auch Segen dabei! Auf ein und demselben Berge sind wohl nicht oft drei glorreiche Siege erfochten worden, in einem Zeitraume von vier Monaten! Und nachher konnte man nicht im Dorfe sagen: „Der Andrä Stieber war nicht mit dabei auf dem Berge Isel!“

„Sollt' es meinen!“ sagte Pater Clemens. „Aber die Narbe? Es hat damit noch eine besondere Bewandtniß.“

„Könnt' denken,“ erwiederte Andrä, „daß ich that, was in meinen Kräften stand, das Versäumte nachzuholen, und so heiß wie dieses Mal, war es wohl noch nicht hergegangen auf dem Berge Isel. Der Raum ist nicht weit zwischen Sill und Gallwiese, in einer halben Stunde umgeht man ihn, und vierzig tausend Kämpfer standen sich darauf gegenüber. Der Lefevre verstand sein Geschäft! Es that wohl Noth uns tapfer zu halten. Hätten wir nur zu schießen verstanden, aus der Ferne, hinter Baum und Busch, hinter Klippe und Felsenvorsprung, wären damit nicht weit gekommen. Mann gegen Mann, mit gefälltem Bajonnet gingen wir auf einander los; mancher Kolbenschlag wurde ausgetheilt, mancher Hieb mit dem Schwerte geführt! — —

„Und ein solcher traf auch Eure Stirne?“ fragte ich.

„Ein Hauptmann hatte sich zu weit vorgewagt, ich erblickte ihn von Feinden umringt, gegen die er sich mannhaft vertheidigte, und machte den Versuch, mich zu ihm durchzuschlagen. Er gelang, mehrere meiner Kameraden waren mir gefolgt. Als ich zur Stelle kam, war der Hauptmann eben in einem wüthenden Zweikampfe mit einem Franzosen begriffen; ein zweiter Gegner hub gerade den Arm, ihm den Schädel zu spalten, da streckte ich diesen nieder, aber in demselben Augenblicke traf mich ein Hieb, ich sank bewußtlos zu Boden. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, lag ich im Lazarethe. Die Kameraden waren noch rechtzeitig herbeigekommen und hatten mich in Sicherheit gebracht. Ich fragte nach dem Hauptmanne, der war mit heiler Haut davon gekommen; seinen Namen sagte mir Niemand, habe mich auch nicht weiter darum gekümmert. Hätte ausgeschaut, als wenn ich belobt oder gar beschenkt werden wollte. Beim Vordringen blieb mir keine Zeit, ihn näher anzusehen. Wer weiß, vielleicht sah ich ihn später und wir erkannten uns nicht. Hab' kein Verdienst dabei, daß er gerettet worden! Ist nicht der Rede werth! Wollte halt das Versäumte nachholen!“

Andrä schwieg; wir drückten ihm unseren Dank für seine Mittheilungen aus, und Johann sagte ihm darauf Lebewohl, ihm zugleich Grüße an das Lisele auftragend. Das Gewitter hatte sich verzogen, ohne zum Ausbruche zu kommen; Pater Clemens erbot sich uns bis Flan-

ders, einem Dorfe, welches auf der Hälfte des Weges nach Rodau liegt, zu begleiten, und Andrä Stieber's Kriegserlebnisse gewährten uns reichlichen Stoff zur Unterhaltung.

Meister und Jünger.

„Wie viel Schaden auch die Feinde in unserem Thale anrichteten," meinte Johann endlich, „es waren doch bessere Zeiten, als die jetzigen. Die Leute hatten wenigstens Etwas zu verlieren und waren im Stande, das Verlorene reichlich wieder einzubringen; denn Gotthilf Stieber bildete eine Ausnahme. Damals dachte man noch nicht an Fabriken und Eisenbahnen. Anderswo mögen Fabriken gut sein, bei uns sind sie es nicht! Der Mann spricht zu sich selbst: Was willst du dich plagen? Geh' in die Fabrik mit Frau und Kindern! Da verdient ihr Alle Tag für Tag euer bestimmtes Geld und habt keine Sorgen! Das klingt recht gut, aber jede Sache hat ihre zwei Seiten. Bald sind die Wangen, die vorher roth waren, bleich und eingefallen; das Geld, das der Mann früher durch Ackern, Holzfällen oder in der Fremde verdiente, hielt vor; das Geld, in der Fabrik verdient, ist, wie gewonnen, so zerronnen. Die Buben und Mädel kommen in schlechte Gesellschaft, versäumen Messe und Rosenkranz und werden lüderlich. Dort in Flanders" — wir sahen schon von Ferne den Thurm dieses Dorfes — „hat man das täglich vor Augen. Solche Buben, wie jene da, sieht man

nicht in unserem Dorfe!" — und er wies auf drei zerlumpte, wüst aussehende Burschen, die des Weges daher kamen.

„In Rodau hat man also keine Fabriken?" fragte ich.

„Da gibt es schon die Geistlichkeit nicht zu!"

„Und der alte Jörg ebenso wenig," sagte lächelnd der Priester. „Du bist deines Vaters Sohn, Johann! Daß Fabriken hier, besonders auf dem Lande, zuweilen vom Uebel sind, räume ich Dir ein. Aber Du bist nicht nur den Fabriken, sondern auch den Eisenbahnen gram. Gäbe es solche nicht, hätten wir mitsammen schwerlich so viele herrliche Städte gesehen, und Du könntest nicht von Venedig und Wien, von Dresden und München erzählen!"

„Die Eisenbahnen bringen alle ehrlichen Leute bei uns um allen Verdienst," entgegnete lebhaft der Neffe. „Was war das früher für ein Leben in Tirol, als noch die Waaren, die aus Wälschland nach Augsburg und den anderen reichen Handelsstädten gingen, auf unzähligen Saumpferden über unsere Ferner gebracht wurden! Seitdem sind freilich viele hundert Jahre vergangen, aber wenn man die Eisenbahnen nicht erfunden hätte, führten auch jetzt noch unzählige Wagen kostbare Waaren durch unsere Thäler nach Norden. Früher wurden achtzig bis hundert Pferde in Rodau gehalten und die Mannsbilder hatten vollauf den ganzen Tag mit Fuhren zu thun. Da baut man eine Eisenbahn durch Oesterreich und Steiermark, und mit dem Waarentransport durch unser Dorf, mit dem Verdienste

ist's gänzlich vorbei. Der Vater hat Nichts dabei eingebüßt, es ist nicht wegen seiner, sondern wegen der Anderen. Aecker hatten die Leute wenige, auch nicht viel Zeit gehabt, sich um Ackerwirthschaft zu kümmern. Wovon sollten sie nun leben? Fast alle Rosse mußten sie verkaufen und sich auf's Mauererhandwerk und dergleichen verlegen."

„Das Herz thut einem weh," fuhr er fort, sich an mich wendend, und sein jugendliches Antlitz flammte vor Erregtheit, „das Herz thut einem weh, zu sehen, wie jedes Frühjahr, wenn unsere Berge und unsere Thäler eben anfangen grün zu werden, fast alle Männer das Dorf, ja Tirol verlassen, um sich in Salzburg, in Oberösterreich als Mauerer, als Zimmerleute ein paar Kreuzer zu verdienen. Frau und Kinder müssen den kleinen Acker bestellen, im Spätherbste kehrt der Mann zurück, und zur Winterszeit lebt die Familie von dem Korne, das das Feld gegeben, von den geringen Ersparnissen, die der Mann mitgebracht hat. Ihr Leben ist kümmerlich, die Meisten danken Gott, wenn sie Morgens, Mittags und Abends ein Wassermues und schwarzes Brod haben, und ist ihnen wahrlich nicht zu verargen, daß sie gern nach Peru auswandern; manch alter Mann hegt den Gedanken, das Land Tirol auf immer zu verlassen, für das er als junger Bursche sein Blut verspritzte!"

„Die Gütertheilung das Vorrücken der Ferner und manche andere Ursache sind auch Schuld daran," fügte Pater Clemens bei, „daß sich die Lage der Tiroler immer

trauriger gestaltet. Den Eisenbahnen und Fabriken ist dies nicht allein beizumessen. Wenn Eisenbahnen Tirol durchschneiden, werden die Tiroler manches Neue kennen lernen, was gut und nützlich ist, und ich wette" ———

„Das Neue, Fremde hat uns noch nicht viel Gutes gebracht," unterbrach ihn lebhaft der Neffe. „Die Zillerthaler, die sich in der ganzen Welt umhertreiben, sind die schlechtesten von uns. In Bayern, Sachsen, Preußen verkaufen sie Handschuhe und Bandwaaren und kaufen Geringschätzung ihres alten, heiligen Glaubens, Lug und Trug dafür ein!"

„Das beklage ich tief mit Dir! In unseren engen Thälern, rings von hohen Bergen eingeschlossen, über die nur wenige Straßen führten, kamen wir selten mit der übrigen Welt in Berührung und genossen dazu das große Glück, daß die uns umgebenden Völker eines Glaubens mit uns waren, treue Anhänger der katholischen Kirche. Zur Zeit der verderblichen Kirchenspaltung im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, welche nur zu sehr durch die Unordnungen der Geistlichkeit und vor Allem durch den weltlichen Sinn, die Prachtliebe der Kirchenfürsten herbeigeführt wurde, war Tirol so glücklich, unter vortrefflichen Bischöfen zu stehen, welche in Frömmigkeit, in schlichter Einfachheit und barmherziger Sinnesweise mit einander wetteiferten. Da war es leicht, unsere heilige Religion in ihrer ungetrübten Reinheit festzuhalten und nicht von unseren alten, guten Sitten und Gebräuchen zu lassen. Jetzt bricht von allen Seiten das Neue über uns herein, jetzt gilt es zu zeigen,

daß wir stark und kräftig sind, nicht allein an Körper, sondern auch an Geist, und das wahre Gold vom Flittergold zu unterscheiden wissen!"

Wir waren bei einer Gruppe von Buchen angelangt, neben der Heerstraße, unweit des Dorfes; eine Rasenbank lud zur Rast ein, wir setzten uns und der Priester fuhr fort:

„Wir Alten können wenig mehr thun, unsere Tage sind gezählt, vertrauensvoll blicken wir auf unsere jungen Burschen! Wir haben euch, mein Johann" — und Pater Clemens ergriff die Hand seines Neffen — „in der Furcht des Herrn erzogen und in der Verehrung seiner heiligen Kirche. Bleibet in der Furcht des Herrn und betet oft in dem Hause, wo er wohnt, dann wird der böse Geist, der mit Eisenbahnen und Fabriken ins Land zieht, euch Nichts anhaben können, und nur der gute Geist — denn auch ein solcher zieht mit ihnen ein — wird Theil an euch haben. Der böse Geist, den ich meine, ist das Jagen nach Gewinn und nach Genuß; nach himmlischen Gütern und Genüssen sollt ihr niemals müde werden zu jagen, dem müßt ihr das Streben nach den zeitlichen immer unterordnen. Wenn ihr das thut, werdet ihr die schönen Gaben, die der gute Geist euch bringt, kindlich fromm und froh, wie ihr bisher waret, genießen. Vieles Herrliche, welches durch klugen Sinn und angestrengtes Nachdenken in anderen Ländern erfunden wurde, werdet ihr euch zu eigen machen und weiter ausbilden. Ihr werdet lernen, eueren Aeckern mehr Frucht, eueren Almen reichlicheres Gras und Kräuter

abzugewinnen; die Wasser eurer Ströme und Wildbäche, die euch so oft um die Frucht eurer Mühen bringen, werdet ihr besser zu beherrschen wissen und sie zwingen, euch zu reichlichem Gewinne dienstbar zu sein!

„Du, mein lieber, theurer Johannes, bist vor Vielen dazu auserwählt, einst im Kreise deiner Landsleute den weisen Führer und Berather zu spielen! Der Name deines Vaters, deine Kenntnisse, die Stellung, die Du später im bürgerlichen Leben einnehmen wirst, weisen Dich darauf hin, mit freudigem Eifer eine solche Rolle zu übernehmen! Sie verleiht Dir einen hohen Vorzug vor Tausenden! Mit ihr tröste Du Dich, wenn Herzeleid über Dich verhängt wird. Hat mancherlei Güter und Gaben, der gütige Vater droben, sagte Andrä Stieber zu uns. Rufe Dir diese Worte recht oft ins Gedächtniß, wenn es Dir scheinen will, daß der allgütige Gott Dir Vieles entzieht! Sei unablässig bemüht, Dich der Güter und Gaben würdig zu machen, die Du empfangen hast, mein Johannes! Versprich mir, Dich nicht von eitlem Tand bethören zu lassen, nicht dein Herz an Das zu hängen, was äußerlich gleißt und glänzt, innerlich hohl und leer ist; versprich mir aber auch, zu bedenken, daß weder der einzelne Mensch, noch ein ganzes Volk auf derselben Stufe ewig stehen bleiben darf, versprich mir, das Neue, wenn es Dir entgegentritt, reiflich zu prüfen und Dich nicht eigensinnig dagegen abzusperren. Nur Eins bleibt ewig jung und frisch, nur Eins paßt für alle Zeiten und alle Völker, und wird alle Zeiten und Völker über-

dauern, dieses Eine ist die heilige römisch-katholische Kirche!"

„Ich verspreche, was Sie von mir fordern!" erwiederte der junge Mann mit ernster Stimme.

„Behüt Di Gott! Sag' deinem Vater, ich ließe alles Schöne an ihn ausrichten!"

Wir trennten uns, Pater Clemens kehrte nach Acherling zurück, Johann und ich setzten unsere Wanderung nach Rodau fort.

Rodau den 15. August, Mittags 1 Uhr.

Das Gemüth bedarf der Nahrung, wie Körper und Geist.

Heute ist Mariä Himmelfahrt. Nach frommer Legende fand der Apostel Thomas, als er das Grab der Mutter Jesu besuchte, den Leichnam verschwunden. Köstliche Gerüche entstiegen dem Grabe, und siehe, weiße Lilien, Rosen und tausend andere Blumen lagen da, wo der Leib der heiligen Jungfrau geruht hatte. Das Lieblichste allein ist würdig, zum Festschmucke zu dienen, wenn es gilt, die Tage feierlich zu begehen, welche dem Andenken der Madonna geweiht sind. Und was ist lieblicher, als die Kinder des Sommers, die Blumen? Seit alter Zeit prangen Blumensträuße vor den Marienaltären, Lilien zieren die Weihwasserbecken und farbige Guirlanden schlingen sich an den Marientagen von Säule zu Säule. Der kindlich fromme Sinn des Tiroler Landvolkes stellt auf Grund der oben erwähnten Legende Alles, was grünt und blüht unter Mariens heilige Obhut, Frauen und Mädchen haben sich

heut vor der Kirche von Rodau geschaart, in Festtagsgewändern, die heilkräftige Arnika, die gewürzige Kamille und andere Kräuter der Berge und Thäler in der Hand, daß der Priester den Segen darüber spreche. Der Herr Peter erscheint in priesterlichem Ornate, er weiht die Sträuße, und nach der Kräuterweihe betreten Alle das Gotteshaus.

Ein feierliches Hochamt wird abgehalten, Orgeltöne durchbrausen die Kirche, Geigen und Flöten dazwischen, Böllerschüsse draußen auf den Höhen. Alles schweigt, lautlose Stille draußen und drinnen. Horch! Vom Chore hernieder erklingt eine einzige Mädchenstimme, rein und melodisch; sie singt ein wunderliebliches Lied zum Preise der allerseligsten Jungfrau.

Nach dem Hochamte und der Predigt beginnt die Prozession. Die Musikanten, in Tiroler Tracht, rothe und grüne Straußenfedern auf dem Hute, eröffnen den Zug, ihnen folgen die Schützen, an ihrer Spitze der ältliche Hauptmann, alle gar schöne Burschen, aber der schönste unter ihnen ist doch ihr Herr Lieutenant, des Postmeisters Hansel, den breitkrämpigen Hut mit Gemsbart, goldiger Zackel und dem Fichtenzweig als Feldzeichen auf dem Lockenkopfe, in schwarzer Jacke und buntfarbiger Seidenweste, als deren Knöpfe bayerische Silbersechser dienen, um den Hals das rothseidene, geblümte Tuch lose geschlungen; den Leib umgibt die künstlich ausgenähte Binde, eben über das Knie reichen die schwarzen Hosen von Bocksleder, an welche sich blendendweiße Strümpfe schließen, während mit Pelzwerk verbrämte

frisch gewichste Halbstiefel die Füße decken. Alles sitzt dem Hansel wie angegossen, und das hat seinen guten Grund; der Herr Lieutenant, so vortrefflich er auch seinen Posten ausfüllt, ist noch ein wenig flüchtig beim Ankleiden. Das weiß der Oberknecht, der Silzer gar wohl, früh Morgens kam er auf seines jungen Herrn Zimmer und spielte aus freien Stücken den Bedienten, ja drängte sich fast dazu auf; denn immer ging es dem Johann zu langsam, und nicht viel fehlte, so wäre der Silzer vor der Zeit und keineswegs in Gnaden seiner Dienstleistungen enthoben worden.

Pfarrer und Hilfsgeistlicher in priesterlichen Gewändern, die Kranzjungfrauen, die Schulmädchen in blendweißen Hemdärmeln und Fürtüchern, von zwei barmherzigen Schwestern, ihren Lehrerinnen beaufsichtigt, deren ernste, bleiche Zügen neben den rosigen, lächelnden Kindergesichtern, deren einfache Nonnentracht neben dem bunten Festtagsschmucke der Buben und Mädchen, alle die übrigen Theilnehmer der Prozession — welch' ein reiches, in den verschiedenen Gruppirungen und Verschlingungen beständig wechselndes Bild! Burschen und kleine Buben tragen schwere Standarten und Kreuze, Christus-, Madonnen- und Heiligenbilder; vier stattliche Mädchen, Blumenkränze im Haare, tragen auf einer Art Bahre, welche mit einem rothen Teppiche belegt ist, die Statue der heiligen Jungfrau, mit Sternen umkränzt, die Lilie in der Hand.

Unter Gebet und Gesang bewegt sich der Zug langsam durch die Hauptgassen des Dorfes, welche von weißen

Tiroler Häusern mit Söllern und vorspringenden Dächern gebildet werden. An vier verschiedenen Orten sind Altäre errichtet, mit Leuchtern, Buschen, Tafeln und Pyramiden bunt aufgeputzt, die heiligen Evangelien werden gelesen, Büchsenschüsse ertönen, Böller knallen, der Rauch wirbelt empor zum tiefblauen Himmelsgewölbe, auf den zur Seite des Dorfes jäh emporsteigenden Kalkbergen flammen die Feuer der Hirten, zu Ehren des Festes angezündet. Sie durften ihre Heerden nicht verlassen, um Meßopfer und Prozession beizuwohnen und wollten doch auch Mariä Himmelfahrt festlich begehen. Sieh', der Fels, der in den Himmel ragende ist ihr Opferaltar, ihre Opfergabe gewaltige Reisigbündel, immer und immer wieder zusammengerafft, die Opferflamme zu nähren.

Als die Prozession zu Ende, die Bilder und Statuen in die Kirche zurückgebracht und zum Schlusse der Segen vom Pfarrer ertheilt worden war, zerstreuten sich noch nicht sogleich die Schützen, sondern stärkten sich nach dem anderthalbstündigen Marsche in Staub und Sonnenbrand beim Steinbockwirthe draußen vor dem Dorfe. Obwohl es an Böller- und Stutzenschüssen zu Ehren des Festes wahrlich nicht gefehlt hatte, wurde noch mancher Knall vernommen, als die jungen Burschen nach Hause gingen und bis nach meinem Zimmer herauf dringt noch jetzt das lustige Spiel der Musikanten, welche die Gassen des Dorfes durchziehen.

Rodau den 17. August.

Der junge Bursche vom Berge Isel.

Woher sollte ich in den letzten Tagen die Ruhe des Gemüthes nehmen, um getreulich meine Erlebnisse und Beobachtungen aufzuzeichnen, inmitten der stürmischen Aufregungen freud- und leidvoller Art, die ich als mitfühlender Freund des Hauses durchzumachen hatte?

„Der Vatter muß auch halt Etwas vor dem Sohne voraus behalten,“ hatte der alte Jörg zu Johann gesagt, als er uns bei dem gemeinschaftlichen Besuche des Eierle in den ersten Tagen meines Hierseins zu der Quelle führte, welche Johann noch unbekannt gewesen war. Das Geheimniß war einmal preisgegeben, und als der Sohn seinen Vater am Nachmittage Mariä Himmelfahrt ein halbes Brödchen in die eine, die hölzerne Butterdose in die andere Tasche der Joppe stecken sah, welche derselbe Werkeltags und Festtags trägt, bewilligte dieser gern des Sohnes Bitte, ihn mit mir nach „dem guten Wasser“ begleiten zu dürfen. Das Wasser des köstlichen Alpenborns mundete uns eben so vortrefflich, wie das erste Mal und auch die Rast auf dem weichen Mose bekam nicht übel; denn die drückende Gewitterschwüle, welche am vergangenen Abend über dem Thale gelegen hatte, war noch im Zunehmen begriffen.

„Fand noch nit Zeit, Euch zu derzählen, Vatter, daß ich gestern beim Andrä Stieber war.“

„Beim Lisele? Was hatt'st Du da zu schaffen?“ fuhr der alte Jörg auf.

„Beim Andrä Stieber, Vatter!“ wiederholte Johann mit Nachdruck. „Pater Clemens führte mich zu ihm.“

Als der Alte den Namen des Paters hörte, wurde er sichtlich ruhiger, und Johanns Mittheilung, daß Andrä Stieber's älteste Tochter nicht daheim, sondern im Oberlande gewesen sei, besänftigte ihn vollends.

„Als ich in der Stube neben Andrä saß,“ fuhr Johann fort, „war's mir just, als wenn es Abend gewesen und ich hätte neben Euch gesessen auf der Bank vor Eurem Hause! So herrlich wußte er zu derzählen von dem, was er im neuner Jahr erlebt hat.“

„Dazumal ein junges Bürschchen,“ entgegnete der Vater, „verfehlte er dennoch mit seinem Stutzen selten sein Ziel, hab' ich mir sagen lassen. Habe wohl mit den Acherlingern zusammen gegen den Feind gestanden, mehr als einmal, aber der Andrä ist mir gerade niemals zu Gesichte gekommen. Kannte ihn nicht eher, als bis er Dich in sein Haus brachte.“

„Andrä verstand nicht nur mit dem Stutzen sein Ziel zu treffen,“ sagte der Sohn, „auch mit dem Schwerte hat er wacker drein gehauen! Derzählte uns eine Probe davon, die er auf dem Berge Isel ablegte. Wart Ihr auch mit dabei auf dem Berge Isel, Vatter? Wüßte nicht, daß Ihr jemals zu mir davon redetet.“

Der alte Jörg schwieg, er schüttelte nur mit dem Kopfe, und fragend blickte ihn der Sohn an.

„Möchte weder ja noch nein antworten,“ sagte jener endlich. „Sprach zu Dir von manchen Gefechten, Johann, von den Kämpfen auf dem Berge Isel hörtest du

kein Wort aus meinem Munde, obwohl ich sie alle drei mitmachte und ihrer öfter gedacht habe, als irgend eines anderen Kampfes! — —

„Ich habe viele Schulden ausstehen und nicht den Muth dazu, sie mit Gewalt einzutreiben, denn eine große Schuld lastet auf mir selber, seit vielen, vielen Jahren. Der Gläubiger drängt mich nicht, lange hat der Schuldner selber ihn aufgesucht, aber vergeblich, vergeblich!“ — — — Der Alte hatte diese letzten Worte mehr zu sich selbst, als zu dem Sohne geredet.

„Mich wundert, Vatter,“ sagte dieser leicht hin, „daß der Regen so lange ausbleibt, dachte gestern, es würde ein Wetter kommen, dachte es heute, und mir scheint, die Wolken ziehen wieder davon. Seht, wie drunten am Abhange der Türken gelb zu werden beginnt!“

Jetzt sah der alte Jörg auf, aber er blickte nicht zu dem Türken hin drunten am Abhang, sondern schaute seinem Sohne dankbar in's Auge:

„Dem Kinde kommt's nicht zu, von den Schulden seines Vaters Kenntniß zu haben; hat genug zu thun, die seinigen zu bedenken, dem Vater gegenüber. Aber du bedarfst dazu nicht der Aufforderung, mein Sohn, du möchtest gern alles Schwere von mir nehmen, was mich drückt, durch Wort und That. Da wird der alte Vatter unbescheiden, Johann, und die große Schuld, die er schon über fünf und vierzig Jahre allein trug, sollst du ihm fernerhin tragen helfen!

„In der letzten Schlacht am Berge Isel hätte ich mein

Leben eingebüßt, wäre mir nicht ein junger Bursche zu Hilfe gekommen. Von einer Franzosenklinge an der Stirne getroffen, stürzte er an meiner Seite zu Boden, als er so eben Denjenigen, der auf mich einhauen wollte, niedergestreckt hatte. Sah ihn fallen, wollte mich zu ihm herabbeugen, neue Feinde stürmten herbei und zwangen mich zur Selbstvertheidigung. Auch Kriegskameraden kamen herzu, mir zu Hilfe, aber das wilde Getümmel hatte mich schon weit fortgerissen von meinem früheren Standorte, vergebens sah ich mich danach um, ich hatte wenigstens den Trost, dort, wo er ungefähr gewesen sein mußte, Tiroler zu erblicken. Als der Kampf zu Ende war, ließ ich mir keine Mühe verdrießen, Den aufzufinden, der mir das Leben gerettet hatte, ich suchte ihn auf dem Schlachtfelde, in den Lazarethen, ich fragte nach ihm, bald diesen bald jenen, von meinem Lebensretter war keine Spur aufzufinden. Hatte mir im Schlachtgewühl auch kaum seine Züge einzuprägen vermocht. Neue Kämpfe und Märsche folgten, immer mehr verging mir die Hoffnung, meinem Lebensretter danken zu können, oder wenn er im Kampfe gefallen war, an den Seinigen gut zu machen, was er an mir gethan hatte. Noch Jahre lang ließ ich nicht ab von meinen Bemühungen, der Bissen quoll mir im Munde, wenn mir der Gedanke kam: Leidet vielleicht Hunger und Durst, der für dich sein Leben in die Schanze schlug! Und als der Vatter — Gott habe ihn selig — gestorben war und ich das Haus antrat, gelobte ich jedem Klosterbruder vom Bettelorden gastlich bei mir aufzunehmen als mei-

nen theuersten Freund und bei jedem Klosterbruder mich des jungen Burschen zu erinnern vom Berge Isel, der mir zur Hilfe eilte wie ein rettender Engel in der Stunde der Gefahr, und für ihn zu beten, da ich nichts Anderes für ihn und die Seinigen thun konnte!"

Johann hatte sich schon längst von seinem Sitze auf dem weichen Mose erhoben, während der alte Jörg sich im Laufe der Rede mehr zu mir, nach der entgegengesetzten Seite hin gewandt hatte. Des Vaters Stimme war immer leiser, seine Miene immer bekümmerter geworden bei der Erinnerung an die vergangene Zeit, und des Sohnes Antlitz immer erregter, immer lebhafter sein Geberdenspiel, freudefunkelnder die großen braunen Augen. Als der Vater geendigt hatte, stürzte der Sohn vor ihm nieder und umfaßte seine Kniee und legte seinen Kopf darauf und konnte keine andere Worte über seine Lippen bringen, als

„Freu Di, Vatter, freu Di!"

Aber der Vatter freute sich keineswegs, sondern schaute mit ängstlichen Blicken nieder zu seinem närrischen Sohne, und hätte wohl eine Weile warten müssen auf Lösung des wunderbarlichen Räthsels, wenn ich nicht das Wort ergriffen und von Andrä Stieber begonnen hätte zu reden. Da konnte sich auch bald der Hansel auf andere Worte besinnen, als: „Freu Di, Vatter!"

Im Nibelungenliede wird die furchtbare Chriemhild in schöner Weise lancräche genannt, das will sagen: die lange Zeit hindurch Rache hegt. Vierzig

Jahre wohnte neben der Liebe für den gemordeten Gatten das Rachegefühl gegen dessen Mörder in ihrem Herzen, nach vierzig Jahren befriedigte sie es endlich mit dem Blute des Mörders. Unter „Rache" verstehen wir eine Vergeltung im unedlen Sinne des Wortes; fassen wir Rache als Vergeltung überhaupt, da ist der alte Jörg, der Postmeister von Rodau auch ein lancräche, das wurde mir zur Genüge klar!

Dem Lebensretter des Sohnes hatte auch der Vater sein Leben zu danken, daran war nicht zu zweifeln, der Tag, die Art und Weise, Alles traf zu und mit einer Leidenschaft, die ich einem alten Manne nicht zugetraut hätte, gab sich Jörg der Freude hin, über ein so ganz unerwartetes Wiederfinden des Langgesuchten.

„Was ich habe, gehört dem Andrä mit und seinen Kindern!" rief er aus. „Du gehörst ihm auch, Hansel, und seinen Kindern! Das Lisele ist dein, wenn es dein Weib sein will!"

Und der Sohn erzählte, was ihm Stieber's Nanny vorgeplaudert, wie das Lisele im Anfange oft hinaufgeschaut habe den Weg nach Rodau zu. So fröhliche, glückliche Menschen, wie der alte Jörg, Johann und ich, wanderten gewiß nicht oft die Heerstraße entlang, welche nach dem Dorfe führt. Wenn Acherling diesseits desselben gelegen hätte, der Alte wäre auf der Stelle zu Fuß dahin aufgebrochen; der nächste Eilwagen, so bestimmte er, sollte ihn und den Sohn zu Pater Clemens gutem Freunde bringen.

Das Kreuzlein.

Als wir uns dem Posthause von Rodau näherten, gewahrten wir Philomene, welche mit eilfertigen Schritten uns entgegen kam, etwas Weißes in der Hand haltend.

„Ein großer Brief von der Regierung!“ rief sie aus. Philomene „macht“ auch noch zuweilen den Expeditor, wenn Vater und Bruder gerade nicht da sind.

„Habe ihn erst vor einer Viertelstunde erhalten. Sieh' das große Siegel! Und ein Kästchen folgt dabei für dich. Was das Kästchen wohl enthalten mag! Bin erstaunlich neugierig! Vatter, Johann, schaut ja beide so vergnügt drein, als wenn was Gutes darin wäre. Wißt Ihr's etwa schon im Voraus?

Während Johann mit fliegenden Worten der Schwester die große Neuigkeit erzählte, die wir von „dem guten Wasser“ heimbrachten und Philomene zweifelhaft war, ob Johann mit ihr seinen Scherz trieb oder im Ernste redete, drehte der alte Jörg den großen Brief mit dem großen Siegel hin und her zwischen den Fingern, besah ihn bald von dieser, bald von jener Seite und suchte die halbverwischten Poststempel zu entziffern; aber seine Hände zitterten, und nicht viel fehlte, so wäre der Brief, den er zwischen den Fingern drehte, diesen entfallen.

Wir langten im Posthause an, Jörg redete noch immer kein Wort. Ohne Regina's Gruß zu erwiedern, die ihren gewöhnlichen Sitz zwischen Heerd und Ofen

einnahm, schritt er auf das Postzimmer zu. Seine Kinder standen im Begriffe, ihm dorthin zu folgen, aber er wollte keine andere Gesellschaft als Andrä Hofern, seinen Oberbefehlshaber, als den Ritter Georgius hoch zu Roß, seinen Schutzpatron, als den Wächter seiner Geldspinde, den Mann mit den rollenden Augen in der Wanduhr.

Erwartungsvoll harrten wir Alle in der Küche der Dinge, die da kommen sollten oder vielmehr des alten Jörg, der da kommen sollte, um uns zu verrathen, was der Brief und besonders das Kästchen enthielt. Inzwischen trat Cordula zu uns, von einem Besuche im Dorfe zurückkehrend, und Johann erzählte ihr die Neuigkeit, welche wir „von dem guten Wasser" mitgebracht und die auch Regina kein Geheimniß mehr war. Cordula drückte zwar ihre freudige Theilnahme aus, aber sie behielt das ernste Aussehen bei, das sie fast immer zur Schau trägt, es wurde noch ernster während Johanns Erzählung, wollte mir vorkommen, und der Sohn hatte nicht das Herz, die Mittheilung zu machen, die er am liebsten gemacht hätte: er redete von Andrä Stieber, allein des blonden Lisele that er keine Erwähnung und ging von Andrä zu dem Briefe und dem Kästchen über.

Aller Blicke waren auf die Thüre gerichtet, welche Jörg's Heiligthum von einem anderen Heiligthume trennt; denn die Küche im Posthause zu Rodau ist auch ein solches, mein' ich. Da hat die Barmherzigkeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen, da waltet sie ge-

schäftig am lodernden Heerdfeuer und bereitet tausend Dürftigen erquickende Labung! Die Thüre öffnet sich endlich, der alte Jörg tritt hervor, er ist still und stumm wie vordem und wiederum dreht er Etwas zwischen den Fingern und besieht es bald von dieser, bald von jener Seite. Ist ein einfaches Kreuzlein, funkelnd von lauterem Golde! Und Alle drängen sich heran an den alten Jörg, betrachten staunend das Kreuzlein und schauen darauf den Alten an mit fragenden Blicken. Der schreitet auf die Schwester Regina zu, die sich nicht erhoben hat von ihrem Sitze zwischen Heerd und Fenster, da sie blind ist; ihre Hände ruhen auf dem Schoße, wie gewöhnlich; der Bruder nimmt die eine Hand und legt das Kreuzlein hinein.

„Das goldene Franz-Joseph-Verdienstkreuz, Schwester Regina!" sagt der alte Jörg. Hochauf hören wir Alle, und über Cordula's Antlitz fliegt ein Strahl innigster Herzensfreude. Jörg holt den Brief aus dem Postzimmer, mit freudebebender Stimme liest er uns vor, daß Se. Apostolische Majestät, der allergnädigste Kaiser Franz Joseph der Erste ihm das goldene Franz-Joseph-Verdienstkreuz zu verleihen geruhet, in Anerkennung der Verdienste, die er sich sowohl im Kriege gegen die Franzosen und Bayern, wie auch als Postmeister erworben habe.

„Silzer! Vintscher! Marian!" die drei Knechte gingen eben den Thorweg entlang an der Küche vorüber. „Ihr und die Anderen könnt heut' Abend trinken, soviel Ihr Lust habt! Ist genuok Bier und Wein im

Keller! Habe das goldene Verdienstkreuz bekommen und einen jungen Burschen wiedergefunden, den ich beinahe fünfzig Jahre gesucht habe!“

„Wird holt grau geworden sein, der junge Bursche!“ sagte der Silzer für sich hin und trat mit seinen Begleitern in die Kochel, um sich auch das Kreuzlein anzuschauen.

„Drei Tage lang ist freier Tisch und freie Zeche für alle meine Freunde im ganzen Thal!“ fuhr Jörg im Uebermaß seiner Freude fort. „Nanny, her mit dem Kellerschlüssel! Marian, Silzer, schafft ein Weinfaß hinauf in die Gaststube! Die Nanny soll auch feiern heut' Abend!“

Kellnerin und Knechte ließen sich nicht zweimal sagen, was ihnen geheißen wurde.

„Jörg, ein Weinfaß in der Gaststube? das ist nicht dein Ernst!“ sagte Cordula in ruhigem Tone. „Was würde da verschüttet werden! Niemand soll zu kurz kommen auch ohne dies!“

„Nicht mein Ernst?“ antwortete der Postmeister, der auf die letzten Worte seiner Frau gar nicht gehört hatte. „Solch ein Tag, wie heute, ist noch nicht dagewesen für mich, so alt ich bin!“ und Cordula schwieg, wohl einsehend, daß weitere Vorstellungen durchaus nutzlos sein würden.

Mutter und Sohn.

Mit Blitzesschnelle hatte sich das Gerücht von der hohen Ehre, welche dem Postmeister zu Theil geworden war, im Dorfe verbreitet, und während Marian und Silzer sich noch anstrengten, ein mächtiges Weinfaß vom Keller in die gegenüberliegende Gaststube zu schaffen, langten bereits Freunde und Bekannte an, ihre Glückwünsche abzustatten. An die beabsichtigte Fahrt nach Acherling war weder für Vater noch Sohn zu denken; mit genauer Noth erübrigte Letzterer so viel Zeit, um einige Zeilen an Pater Clemens und Andrä Stieber zu richten, worin er sie in des Vaters Namen einlud, wo möglich noch heute Abend herüberzukommen. Als der Eilwagen, welcher die Briefe mitnahm, eben davonfuhr, tönte Musik die Straße herauf. In feierlichem Zuge näherten sich die Rodauer Schützen, diesmal ohne ihren Herrn Lieutenant, des Postmeisters Hansel; denn dem Postmeister galt der Aufzug der Compagnie, deren Hauptmann er so lange Jahre selber gewesen war, an deren Spitze er sich zum Theil das Verdienstkreuz errungen hatte. Lustig wurde aufgespielt vor seinem Hause, ihm zu Ehren, des Glückwünschens war kein Ende, selbstverständlich durfte Keiner ungelabt wieder davonziehen. Noch spät Abends erschien Andrä Stieber; der Pater hatte diesen beauftragt, ihn für heute zu entschuldigen, morgen werde er sich einfinden. Andrä's freudige Ueberraschung, als der alte Jörg in ihm den jungen Burschen begrüßte,

welcher in der letzten Schlacht am Berge Isel einem Hauptmanne das Leben rettete, führte die Lust und den Jubel des Festabends auf den Höhepunkt. So schwer, wie heute, war es dem alten Jörg niemals geworden, ein sich selbst gegebenes Versprechen zu halten und den Saft der Reben gänzlich ungekostet zu lassen, der in so reichlicher Fülle seinen Gästen gespendet wurde. Immer und immer wieder wurde ihm zugetrunken von allen Seiten, und der Sohn des Hauses mußte des Vaters Obliegenheiten Genüge leisten und wenigstens mit einem Nippen an dem gefüllten Glase Bescheid thun.

Wie theilte der Sohn das Wonnegefühl, welches die Brust des gefeierten Greises hob! War ja dessen Freude auch die seinige, fiel ja von dem Ehrenschein, welcher das Haupt des tapfern Kriegshelden, des treuen Beamten umstrahlte, auch ein Abglanz auf sein eigenes Haupt! Das Glück hatte aus seinem unerschöpflichen Füllhorn Gaben ausgeschüttet, welche gänzlich unverhofft den Empfängern in den Schoß gefallen waren, und bei all' dem Reichthum dieser Gaben trieb dazu noch in dem Herzen des jungen Rodauers eine süße Hoffnung frischere Blüthen, als jemals vorher, die Hoffnung mit dem blonden Lisele einst am Traualtare zu stehen! Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über.

„Wäre das Lisele doch auch hier!“ rief er aus im Tone inniger Sehnsucht, zur Mutter gewandt, als er ihr zwischen Küche und Gastzimmer, im Thorwege begegnete.

Wie glänzend war dieser heute Abend erleuchtet! Zwei große Laternen hingen sich einander gegenüber, und wenn es auch mäuschenstill gewesen wäre im Hause, daß sich dort ein ganz besonderer Glücksfall zugetragen, hätten die Laternen jedem Dorfbewohner einleuchtend gemacht im eigentlichen und uneigentlichen Sinne des Wortes!

„Ist das Lisele aus dem Oberland heimgekehrt, Mutter," fuhr Johann seelenvergnügt fort, „laden wir sie auch ein zu uns und sind so froh, wie heute!"

„Würd' in Rodau und Acherling ein Gerede geben von Dingen, die nicht sein können," erwiederte die Mutter.

„Die nicht sein können? Das Lisele wird meine Frau, hat der Vater g'sagt —"

„Und wird es nicht zum zweiten Male zu Dir sagen, dabei bleibt es! Still Johann! Daneben sind Leute!"

Aber der Sohn, von Freude, Wein und Liebe erregt, schwieg nicht. Wiederum stellte sich die Mutter dem entgegen, was er für sein Lebensglück hielt, nicht wie eine Mutter, wie eine unerbittliche Feindin, dachte wiederum des Vaters Herz hart zu machen gegen den Sohn, und der Sohn vergalt Härte mit Härte; ein Wort gab das andere. Die lauten Stimmen, der wilde Lärm, welcher aus dem Gastzimmer herausdrang auf den Thorweg, machte den Zank zwischen den beiden so unhörbar, als wenn er im stillen Kämmerlein geführt worden wäre; doch jeder neue Ausbruch einer Lust,

welche bei den lebhaften Kindern des Südens nur zu leicht das goldene Maß überschreitet, vermehrte die herbe Stimmung der Mutter. Denn sie hatte auch bei Begehung der heutigen Festfeier das goldene Maß gewahrt wissen wollen, ihre darauf zielenden Bemühungen waren von vorn herein gescheitert. Was für Reden gewechselt wurden zwischen Mutter und Kind, ich weiß es nicht, aber solche Reden sind nicht oft gewechselt worden, weder im Thorwege noch im stillsten Kämmerlein des Posthauses von Rodau, das weiß ich sicherlich!

Als Johann zu mir kam, da ich mich schon längst aus dem Getreibe der Gäste in mein oberes Zimmer geflüchtet hatte, glühte er von zorniger Erregtheit und schüttete sein übervolles Herz in der leidenschaftlichsten Weise gegen mich, den Freund, aus. Ich erfuhr den Zank, den er mit Cordula gehabt hatte, ich hörte den Sohn sich in Vorwürfe gegen eine Mutter ergießen, welche nicht einmal durch all' die unverhofften Glücksgaben des heutigen Tages zufriedengestellt werde, sondern in unersättlicher Begier den eigenen, einzigen Sohn, Feldern und Wiesen, Gold und Silber zum Opfer bringen wolle. Lange suchte ich vergeblich, Johann zu beruhigen. Die Reue, welche allgemach über sein unkindliches Betragen in ihm aufstieg, diente nur dazu, die Leidenschaftlichkeit seiner Ausdrücke über die Handlungsweise der Mutter zu vermehren, er bemühte sich dadurch, einen Schmerz zu betäuben, der ihn mehr verwundete, als alle vorhergehenden.

Endlich nahm ihn sein Lager auf. Draußen entlud sich das Wetter, welches tagelang gedroht hatte, mit desto größerem Ungestüm. Furchtbar rollte der Donner, fahle Blitze zuckten, der heulende Sturm schlug den Regen an's Fenster, alle Elemente waren in Aufruhr. Drunten im Hause erstarb der wüste Lärm des Gelages immer mehr, von Zeit zu Zeit drangen noch einzelne Töne zu uns herauf, und der Sohn des Hauses rang auf seinem Lager mit dem tiefen Weh, welches den ganzen Menschen erschütterte, bis er sich Kraft zu dem Gebete errungen hatte, das der Vater ihn einst in den glücklichen Tagen der Kindheit lehrte, welche von so viel Kummer und Herzeleid noch keine Ahnung hat:

„Engel, den mir Gott gegeben,
Mich zu führen durch das Leben,
Weiche, weiche nicht von mir!
Leib und Seel' befehl' ich dir!
Rüste mich mit Kraft und Stärke,
Führe mich zu gutem Werke,
Leite mich an deiner Hand
In das himmlische Vaterland!"

Also betete der junge Rodauer sein gewöhnliches Abendgebet, inbrünstiger als jemals zuvor, und das dritte Verslein:

„Weiche, weiche nicht von mir!"

betonte er mit einer Stärke, welche genugsam zu erkennen gab, wie er seinen guten Engel nicht mehr neben sich zu erblicken glaubte. Aber der heilige Schutzengel desjenigen Jünglings, den ein untadeliger Diener

des Höchsten, den sein väterlicher Freund auserkoren hatte zum weisen Führer, und Berather seiner Landsleute in künftigen Tagen, er war nicht von dem Jünglinge gewichen, er träufelte milden Balsam in die schmerzzerrissene Brust, er gebot dem Donner, daß er immer mehr und mehr verhalle in der Ferne, er schloß des Jünglings müde Augenlider zu süßer Ruh. —

Rodau, den 18. August.

Sorge und Zweifel.

Blicken wir uns im täglichen Leben um, unter den gewöhnlichen Menschen, in deren Kreise wir uns befinden, wie vielen bizarren Eigenthümlichkeiten, welch' störrischem Eigensinn, wie vielen Härten und wunderbar scheinenden Verirrungen begegnen wir! Die älteren Leute zeichnen sich vorzugsweise dadurch aus, und wir jüngeren begnügen uns leider nicht damit, über derartige Fehler und Schwächen den Stab zu brechen, wir führen sie uns nicht in ihrer Häßlichkeit und ihren traurigen Folgen vor die Seele, damit wir selbst sie um so eher meiden lernen, sondern in Gedanken und Worten kommen wir immer und immer wieder darauf zurück, vergessen die Vorzüge und Tugenden Aelterer, dich sich doch auch finden, und gelangen zuletzt dahin, nicht die Fehler und Schwächen zu verdammen, sondern die Persönlichkeiten, denen sie ankleben. Die Hauptursache einer solchen Verirrung, die wir Jüngeren uns

zu Schulden kommen lassen, während wir die Verirrungen Aelterer so streng tadeln, liegt in der Nichtberücksichtigung der Verhältnisse, unter welchen die Letzteren sich bildeten. Allerdings ist es uns selten vergönnt, bei Denjenigen, die ein Menschenalter oder mehr vor uns voraus haben, die Verhältnisse, unter welchen ihr Charakter sich allmählich entwickelte, klar erkennen zu können, aber wir lassen uns eine solche so unendlich fruchtbringende Erkenntniß auch nicht genug angelegen sein und denken überhaupt nicht an Verhältnisse, insofern solche auf den Menschen einwirken, obwohl wir doch bei einem besonnenen, verständigen Rückblick auf unser eigenes junges Leben die große Macht derselben wahrnehmen würden. Wir sollten mehr den Spruch des griechischen Weisen: Erkenne dich selbst! beherzigen. Thäten wir es, würden wir uns selbst strenger, Andere nachsichtiger beurtheilen, wir würden einsehen, wie viel bei uns der böse Wille, bei Anderen die Verhältnisse verschuldeten. Die Selbsterkenntniß ist die Quelle der Erkenntniß Anderer; sie verschönert mehr als die Güter dieser Welt unser Leben und das unserer Mitmenschen, indem sie unsere eigene Vervollkommnung und die milde Beurtheilung des Nächsten in ihrem Gefolge hat.

Cordula's Schicksale sind so ungewöhnlicher Art, wie ihre Härte gegen den Sohn. Da ich von jenen Kunde habe, finde ich diese ebenso erklärlich, wie tausend andere, die ich bei Alltagsmenschen wahrnahm. Ich konnte Johanns Erbitterung am Abende von Ma-

riä Himmelfahrt keineswegs theilen, so verzeihlich ich sie auch bei ihm fand. Gerade durch keinen Fehler älterer Leute werden wir jüngeren mehr empört, als durch Härte, da sie unserer weichen, biegsamen Natur am meisten widerstrebt, und weil wir nicht an die Weise denken, in welcher solche Härte sich bildet, wählen wir auch nicht das richtige Mittel, sie zu erweichen, wenn sie unseren Plänen im Wege steht. Manche ältere Persönlichkeit war so weichen Herzens, wie wir, in ihren jüngeren Tagen. Schlimme Erlebnisse wurden ihr zu Theil, lange, bittere Kämpfe mußte sie bestehen, und es setzten sich Härten an von Jahr zu Jahr, immer größer und größer, und wir glauben sie mit einem Male aus dem Wege räumen zu können. Wie sie sich allmählich bildeten, lassen sie sich auch nur allmählich erweichen. Ein freundliches Wort, eine dringende Vorstellung kommen nur als Glieder einer langen Kette solcher Worte und Vorstellungen in Betracht. Der Tropfen höhlt nicht mit einem Male den Stein aus, sondern durch öfteres Fallen, wie es im lateinischen Sprichwort heißt.

„Grüß Gott! Morgen in der Frühe reise ich schon nach Wälschland ab, mein Ordensgeneral — —“ Aber das Wort erstarb Pater Clemens auf den Lippen, als er eintretend durch das Thor des Hofes, in dem Johann und ich eben standen, jenem ins Auge blickte.

„Wie schaust Du aus, Hansel! Hat Dich über Nacht der Alp gedrückt?“ fuhr er endlich fort, mit ängstlichen

Blicken den Liebling betrachtend, dessen Aussehen allerdings seine Besorgniß rechtfertigte.

„Hab' gedacht, nur seelenvergnügten Gesichtern in diesem Hause des Glückes und der Ehre zu begegnen, und Du schaust aus, als wenn Dein Vater gestorben wäre und nicht das goldene Verdienstkreuz erhalten hätte! Das Gesicht weiß, wie ein Tischtuch, die Augen roth unterlaufen, die Haare wirr, als wenn Du eben aus dem Bette kämest! Ins Himmels Namen, Johann, wo fehlt's denn?"

Johann schwieg verwirrt, der Pater sah bald ihn, bald mich an. Jörg und einige Freunde des Hauses schritten eben den Thorweg entlang, zu weitläuftiger Auseinandersetzung eignete sich weder der Ort noch die Zeit.

„Das Fest währte bis tief in die Nacht hinein, wie Sie sich denken können," erwiederte ich; „es ging lustig dabei her, wir beide haben nicht recht ausgeschlafen!"

In diesem Augenblicke war der alte Jörg herangekommen, und Pater Clemens stattete seine Glückwünsche ab.

„Freut mich, daß ich es noch in eigener Person thun kann," sagte er, „ein paar Tage später, und ich wäre schon jenseits des Brenners gewesen! Mein Ordensgeneral hat mich plötzlich nach Rom berufen. Wird wohl manches Jahr darüber verstreichen, ehe ich Euch und mein Schlößchen in Acherling wiedersehe!"

Diese Nachricht war ein herber Tropfen in dem Freudenbecher des alten Jörg, beinahe im Stande, alles Uebrige zu vergällen. Jetzt war auch plötzlich bei Johann das Band der Zunge gelöst, er drückte seine tiefe Betrübniß über die traurige Eröffnung aus, die der Pater uns gemacht hatte; Jörg's Mittheilung über das Wiederfinden vom Berge Isel in Pater Clemens gutem Freunde ließ ihn wieder verstummen. Die freudige Ueberraschung des Paters äußerte sich in so lebhafter Weise, daß bei Allen, mit Ausnahme Johanns, die gedrückte Stimmung, die bei ihnen eingetreten war, der Heiterkeit Platz machen mußte. Cordula und Philomene traten herzu, der neue Gast wurde in das obere Zimmer geleitet, welches vor einigen Wochen Zeuge der Nichtachtung gewesen war, mit welcher das Moidele die Kunstwerke aus der Hand Nanny's, die Serviettenvögel behandelt hatte, und schon gab ich mich der Befürchtung hin, daß Johanns verstörtes Aussehen vom Pater weiter nicht beachtet werden und mit dessen Abreise die letzte Möglichkeit zu einer erwünschten Gestaltung der Angelegenheiten meines Freundes schwinden würde. Aber es war ja des Paters Absicht gewesen, gerade am heutigen Tage mit Cordula unter vier Augen zu reden, er wollte auf mehrere Jahre von seinen Tiroler Freunden Abschied nehmen, und wie sehr ihn auch all' die neuen Entdeckungen und Ueberraschungen beschäftigen mochten, ich gelangte durch reifliches Nachdenken zu der Ueberzeugung, daß er den eigentlichen Zweck seiner Hierherkunft nicht vergessen, daß er mich nicht in

die unangenehme Lage versetzen würde, entweder den mir anvertrauten Zank zwischen Mutter und Sohn ihm anzuvertrauen oder Johanns Lage beim Alten zu lassen. Dieser schien nicht geneigt zu sein, den Rath zu befolgen, welchen ich ihm nicht nur am vorhergehenden Abend, sondern auch schon früher gegeben hatte, Pater Clemens um die Rolle eines Vermittlers anzugehen.

„Gibt es heuer Trauben bei Euch?“ fragte der Priester seinen jungen Verwandten, als sich Jörg und die Frauen des Hauses entfernt hatten.

„Trauben in Hülle und Fülle, Euer Hochwürden!“ erwiederte er.

„Möchte sie mir einmal anschauen,“ und wir gingen hinunter in den Garten und freuten uns über die großen Muskateller, welche sich bereits roth zu färben begannen.

„Alle eure Frucht ist reichlich vorhanden,“ sagte der Pater; „wie sich die Aepfel- und Birnbäume des Obstgartens unter der Last beugen! Auf eurem Hause ruht in jeder Weise Segen! So glücklich, wie Du, ist nicht leicht ein Bursche im Oberinnthale!“ und er sah seinen Verwandten scharf an bei diesen Worten.

„Sagt eher: So unglücklich, wie Du, ist nicht leicht ein Bursche im Oberinnthale,“ entgegnete der junge Rodauer und seufzte.

„Wo fehlt's denn, Johann! Willst ein Geheimniß vor mir haben? Weißt doch, daß ich gern helfe, wo ich kann, daß ich Niemand lieber helfe, als Dir, mein Jo-

hann!" und diese Worte wurden in so herzgewinnendem Tone gesprochen, daß Johann ausrief:

„Sollt' ich ein Geheimniß vor Euch haben, Euer Hochwürden? Denkt nicht schlecht von mir! Hätt' Euch längst gesagt, was mich drückt, wenn nicht Last genug auf Euren Schultern läge. Wollt' sie nicht vermehren, Euer Hochwürden!"

Dann theilte er dem Pater seine Liebe zum Lisele mit, und wie die Mutter ihr von Anfang an entgegen gewesen sei; er verschwieg auch nicht den Zank am vorhergehenden Abend, er beschönigte nicht einmal sein Benehmen gegen die Mutter, sondern sprach die tiefste Reue aus, welche er darüber empfinde, und eben schickte sich der Pater zu einer Erwiederung an, da wurde Johanns Name mehrere Male gerufen. Wir wandten uns um, Cordula schritt heran und forderte den Sohn auf, schleunig ins Haus zu einem Bauern zu gehen, der ein Geschäft mit dem Vater abzumachen habe, denn dieser sei gerade abwesend.

„Komm' nachher wieder zu mir!" sagte der Pater zu Johann, und während jener mit Cordula im Obstgarten zurückblieb, entfernte ich mich in Gesellschaft des jungen Rodauers und nahm auf der Bank im Hofe Platz, um nach Rückkunft der Postmeisterin den Priester wieder aufzusuchen.

Viel eher, als ich erwartet hatte, kehrte Cordula zurück. Aufrecht kam sie daher, die stattliche Frau, weder langsamer, noch schneller, als sie zu gehen pflegt; auch ihr Antlitz trug keine Spur von Erregtheit zur

Schau, aber es schien mir noch ernster und strenger zu sein, als gewöhnlich, und bangen Herzens trat ich den Weg nach dem Garten an, als sie im Thorwege verschwunden war.

Auf dem grünen Rasen zwischen den Bäumen wanderte gesenkten Hauptes der alte Priester auf und ab.

„Alle meine Vorstellungen waren vergeblich,“ sagte er zu mir. „Es bleibt mir nur noch ein einziges Heilmittel, eines Siechthums Herr zu werden, das an Johanns Leben nagt! Ich muß Gift mit Gegengift bezwingen; ob unser Johann schon hinreichende Stärke des Geistes besitzt ein solches Heilverfahren aushalten zu können, ich berathe es mit mir und Gott! Gott flehe ich an, mir die rechte Weise zu offenbaren! Cordula's Jugendschicksale sind so furchtbar, daß es schwer hält, dem Sohne ihren Kern zu zeigen und den Kern doch derartig zu verhüllen, daß dem Sohne nicht bei dessen Anblick ein Grausen faßt, welches er niemals zu bewältigen lernt!“

Gleichwie unser Heiland unter all' seinen Kindern, den Menschen, zwölf Jünger auserwählte, und von diesen Auserwählten einen seinen Lieblingsjünger nannte, Johannes, so hat auch Pater Clemens Manche, denen er näher steht, als den Uebrigen, und *sein* Johannes ist der junge Rodauer, des Postmeisters Hansel. Ich begriff, wie schweren Herzens der Pater unter den Bäumen entlang wandelte! Mußte er nicht zurückbeben vor dem Gedanken, dem Sohne die Mutter als eine Meineidige,

als eine Verbrecherin, wenn nicht vor menschlichem, so doch vor göttlichem Richterstuhl darzustellen? Durfte er es wagen, einen Schleier, der so unsagbaren Jammer deckte, vor den Augen eines weichen Jünglings zu lüften, der bei dem Anblicke eines solchen Jammers zusammenzubrechen drohte? Und überging er den Selbstmord Michel's, des Jugendgeliebten Cordula's, als eine Folge ihrer Verheirathung mit Jörg, erzählte er nur, daß sie um Geld und Gut zu dieser gezwungen wurde, dann mußte der Sohn die Härte der Mutter um so unnatürlicher finden! Besaß der Pater überhaupt die Berechtigung dazu, mit scharfem Messer einen Knoten zu durchhauen, welchen er nicht zu lösen vermochte, und Johann Dinge zu enthüllen, welche ewig ein Geheimniß bleiben sollen zwischen Eltern und Kind, falls nicht letzteres durch einen unvorhergesehenen Zufall dahin geführt wird, es zu entdecken? Einem bloßen Prediger, einem ungeweihten Manne hätte ich durchaus die Berechtigung absprechen müssen, solchergestalt tief in das innerste Familienleben einzugreifen; der Priester Gottes, der geweihte Mann besaß sie, über den anderen Menschen, nicht in ihrer Mitte dastehend. Ob er davon Gebrauch machen wollte, hing von der Berathung ab mit sich und mit Gott. Wie gute Vorsätze Johann auch fassen mochte, wenn der Pater ihn ermahnte, die Mutter mit kindlicher Liebe zu umfassen, Johann war noch jung, der Pater trennte sich auf Jahre von ihm und konnte nicht durch das lebendige Wort gute Vorsätze wieder auffrischen, welche zu halten gar nicht einmal in der Kraft eines Menschen standen, da sie auf

das Gefühl gingen, welches sich nicht durch den Willen erzwingen läßt. Würde sich Johann jemals dazu erheben, Cordula's Hartherzigkeit milde zu beurtheilen, ohne von dem eine Kunde zu haben, was den weiblichen Sinn verhärtete? Allerdings ließ Johanns gefühlvoller Kindersinn besorgen, daß er allgewaltig durch die Mittheilung der Jugendschicksale seiner Mutter erschüttert werden würde, aber jener Sinn bürgte ja auch dem Priester dafür, daß sich Johann, wenn er glücklich solche Mittheilung überstanden, an die Mutter, die beleidigte, verkannte, mit inniger Liebe anschließen und wieder gut zu machen bemüht sein würde, was er früher an ihr verbrach. Dem Priester war bekannt, wie das ganze Leben des starken Weibes, das als schwaches Mädchen den Tod des Geliebten verschuldete, ein langer, ununterbrochener Kampf gegen den gefühlvollen Kindersinn des Ehegatten gewesen war. Der Sohn hatte vom Vater diesen Sinn als Erbtheil überkommen, ohne daß sich derselbe der anscheinend gefühllosen Mutter gegenüber geltend gemacht hatte. Wenn der Priester Johann in das Jugendleben seiner Mutter einweihte, sollte dieselbe Sinnesweise, welche in ihrer Uebertriebenheit bei dem Ehegatten Cordula's Herz immer mehr verhärtet hatte, von dem Sohne gegen sie geltend gemacht, die selbsterzeugte Härte wieder vernichten und ohne des Sohnes Wissen die Mutter mit seiner Liebe zum Lisele aussöhnen.

Rodau den 25. August.

Enthüllungen.

Auf der Bank unter dem Birnbaume in diese und ähnliche Gedanken und Fragen vertieft, bemerkte ich Johanns Rückkunft nicht eher, bis er mit dem Pater vor mir stand.

„Ich gehe morgen in die weite Ferne," sprach dieser zu seinem jungen Verwandten; „Dein Freund wird, wie ich höre, noch einige Wochen bei Dir bleiben. Möge auch er vernehmen, was ich Dir zu sagen habe! So kurze Zeit Du auch mit ihm bekannt bist, Ihr theiltet doch schon Freud und Leid mitsammen, Du schenktest ihm ein Vertrauen, das Dich in schweren Tagen stärkte und stützte, und was ich Dir jetzt mitzutheilen habe, ist nicht leicht zu tragen."

„Was Ihr thut, ist wohlgethan, Euer Hochwürden!" entgegnete Johann.

„Ich redete mit Deiner Mutter," fuhr der Pater fort. „Bitter beklagte sie sich über Deine leidenschaftliche Heftigkeit am gestrigen Abend. Nichts mehr davon! Du hast sie mir selber reuig gestanden. Deine Neigung zum Lisele lag ihr zu Grunde. Die Mutter mißbilligt diese Neigung: all' mein Trachten war darauf gerichtet, sie dafür zu gewinnen, aber vergeblich! „„Ich wünsche meinem Sohne das höchste Glück,"" erwiederte sie, „„aber ein solches kann unmöglich aus der Heirath mit einem armen Mädchen erblühen!"" „„Das Geld macht das Glück nicht aus,"" gab ich ihr zur Antwort und rühmte die großen Vorzüge, die das Lisele vor tausend

anderen Mädchen besitzt, Johann, und die mir zur Genüge bekannt sind. „„Ist denn Gott nicht ein Gott der Güte?““ fragte die Mutter darauf; „„könnt' mich nimmer mit ihm aussöhnen, wenn Ihr Recht hättet,““ und von diesem Glauben vermochte ich die Mutter nicht zurückzubringen. Derselbe muß Dir unerklärlich erscheinen, wenn Du ihre Jugendschicksale nicht kennst. Vernahmst Du jemals Etwas davon?“

„Weiß nur, daß sie aus dem Etschlande ist und dem Vater viel zubrachte.“

„Und ich würde der Letzte sein, der Dir Weiteres davon mittheilte, wenn ich nicht zwischen zwei Uebeln das kleinste zu wählen und die feste Ueberzeugung hätte, daß Dein Geist hinlänglich erstarkt ist, um die Mittheilungen in sich aufzunehmen, die ich Dir zu machen gedenke. Zeige Dich der hohen Meinung würdig, die Dein väterlicher Freund von Dir hegt!“

Pater Clemens schilderte darauf dem jungen Rodauer die Schicksalsschläge, welche Cordula als Mädchen und junge Frau betrafen, und er benahm dem Gift seine Schärfe, er verhüllte den Kern und ließ ihn doch durchblicken, der alte Priester. Ohne ganz zu verhehlen, daß die Mutter Gott mehr gehorchen mußte, als den Menschen, und den Treueschwur nicht brechen durfte, welchen sie einmal geleistet hatte, hob er ihren kindlichen Gehorsam gegen den Vater und die herzliche Liebe, welche sie später ihrem Ehegatten, Johanns vortrefflichem Vater widmete, in schöner Weise hervor. Den Selbstmord Michel's, ihres Geliebten, stellte er lediglich als Folge seiner Ent-

fernung aus dem Hause des Pflegevaters und der Furcht, gänzlich von diesem im Stiche gelassen zu werden, dar; daß Cordula ihn als Folge ihres Treubruches betrachtete, berührte der Pater nur insofern, als er dem Sohne dadurch einen Begriff von den Seelenleiden seiner Mutter geben wollte. Ihres fortwährenden Kampfes gegen die übertriebene Weichheit Jörg's that er gar keine Erwähnung; der Sohn war Tag für Tag Zeuge desselben, und er mochte schon zuweilen Gegenstand ihres Zwiegespräches gewesen sein.

„Deine Mutter war dem Besitze zum Opfer gebracht worden," schloß Pater Clemens seine Rede; „aber sie betrachtete sich selbst nicht mehr als Opfer in dem Augenblicke, als sie am Traualtare stand. „„Gott hat es so gefügt,"" dachte die fromme Frau, „„Geld und Gut haben einen hohen Werth, der Vieles aufwiegt,"" und je gewaltiger Michel's Tod sie erschütterte, je höher stieg der Besitz bei ihr im Werthe. Der Mutter Lebensschicksale haben ihr ihn heilig gestempelt, und Du gewahrst, wie sie ihn selber mäßig genießt und Andere in freigebiger Weise und richtiger Wahl an dem Genusse Theil nehmen läßt. Jetzt verstehst Du Deiner Mutter Ausruf, Johann, als ich ihre Abneigung gegen eine Heirath mit dem Lisele zu besiegen versuchte: „„Könnte mich nimmer mit dem Gott der Güte aussöhnen, wenn Ihr Recht hättet!"" Du siehst ein, wie schwer es hält, Jemanden von der Irrigkeit einer Ansicht zu überzeugen, welche sich während eines langen Lebens immer mehr und mehr ausbildete.

„„„Hat mancherlei Güter und Gaben, der gütige Vater droben!““ Ich bat Dich gestern, Dir diese Worte Andrä Stieber's recht einzuprägen. Gott entzog Deiner Mutter so viele Güter und verhängte statt derselben so furchtbare Leiden über sie, daß sie die irdischen Güter, um derentwillen ihr manche schönere entzogen wurden, überschätzt. Wir sollen dem gütigen Vater droben für Alles, was er uns zu Theil werden läßt, dankbar sein, aber das Eine ist höher zu schätzen, als das Andere, und Gott ist nicht nur ein milder, gütiger, sondern auch ein strenger Vater, dessen Wege seinen Kindern oft unerforschlich sind und der ihnen manche harte Prüfungen auferlegt, damit sie gekräftigt aus ihnen hervorgehen!“

Johann hatte dem Pater zugehört, ohne ihn durch leidenschaftliche Ausrufe zu unterbrechen. Mit angestrengter Aufmerksamkeit hatte er seinen Mittheilungen gelauscht, als wenn er sich auch nicht ein einziges Wörtchen davon wolle entschlüpfen lassen, sondern Alles in sich aufnehmen, um es nimmer wieder zu vergessen. Nur seine zuckenden Lippen, sein bald blaß, bald roth sich färbendes Antlitz legten Zeugniß von dem Sturme wechselnder Gefühle ab, welcher in seiner Brust toste. Aber die ernste Mahnung des Paters war nicht vergeblich gewesen. Dieser hatte sich nicht in dem jungen Rodauer getäuscht, welcher in der siegreichen Bekämpfung seiner Gefühle den ersten Schritt zu einem neuen Leben that, welches nicht mehr der knabenhafte, sondern der zum Manne heranreifende Jüngling führte.

„Ich danke Euch, Euer Hochwürden!“ sagte er ruhig,

als Pater Clemens geendigt hatte. „Möchte um Alles, selbst um das Lisele nicht, daß mir verborgen geblieben wäre, was ich jetzt weiß! Der Mutter ist viel Kummer und Herzeleid in ihren jungen Tagen zu Theil geworden, und als sie graue Haare hatte, kränkte ihr Sohn sie oft und liebte sie nicht, wie ein Sohn seine Mutter lieben muß. Das soll anders werden, Pater Clemens!" und er reichte diesem die Hand.

Der alte Pater ergriff dieselbe und blickte zu seinem Johannes hinan, der vor ihm stand. Johanns Antlitz drückte einen tiefen Ernst aus, es trug zugleich das Gepräge der Entschlossenheit und seine braunen Augen glänzten. Man sagt, die Augen sind der Spiegel der Seele; die seinigen spiegeln die echte Tirolerseele ab, die gute Tirolerseele, die allen Menschen wohl will und fast ganz vergißt, an sich zu denken!

Der Pater konnte der Zukunft seines Lieblings ohne Sorgen entgegensehen! Das erleichterte ihm am Nachmittage den Abschied von Rodau.

„Ich habe Euch mit Gottes Hilfe einen Sohn wiedergegeben, seid ihm eine gute Mutter!" waren die letzten Worte, die er an Cordula richtete. Die ernste, strenge Frau verstand damals noch nicht ganz, was der Pater mit jenen Worten sagen wollte.

Die acht Tage, welche seit seiner Abreise verstrichen sind, haben schon hingereicht, ihr dies klar zu machen. Man beginnt bereits einen milden Sonnenschein zu verspüren, den das Posthaus von Rodau früher nicht

kannte, wir Alle freuen uns desselben, und die blinde Regina segnet seine Wärme, wenn sein Schimmer ihr auch verhüllt ist.

Rodau den 10. September.

Sie starb, wie sie gelebt hatte.

Vorgestern Abend erkrankte Regina. Der Arzt wußte ihrer Krankheit keinen Namen zu geben, sie fühlte keine Schmerzen, aber eine unbeschreibliche Mattigkeit hatte ihren ganzen Körper ergriffen. Immer mehr nahm die Erschlaffung zu, die Sprache war dahin, sie empfing die heilige Wegzehrung, Cordula und Johann wichen nicht von ihrem Lager und wetteiferten in treuer Pflege mit einander.

Am Morgen versank die Blinde in einen todtenähnlichen Zustand, mit geschlossenen Augen lag sie da, das Pochen des Herzens war fast unhörbar. Plötzlich schlug sie die glanzlosen Augen auf, ihre Lippen bewegten sich, ohne doch ein Wort hervorbringen zu können, ihre mageren Hände fuhren hin und her auf der Decke, erhoben sich, ballten sich krampfhaft, Schmerz verzerrte ihre Züge, die ganze Gestalt zuckte zusammen. Cordula beugte sich über die Schwägerin, die mütterliche Freundin herab und fragte sie theilnehmend, ob irgend Etwas sie beängstige; was es auch sei, sie wolle es aus dem Wege räumen, wenn es in ihrer Macht stände. Da bewegten sich Regina's Lippen noch stärker als zuvor, eine leichte

Röthe überflog ihr Antlitz, noch einmal flackerte die verlöschende Lebensflamme hell auf:

„Gib unserem Johann Stieber's Lisele!" sagte sie deutlich.

„Ich verspreche es Dir!" erwiederte Cordula.

Wenige Minuten nachher war die Blinde eine Leiche.

Regina's Leben ist das einer alten Jungfrau gewesen. So lange sie schaffen konnte, schaffte sie für Andere, für Vater und Mutter, für Bruder und Schwägerin, für Neffe und Nichte, und sie fand die höchste Befriedigung in diesem Leben einer alten Jungfrau, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, wie sehr ihre eigene Persönlichkeit zurückstand. Eine dunkle, trübe Zeit folgte, in welcher sie nicht anders als durch gute Rathschläge zu wirken vermochte und Andere für sie schaffen mußten. Doppelt bitter hätte sie diese Unthätigkeit empfunden, wenn sie nicht das Bewußtsein gehabt hätte, in früheren Tagen Denen als Stab und Stütze gedient zu haben, welche jetzt ihr als solche dienten, und vor den Pforten der Ewigkeit wurde ihr noch die hohe Freude zu Theil, im schönsten Sinne des Wortes als alte Jungfrau zu sterben. Sie hatte für das Glück und die Wohlfahrt Anderer gelebt, sie starb dafür, ihr Tod war die Brücke, auf welcher ihr Liebling in das Land irdischer Glückseligkeit hinüberschritt.

Drei Wochen später.

Ein süddeutsches Jordanthal.

Regina ruht schon längst an der Seite ihrer Eltern und ihres Neffen Simon. — Morgen in der Frühe reise ich über Innsbruck und München in meine nordische Heimath zurück. — Heute Abend saßen wir auf der Bank vor dem Hause. Der erste, heftige Schmerz über den Tod der Blinden war gewichen und Alle schauten fröhlich drein, aber Niemand fröhlicher, als des Postmeisters Hansel und an seiner Seite das blonde Lisele, die zum Besuch von Acherling herübergekommen war.

„Der Jordan muß halt sein, wie der Inn, mein' ich, und das Land Canaan wie das Innthal!“ sagte der alte Jörg und blickte in die Ferne.

Schon einmal hatte er so geredet, im Julimonat, nicht lange nach meiner Ankunft in Rodau. „Aber wo ist der Wein?“ fragte Cordula damals und seufzte, sich des heimathlichen Etschthales mit seinen Rebengeländen erinnernd. Heute hatte sie nichts gegen den Vergleich einzuwenden, sondern nickte beifällig zu ihres Ehegatten Rede.

Auch ihr ist der Inn ein Jordan, ein Strom des Segens und des Glückes geworden! Wenn sie ihren Sohn und das Lisele anblickt, erkennt sie, daß eines Sohnes Herz ein köstlicheres Besitzthum ist, als Geld und Aecker, und preist im Stillen den Herrn der Heerschaaren, der ihr einst ein strenger, eifriger Gott war, für seine Güte.

Innsbruck den 4. October.

Abschied.

Heute Nachmittag ging ich nach dem Berge Isel, an welchen sich so eigenthümliche Erinnerungen für mich knüpfen. Wo der alte Jörg und Andrä Stieber heldenmüthig kämpften, wo das Blut von Freund und Feind in Strömen floß, sind jetzt freundliche Spaziergänge und Schießstände angelegt. Mit Entzücken ruht das Auge des Wanderers auf den wildromantischen und wunderlieblichen Landschaftsbildern, welche sich vor ihm entrollen oder es folgt mit erstaunten Blicken den zahlreichen am Bergeshange auf einander folgenden Scheiben, deren letzte sich hoch oben im Waldesdunkel verliert, oder es betrachtet die Denksäulen, welche zur Erinnerung an die Heldenthaten der Tiroler auf dem Berge Isel errichtet und mit erhebenden Inschriften versehen sind.

Das sind nicht bloße Worte, ihr biederen braven Tiroler, wenn ihr die eine Denksäule mit folgender Inschrift geschmückt habt:

«Donec erunt montes et saxa et pectora nostra
Austriae domui moenia semper erunt.»

Ja, ich glaube Euch! „eure Berge, eure Felsen und Leiber werden niemals aufhören, dem Hause Oesterreich als Wall und Wehre zu dienen!"

Als ich spät Abends wieder im Gasthofe eintraf, fand ich auf meinem Zimmer eine mit meiner Adresse versehene

Schachtel vor, die, wie mir die Kellnerin sagte, soeben mit dem Stellwagen angekommen war. Ich öffnete die Schachtel und siehe! aus einem sorglich bereiteten Neste von Heu duftete mir ein herrlicher Blumenstrauß entgegen, der, in einem mit Wasser gefüllten Töpfchen stehend, sich so frisch erhalten hatte, als wenn er erst eben gepflückt worden wäre. Daneben befand sich ein Zettel, auf welchem ich folgende zierlich geschriebene Worte las:

„Werther Herr Hermann!

„Sehr unhöflich wird es Ihnen vorgekommen sein, „daß wir Ihnen bei Ihrer Abreise kein Reisesträuß„chen überreichten; da wir aber wohl wußten, daß „Sie sich heute noch in Innsbruck aufhalten, so hielten „wir es für besser, damit es doch länger frisch bleiben „möge, Ihnen selbes nachzuschicken."

„Wir grüßen Sie nochmals herzlich und bleiben „in Achtung

Cordula und ihre Tochter Philomene."

„Glückliche Reise wünschen Ihnen von ganzem „Herzen

Johann
und der Vatter des Johann,
k. k. Postmeister und Inhaber
des goldenen Franz=Joseph=Verdienstkreuzes."

Auf dem Tische in meinem Zimmer lag zufällig eine Beilage der Innsbrucker Schützenzeitung (64. Nr. 134.) Sie enthielt ein Gedicht, „Abschied von Tirol"

betitelt, in welchem mir besonders folgende Verse so recht aus der Seele gesprochen waren:

Leb' wohl, leb' wohl,
Du Perle Deutschlands, Land Tirol,
Mit deinen Bergen hoch und wild,
Mit deinen Früchten süß und mild,
Mit deinen Föhren schlank und kühn,
Mit deiner Wiesen buntem Grün;
Leb' wohl, leb' wohl,
Du Perle Deutschlands, Land Tirol!

Dein Glaube ist noch unbefleckt,
Von bösem Zweifel ungeneckt,
Und deiner Kinder Sitten rein
Von bösem Trug und bösem Schein;
Leb' wohl, leb' wohl,
Katholisch Land und Volk Tirol.

Da drunten in der Eb'ne tief,
Da sind gar viele Wege schief,
Und scheinen sie auch glatt und fein,
Es ist viel Trug und Lug und Schein;
Leb' wohl, leb' wohl,
Glückselig Land und Volk Tirol!

Auch drunten gibt's viel Treu und Glaub',
Doch decket sie des Weges Staub,
Auch unten schlägt manch Christenherz,
Doch decket es viel Müh und Schmerz;
Leb' wohl, leb' wohl,
Du frisches Land und Volk Tirol!

Und bleib' daheim auf deinen Höh'n,
Wo deine Kräuter fröhlich steh'n,
Und bleib' dem Brauch der Väter treu,
Da brauchst du nicht die späte Reu';
Leb' wohl, leb' wohl,
Du fröhlich Land und Volk Tirol!

Wird's denn daheim auch einmal kraus,
So schau hinauf zum Vaterhaus
Und denk: der dich aus Nichts erschuf,
Der hört auch deinen Weheruf;
Leb' wohl, leb' wohl!
Behüt' dich Gott, du gut Tirol!

Er zeigt dem Adler hohen Weg,
Er führt die Gems' auf schmalem Steg,
Und Kaiser Max an Engelshand
Führt' er hinab die Martinswand;
Leb' wohl, leb' wohl!
Es schütz' dich Gott, der Herr, Tirol!

Der auf dem Sturme geht einher
Und schreitet fest auf wildem Meer,
Der Alpen Stirn in Nebel senkt
Und auch den wilden Gießbach lenkt,
Der will dir wohl
Und schirmt dich, Land und Volk Tirol!

Drum frohen Muth, Tirolerblut,
Und halt' an Kirch' und Kaiser gut,
Und lasse Gottes Mutter rein
Dein Schutz und Schirm und Leben sein;
Leb' wohl, leb' wohl,
Katholisch Land und Volk Tirol!

Und wer ein Ave beten kann,
Der bet' für einen Wandersmann,
Daß Gott ihm seinen Segen schenk'
Und ihn auf allen Wegen lenk'!

Mainz,
Druck von F. Kupferberg.

Mainz,
Druck von F. Kupferberg.

Walter.

Lebensbilder aus Tirol Von einem Nordländer

Mainz 1858